UNIV OF TORONTO LIBRARY

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01581117 7

Gestalten und Geschichten.

Von demselben Verfasser ist im gleichen Verlag erschienen:

Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens, kulturgeschichtlich geschildert.

Mit Bildern erster deutscher Künstler.

Pracht-Ausgabe. 370 Seiten Text mit 248 Illustrationen und 64 ganzseitigen Bildern in Tondruck. 34 Hefte à $1\frac{1}{2}$ Mk., in reichstem Prachtbande 70 Mk.

Ausgabe in Gartenlaube-Format. 370 Seiten Text mit 248 Illustrationen und 24 ganzseitigen Bildern 40 Hefte à 40 Pf., in reichem Einbande 20 Mk.

Porkeles und Porkelessa. Eine böse Geschichte.

Dritte Auflage. Mit besonderem Vorwort des Verfassers. 3 Mark.

S326

Gestalten und Geschichten

Von

Johannes Scherr

Berlin und Stuttgart
Verlag von W. Spemann
1886

MICROFORMED BY
PRESERVATION
SERVICES
DATE OCT 2 9 1991

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Offener Brief

an

M. C. in M.

Sie verlangten, lieber Freund, daß ich „als einer, der kein Blatt vor den Mund nimmt", Ihnen mittheile, was ich über die dermalige Zeitlage im allgemeinen, sowie über diese oder jene Zeiterscheinung im besonderen, zu denken so frei sei.

Dabei vergaßen Sie, daß es gegenwärtig durchaus nicht zeitgemäß und „stilgerecht" ist, kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Die Universalweisheit unsrer Tage, die Opportunität, fordert, daß man nicht nur ein Blatt, sondern viele Blätter, ja ganze Bücher vor den Mund nehme, um entweder nichts zu sagen oder aber nur das zu sagen, was hoch droben oder auch tief drunten zum Wohlgefallen gereichen soll.

Der Byzantismus von heute unterscheidet sich ja von dem früherer Zeiten dadurch, daß jetzt die Streberei ihre Kniebeugungen und Koseworte nicht nur nach oben, sondern auch nach unten hin verschwendet, — je nach den Umständen, je nach der geschäftlichen Konstellation. Schlauköpfe, denen der Zweck alle Mittel heiligt, haben erlickert, daß man auf den Schultern des Volkes nicht weniger hoch und bequem stehe oder sitze, als auf den Stufen eines Fürstenthrons.

Ihr Brief, lieber Freund, kam mir zu Handen, als ich gerade mich anschickte, die druckfertige Handschrift des vorliegenden Buches an den Herrn Verleger zu senden. Sie erinnerten mich an vergangene Zeiten, an gemeinsam gehegte Hoffnungen und gemeinsam geführte Kämpfe. Da ist mir denn der Gedanke gekommen, Ihnen die „Gestalten und Geschichten" zu übermitteln und denselben eine offene Antwort auf Ihr Schreiben vorzusetzen.

Was das Buch angeht, so soll dasselbe kein Kampfbuch vorstellen. Wenn Sie jedoch finden sollten, der alte Triarier von Verfasser habe den Gladius und das Pilum noch nicht endgiltig beiseite gelegt, so kann ich auch nicht viel dagegen einwenden. Im übrigen werden Sie mit gewohntem Wohlwollen erkennen, daß ich, wie manchmal schon, auch hier wieder unternahm, empfänglichen, wissenden und denkenden Lesern und Leserinnen geschichtliche Gestalten und Geschehnisse näherzurücken und Leser und Leserinnen der bezeich-

neten Art in den Stand zu setzen, die Nutzanwendungen selber zu finden und zu ziehen. Ebenfalls nach wiederholt geübtem Brauch habe ich, der Abwechselung halber, zwischen die ernsten Bilder eine satirisch-ironische Zeichnung hineingeschoben und auch sonst da oder dort einen humoristischen Schnörkel angebracht.

Freilich ist mir wohlbewußt, daß das „Ridendo castigare mores“ nicht mehr für „opportun“ gilt und daß es ganz im Gegentheil heutzutage „realpolitisch“, „stilgemäß“ und „fruktificirend“ ist, die Unsitten, Narrheiten und Laster seiner mehr oder minder lieben Mitmenschen zu ermuntern und zu fördern, zu bemänteln oder zu beschmeicheln. Aber Sie wissen ja, ich bin ein Republikaner von altem Schrot und Korn. Als solcher habe ich allzeit in mir einen konservativen Zug gehegt, d. h. ich bin stets in allem und jedem für Konservirung des gesunden Menschenverstandes gewesen, über welchen sich hinwegzuschwindeln dermalen so „opportun“ ist. Auch einen aristokratischen Republikaner mögen Sie mich immerhin nennen, insofern ich mir die Gleichstellung mit jedem beliebigen Löhl, Lümmel oder Lump ganz offen und entschieden verbitte und insofern ich mir erlaube, die Lügenlehre von einer absoluten Gleichheit und Gleichberechtigung der Menschen für eine absurde und naturwidrige Fabel zu halten, von Gaunern erfunden, um damit Gimpel und Simpel einzufangen. Am Ende aller Enden ist in unserer sittlichschlaffen, wirrfäligen und zerfahrenen

Zeit jeder Mensch von Wissen, Grundsätzen und Sitten ein Aristokrat, d. h. ein Mann, der, unbekümmert um die Meinung der Menge, seinen Weg geht und Lob oder Tadel vonseiten des vornehm süßen wie des gemein-sauern Pöbels gleich geringschätzt.

Ueber kurz oder lang werden sich, glaube ich, alle Denkenden und Redlichen, ganz ohne Rücksicht auf die bornirten Parteilosungen des Tages, zu einer Aristokratie im besten, will sagen im eigentlichen und wahren Sinne des Wortes zusammenthun müssen, zu einer Aristokratie, deren Zweck und Ziel die Verabscheuung und Bekämpfung von allem Dummen, Gemeinen, Rohen und Schwindelhaften sein wird. Jede Demokratie aber, welche, wie das der schweizerischen bis zur Stunde nachgerühmt werden kann, auf Gesundheit, Gedeihsamkeit und Dauer Anspruch machen will und darf, hat eine solche Aristokratie nöthig. Ohne die selbe fällt sie langsamer oder rascher, aber unaufhaltsam zur Anarchie ab und aus dieser geht naturnothwendig die Tyrannis hervor, erst in der Gestalt pöbelherrischer Rohheit, dann in der Form des Säbelregiments. Wer diese Wahrheit nicht einzusehen vermag, der sollte in öffentlichen Angelegenheiten mitzureden nicht sich erdreisten. Wer sie nicht einsehen will, ist weiter nichts als ein „Geschäftlimacher" in Politik.

Aber was rede ich von Aristokratie und Demokratie, von Republik und Monarchie? Bei näherem Zusehen haben diese Bezeichnungen nur noch die Bedeutung von Worten ohne substanziellen Gehalt.

Wenigstens in den Ländern, welche wir als „civilisirtes Europa" zu bezeichnen pflegen. Was darüber hinausliegt, wollen wir vorderhand beiseite, d. h. in ihrer halben oder ganzen Barbarei liegen lassen. So weit das civilisirte Europa reicht, sind, im ganzen und großen, die physischen und moralischen Lebensbedingungen so ziemlich überall dieselben oder wenigstens sehr ähnliche. Folglich hat eine vorschreitende Uebereinstimmung der Anschauungen, der intellektuellen und materiellen Bedürfnisse, sowie ihrer Befriedigungsweise, und demnach auch eine deutlich sichtbare Ausgleichung der politischen Unterschiede und Gegensätze mehr und mehr sich entwickeln müssen. Die Principien des Privatrechts und die Praktiken der Strafrechtspflege, die Aufgaben der Polizei, die Formen der Verwaltung, die Normen des Verkehrswesens sind in der Hauptsache überall dieselben. Man muß nur Wesenheiten und Redensarten zu unterscheiden wissen. Die Fürstensouveränität ist im Grunde ein gerade so abstraktes Ding wie die Volkssouveränität. Mit dieser putzt man in Republiken, mit jener in Monarchieen die brutale Thatsache heraus, daß es nur eine wirkliche und wesenhafte Souveränität gibt: die Naturnothwendigkeit. Mit dem unerbittlichen Drang und Zwang derselben möglichst leidlich sich abzufinden, das ist die Aufgabe der Gesellschaft. Die menschliche Civilisation stellt sich dar als das Produkt aller die Jahrhunderte und Jahrtausende herab gemachten Versuche, diese Aufgabe zu lösen. Die Lösung ist aber

im Verlaufe der Zeit keineswegs leichter, sondern vielmehr immer schwerer geworden. Warum? Darum, weil mit den Vorschritten der Kultur die Ansprüche der Menschen und zwar der Menschenmassen an das Leben nicht nur gewachsen sind, sondern weil diese Ansprüche jene Vorschritte sogar weit überholt haben.

Es ist also ein schreiendes Mißverhältniß vorhanden zwischen dem, was die Massen begehren, und dem, was die bislang vonseiten der Civilisation erreichte Abfindung mit der Naturnothwendigkeit zu gewähren vermag. Dieses Mißverhältniß nennt man die sociale Frage.

Dem deutschen Reichsregiment gebührt die Ehre, zuerst von staatswegen und im großen gesetzgeberischen Stile den Versuch unternommen zu haben, auf diese schicksalsschwere Frage eine Antwort zu finden oder wenigstens zur Beantwortung derselben erheblich beizutragen. Ich habe meine unmaßgebliche Ansicht über solches muthige Beginnen anderwärts in diesem Buche — („Wallfahrt nach Mariä-Einsiedeln") — freisam ausgesprochen und will Sie, lieber Freund, darum hier weiter nicht damit behelligen. Gestatten Sie mir nur, beizufügen, daß ich meine, der Schwindelglaube an die dumme Lüge, die Menschen seien von naturwegen frei und gleich, werde stets ein Haupthinderniß einer möglichen, d. h. annähernden Lösung der sogenannten socialen Frage sein. Man sollte doch endlich aufhören, der nackten Wahrheit, daß die Menschen von naturwegen kläglich unfrei und unberechenbar ungleich

sind, das angeblich „naturrechtliche" Phrasenmäntelchen umzuhängen. Ueberhaupt wäre es an der Zeit, die Natur zu nehmen, wie sie ist. Falls es nicht unstatthaft sein würde, derselben irgendwelche moralischen Eigenschaften anzudichten, müßte man sagen, es habe nie ein kindischeres Geschwätz gegeben als das von der „allgütigen Mutter Natur". Viel gerechter könnte man diese „allgütige Mutter" die fühlloseste aller Tyrannininnen nennen und sie als mit einem starken Zug von Bosheit behaftet darstellen. Sodann möchte ich über das vorhin flüchtig gestreifte Thema auch noch bemerken, daß, meines Erachtens, das Problem einer gesellschaftlichen Reform gar viel von seiner Schwierigkeit und Gefährlichkeit verlieren würde, wenn nur erst die Menschen begreifen wollten, daß sie vor allem sich selber reformiren sollten. Die Pestilenz des Größenwahns ist der Hauptschaden unserer Zeit. Die Leute wollen über ihr Wissen und Können, über ihren Stand und ihre Mittel hinaus. Daher der geschäftliche Schwindel und die knechtische Streberei, daher die Verstumpfung des Gewissens und die Verwischung des Pflichtbewußtseins, daher die Verlotterung der Charaktere und die Verluderung der Sitten.

Wenn das socialpolitische Vorgehen der Reichsregierung die verschiedenartigsten Beurtheilungen erfahren hat und erfährt, so lag und liegt das im Wesen der Sache. Man kann darüber doch sehr verschiedener Ansicht sein und sollte nicht gleich als „Reichsfeind" verschrieen werden, wenn man an das staatssocialistische

Evangelium nicht zu glauben vermag. Es läßt sich aber auch nicht leugnen oder vertuschen, daß sogar unter den entschiedensten Reichsfreunden — so man nicht etwa als Muster von solchen byzantinische Hofpastoren und alexandrinische Hofprofessoren angesehen wissen will — neuerdings ein bedenkliches Kopfschütteln über dies und das in unserm Deutschen Reich Gethane und Geschehene sichtbar geworden ist.

Jeden aufrichtigen Patrioten hat es mit tiefer Betrübniß erfüllt, wenn er mit ansehen mußte, was für centrifugale Experimente vom Reichscentrum selbst ausgingen und wie der unselige Partikularismus gerade dort Pflege und Ermunterung fand, wo er am wenigsten eine Brutstätte haben dürfte. Wie sollte denn der nationale Gedanke nicht geschwächt werden, wenn partikularistische Wollungen geradezu übermüthig sich breitmachen können? Mittels Eintreibung von solchen Keilen wie der bairische und der preußische Auslieferungsvertrag mit Rußland wird der ohnehin leider vom Anfang an nur sehr losegefügte Reichsbau wahrlich nicht gefestigt. Das Deutsche Reich ist ein Bundesstaat und mit dieser Thatsache muß gerechnet werden. Aber wenn damit fortgefahren wird, in der jetzt beliebten Tonart die Territorialsouveränität — gräßliches Wortmonstrum! — zu betonen und der Nation allfort die „verbündeten Regierungen" gegenüberzustellen, so werden wir, fürchte ich, in nicht gar zu ferner Zeit wieder beim seligen Bundestag angelangt sein.

Um den Frieden ist es ein herrlich Ding. Die fünfzehn Friedensjahre seit der Wiederaufrichtung des Reiches sind für die Nation ein unberechenbar großer und dankbar anzuerkennender Segen geworden. Man kann die Größe desselben schon an der einzigen Thatsache ermessen, daß binnen dieser fünfzehn Jahre Deutschland für das wiedergewonnene Straßburg mehr, viel mehr zu thun vermochte, als Frankreich binnen zweihundert Jahren dafür gethan hatte. Wenn nur nicht auch in den Kelch der Befriedigung über die Erhaltung des Friedens ein so schwerer Wermuthstropfen fiele! Wenn wir nur nicht fragen müßten: War denn der Friede schlechterdings nur durch die Allianzen mit dem wiener und dem petersburger Hof aufrechtzuhalten? War für diese noch dazu sehr fragwürdigen Freundschaften der Preis, d. i. die völlige Preisgebung des Deutschthums und seiner Kulturmission in Oestreich-Ungarn und in Rußland, nicht ein zu hoher? Wird diese Preisgebung sich dereinst nicht bitterlich rächen?

Ach, ich fürchte, sie wird es nur allzu sehr, wann die Zeit kommt — und sie kommt so gewiß wie zweimal zwei gleich vier ist — die Zeit, wo unser Volk mit der Slaverei und Sklaverei auf Tod oder Leben um sein Dasein ringen muß. Dannzumal wird man zu spät erkennen, was es heiße, um der Gegenwart willen die Zukunft verspielt zu haben.

Predigt denn die Geschichte immer vergeblich mit ihrer Feuerzunge? Lehrt sie umsonst, daß die Rene-

goten der Nationalität, Personen und Volksstämme, die grimmigsten Hasser der Nation werden, von welcher sie abgefallen sind? Blickt ins Elsaß und — anderswohin! Seht euch jene östreichischen Aristokraten, Bureaukraten, Advokaten und Literaten an, welche sich nicht einmal die Mühe genommen haben, ihre grunddeutschen Namen zu czechisiren, zu polonisiren, zu slovakisiren, zu magyarisiren, bevor sie sich als Deutschenfresser aufspielten. Jeder jetzt der Verslavung preisgegebene Deutschöstreicher oder Balte ist ein künftiger Feind Deutschlands. Das ist nicht mit einem achselzuckenden „Zukunftsmusik!" abzufertigen. Zukunftsmusik? Ja wohl! Eine Zukunftsmusik, welche für die nationale Existenz unseres Volkes zum Todtenmarsch werden könnte.

Sollen etwa die Einbußen, welche das Deutschthum in Oestreich und Rußland erlitt und erleidet, hereingebracht und ausgeglichen werden durch koloniale Erwerbungen in Afrika und Australien? Das möchte ja recht schön sein, wären wir nur zur Theilung der Erde nicht zu spät gekommen und hätten uns die Engländer, Holländer, Franzosen, Spanier und Russen noch etwas anderes übriggelassen als Abhub. Das Unglück unseres Landes hat es gewollt, daß wir im 16. und 17. Jahrhundert, als andere Völker die Kolonialerde auftheilten, keine Zeit zur Betheiligung an diesem Geschäfte hatten. Wir mußten ja unsere Zeit und unsere Kraft mit elendem Pfaffengezänke verplämpern, mußten dreißig Jahre lang jene Kriegsfurie

aushalten, welche uns zum tiefsten Jammer herabbrachte, den jemals ein Volk durchgelitten hat. Und wir sind unverbesserlich. Wenn es nur auf unsere römischen Fanatiker hüben und auf unsere lutherischen Zeloten drüben ankäme, die grauenhafte Erinnerung an den dreißigjährigen Krieg würde sie nicht abhalten, ihren Streit um Wind und Worte abermals mit Kanonenmäulern zu führen.

Wie weit doch sind wir an des 19. Jahrhunderts Neige hinter die große, von blödsichtigen Romantikern und ihrem gannerischen Anhang verleumdete Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts zurückgeworfen worden! Dazumal hatten Vernunft und Duldsamkeit wie auf lutherischen Kanzeln so auch in katholischen Klöstern Heimstätten und gab es sogar aufgeklärte und duldsame Päpste. Dermalen, wo die Spatzen auf den Dächern vom „Fortschritt" plappern, dürfen geistesarme und bildungslose Fanatiker von hüben und drüben sich erfrechen, gegen das Größte und Schönste, was der deutsche Geist geschaffen, zu zetern und gegen unsere erlauchtesten Kulturheroen ihren pfäffischen Geifer auszulassen.

Aber die Gerechtigkeit fordert, daß die Anklage auf Parteibornirtheit und Unduldsamkeit nicht nur nach der einen Seite hin erhoben werde, sondern auch nach der andern. Denn — so wunderlich es klingen mag — es gibt ja heutzutage auch eine Orthodoxie des Unglaubens und diese hat ebenfalls ihre Pfaffen, welche nicht anstehen würden, mit Eisen und Feuer gegen

Andersdenkende zu wüthen, so sie es vermöchten. Von einem derselben — dem „Philosophen" Ueberweg — besitzen wir schwarz auf weiß das rührende Bekenntniß seiner Sehnsucht nach „Fanatikern des Materialismus, welche mit Wonne die katholischen und protestantischen Christen sammt den alten Rationalisten niederkartätschen, wenn es noththut, dreißig Jahre lang". Also auf inquisitorische Großthaten, auf Massenabschlachtungen der Gegner, auf Albigensergräuel liefe das materialistische Kakangelium hinaus? Auch die Bonzen dieses Afterglaubens würden vor einem dreißigjährigen Kriege nicht zurückschrecken? Vielleicht merken sich das doch unsere Bildungsphilister, die gewohnt sind, jeder Narrethei, welche sich für „Fortschritt" auszugeben und in die Mode zu bringen versteht, ihre denkträge Zustimmung zu geben.

Trügen nicht alle Zeichen, so ist die Zeit gekommen, wo eine grundsätzliche Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche als unausweichliche Nothwendigkeit sich darstellt. Diese Auseinandersetzung muß und wird zur vollständigen Trennung der beiden Anstalten führen, mögen sich noch so viele Bedenken dagegen geltend machen. Warum ist der sogenannte „Kulturkampf" so kläglich mißlungen? Weil gegen ein Princip, was der Papalismus ist, mit Erfolg nur wieder ein Princip ins Feld geführt werden kann, nicht aber eine principlose Opportunitätspolitik, welche „von Fall zu Fall" mit einem nimmersatten und nie zu versöhnenden Feinde hinüber und herüber um dauerlose gegenseitige

Gefälligkeiten marktet. So oft der Staat in einen „Do-ut-des"-Schacher mit der Kirche sich einläßt, wird er der verlierende Theil sein.

Die Schwankungen in der Kulturkampfführung haben in die innere Reichspolitik überhaupt eine unleugbare Unstätheit gebracht. Aber der traurige Nothbehelf, heute diese morgen jene Partei gegen die andere auszuspielen, konnte nicht vorhalten und hat auch wesentlich mit dazu beigetragen, das Ansehen des Reichstags herabzumindern. Diese Herabminderung ist aber ein Schaden für unser Land, weil nur ein kräftiges und geachtetes Nationalparlament dem wieder so lustig sich manifestmachenden Partikularismus die Stange halten kann. Sie wissen, lieber Freund, ich bin kein Schwärmer für den Parlamentarismus. Abgesehen von vielem anderen, schon darum nicht, weil ich mich an der parlamentarischen Komödie, wie sie im Musterland des Parlamentarismus, in England, jahraus jahrein gespielt wird, gründlich verekelt habe, vollends seitdem der gedunsene Konfusionär und Wortschaumblasenbläser Gladstone der Oberregisseur des Stückes geworden ist. Aber so lange kein Mensch zu sagen weiß, was denn im Deutschen Reich an die Stelle des Parlaments gesetzt werden soll — wohlverstanden, mit Berücksichtigung der Kulturstufe der Nation — so lange ist es die unumgängliche Pflicht einer nationalen Politik, den Reichstag nicht herabzudrücken, sondern vielmehr zu heben und zu stärken. Daß die Reichstagsbäume nicht in den Konventshimmel wachsen wer-

den, dafür ist ja ausgiebig genug gesorgt. Aber auch abgesehen davon, reicht schon das abschreckende Beispiel, welches die dritte französische Republik gibt, wie die erste und zweite es gab, vollständig aus, sogar superlativischen Phantasten das Gelüste des Konventspielens zu vertreiben.

Freilich soll auch nicht verschwiegen sein, daß der Reichstag die erlittene Einbuße an Ansehen und Geltung mitverschuldet hat. Denn keineswegs ist er immer auf der Höhe seiner Aufgabe gestanden. Parteien gab es, gibt es, wird es geben allzeit. Sogar in geknechteten Ländern, so lange es dem Despotismus nicht gelingen wird, die Menschen des Denkens gänzlich zu entwöhnen. In freien Staaten, sofern sie politischer Gesundheit sich erfreuen, gehen aus dem Wettstreit der Parteien um den Besitz der Macht die treibenden und schaffenden Kräfte hervor. Aber jede heilsame Wirkung des Parteilebens hört auf, sobald dasselbe Selbstzweck wird. Dann treten an die Stelle des höchsten Gesetzes, welches gebietet, das Vaterland wie über die eigene Ansicht so auch über die Parteimeinung zu stellen, die Parteibornirtheit und der Fraktionsegoismus und diese, verbunden mit persönlicher Eitelkeit und Großmannssucht, wirthschaften dann so, wie sie — es ist nicht zu leugnen oder zu beschönigen — in unserem Reichstag auch schon gewirthschaftet haben.

Einen Beweis für solche Wirthschaft lieferten, beispielsweise zu reden, in den Augen unbefangener Urtheiler die Verhandlungen, welche zur Verwerfung des

Tabakmonopols führten, das ja doch kommen muß, wie auch das Branntweinmonopol wird kommen müssen. Macht sich doch überall, nicht etwa nur in Deutschland, einer angeblich volksfreundlichen Phraseologie gegenüber mehr und mehr die Einsicht geltend, daß mittels des Systems direkter Besteuerung die ins Maßlose wachsenden Bedürfnisse der Staaten- und Gemeindehaushalte in die Länge schlechterdings nicht zu befriedigen seien. Man wird also über kurz oder lang, wahrscheinlich aber über kurz, überall zur indirekten Besteuerungsweise greifen müssen, welche, wenn mit redlicher und unerbittlich scharfer Belastung des Luxus verbunden, immerhin die annähernd gerechteste ist. Denn sie trifft den Schlechten wie den Gerechten, während bei direkter Besteuerung jener zumeist frei ausgeht, weil die gescheiden, fleißigen und sparsamen Menschen die Staats- und Gemeindelasten für die dummen, faulen und lüderlichen Leute mittragen müssen.

Es wäre Thorheit, leugnen zu wollen, daß die innere und die äußere Lage unseres Vaterlandes voll von Gefahren ist. Ob der Zollkrieg, den das deutsche Reich gegen seine Nachbarn angehoben hat, volkswirthschaftliche Siege erringen werde, darf schon jetzt als problematisch bezeichnet werden. „Schutz der nationalen Arbeit" — das klingt ja recht schön. Aber ein mitten in Europa gelegenes Land chinesisch gegen die Nachbarschaft abmauern zu wollen, ist heutzutage ein unmögliches Unterfangen, und auf eine solche Abmauerung müsste die „neue Wirthschaftspolitik" folge-

richtig ausgehen. Schon jetzt ist es Thatsache, daß es gerade so schutzzöllnerisch, wie man ins Ausland hinausruft, aus dem Ausland hereinschallt und daß die Nachbarn, wenn wir *ihren* Juden hauen, sich beeilen, *unsern* Juden ebenfalls zu hauen. Fragt sich also, wer das Hauen länger treiben, d. h. das Gehauenwerden länger vertragen könne. Ich fürchte sehr, *unser* Jude werde der zuletzt und am schmerzlichsten gehauene sein, wie ja auch das plötzlich, mitten im Frieden und à la Moskow gehandhabte System der Massenaustreibungen von Fremden über kurz oder lang schwer auf Deutschland zurückfallen könnte. Denn welches Volk hätte einen größeren Wandertrieb als wir? Welches Land wäre so wie das unsrige durch den Ueberschuß seiner Bevölkerung gezwungen, alljährlich hunderttausende seiner Kinder in der Fremde ihr Brot suchen zu lassen?

Die Stellung des deutschen Reiches nach außen kann einem Patrioten, dessen Urtheil nicht auf die Tonart der ganz oder halb amtlichen Presse gestimmt ist, ebensowenig befriedigend erscheinen als die innere Sachlage. Unser Land hat keinen aufrichtigen Freund in Europa, so man nicht etwa die Kaiser von Oestreich und von Rußland für aufrichtige Freunde halten wollte. Gesetzt aber auch, sie wären es, würden sie es wohl im Nothfall durch die That bewähren wollen, bewähren können? Zur Bejahung dieser Frage gehört eine vierdimensional-spiritistische Köhlergläubigkeit. Die Völker für uns zu gewinnen, ja, das passte nicht in den

Rahmen der vielgepriesenen Realpolitik. Das einzige Volk, welches uns aufrichtig und herzlich befreundet war, das deutsch-östreichische, hat man recht absichtlich und mit Hohn ab- und zurückgestoßen, zur jubelnden Freude unserer Todfeinde, der Römlinge und der Slaven.

Im übrigen, lieber Freund, ist die Freundschaft der Völker auch ein zweifelhaft Ding. Ein unzuverlässig Ding vielmehr, gerade herausgesagt. Wir wollen, dessen zum Beweise, uns nur einer, aber schlagenden historischen Thatsache erinnern. Die Franzosen ließen sich für die Anno 1859 Italien geleistete Hilfe einen sehr hohen Preis bezahlen, Savoyen und Nizza, und vorenthielten außerdem Rom gewaltsam den Italienern. Preußen schenkte Anno 1866 mittels seiner Siege in Böhmen den Italienern Venedig und die deutschen Sieger von Sedan gaben dann Italien Rom. Wenn also unter Völkern so etwas wie Freundschaft und Dankbarkeit vorhanden, müssten die Italiener treue Freunde Deutschlands sein. Sie waren es aber nicht. Denn es steht aktenmäßig fest, daß es im Hochsommer von 1870 nur von dem Willen Napoleons des Dritten abhing, ein italisches Heer gegen Deutschland marschiren zu machen. Hätten die Jesuiten, welche die Donna Eugenia gängelten, dieser gestattet, ihrem Herrn Gemahl zu erlauben, daß. er Rom und den Papst preisgäbe, so würde der „König-Ehrenmann" Vittorio Emanuele in großem Maßstabe ganz dasselbe getham haben, was der urtheilslose Phantast Garibaldi im

kleinen that. Sehen Sie, so viel hat es mit der Freundschaft und Dankbarkeit von Völkern auf sich. Moral: Unser Volk kann sich nur auf sich selbst verlassen und ist ganz und gar auf die eigne Kraft angewiesen.

Aller Wahrscheinlichkeit zufolge wird diese Kraft, deren Mehrung eine Pflicht aller Parteien ist und der Wunsch und Wille aller Deutschen sein sollte, zunächst noch einmal gegen die Franzosen sich zu bethätigen haben. Die grotesken Grimassen und Sprünge des Revanchecancans, welchen die Déroulède und Mitligisten jenseits der Vogesen zum Besten geben, haben ja immer ein gar „groß Publikum". Je abgeschmackter ein Spektakel, desto größer allzeit und überall der Zulauf und der Beifall vonseiten des süßen und des sauern Pöbels, des behandschuhten und des unbehandschuhten Janhagels. Verständige und wissende Franzosen machen den Phrasentanz der Déroulèderie nicht mit; allein sie sind, wie die Verständigen und Wissenden allenthalben und immer, in der Minderheit. Die ungeheure Mehrheit unserer lieben Nachbarn jenseits der Vogesen ist zweifelsohne déroulèderisch gestimmt und gesinnt und demnach wird das deutsche Reich noch für eine gute Weile mit dem gallisch-größewahnwitzigen Chauvinismus zu rechnen haben. Sind doch die hundert deutschen Siegesschläge von 1870—71 nicht hinreichend gewesen, dem richtigen Gallierthum seinen Hochmuthsteufel auszutreiben. Dieser Hochmuthsteufel möchte lieber heute als morgen wieder Unheil stiften und wird

wohl keine Ruhe geben, bis ihm seine Hörner und Krallen radikal abgehauen sind.

Unter sothanen Umständen ist es ein, wie ich glaube, nicht gering zu achtendes Merkmal, wenn neuester Zeit dann und wann die Stimme eines Franzosen von Verstand und Wissen zu uns herüberkommt, eine Stimme, welche nicht déroulèderisch fistulirt, nicht chauvinistisch bramarbaßt, sondern offen und einfach die Wahrheit sagt, wie sie der Graf D'Hérisson unlängst in seinem „Journal d'un officier d'ordonnance" (1885) seinen Landsleuten gesagt hat. Ernstzunehmende deutsche wie französische Patrioten, Männer von Kopf und Herz hüben und drüben, die haben das Gefühl und Bewußtsein, daß von der Möglichkeit einer Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich ein gut Theil der Zukunft Europa's, ja der Menschheit abhänge. Deutsche und Franzosen, ehrlich verbündet und einander ergänzend, könnten — ich habe das schon vor Jahren nachdrucksam ausgesprochen — mitsammen die Welt beherrschen. Vielleicht wird diese Wahrheit einmal anerkannt und von praktisch-politischer Bedeutung, wann Europa durch die ungeheuren socialen Krisen und Katastrophen, welche ihm bevorstehen, hindurchgegangen ist.

Aber ich sehe, daß dieser Brief länger geworden, als es für einen Brief sich schickt, und schließe daher denselben, obzwar noch dies und das zu berühren wäre, was wohl der Rede werth. Manches von dem Gesagten wird nach Ihrem Sinne sein, anderes nicht.

Doch wir beide haben ja nie zu den Holzköpfen gehört, welche sich einbilden, es dürfe in der Welt keine von der ihrigen abweichende Anschauung und Auffassung geben, weil nur in ihrem engen Schädelraum alle Weisheit und Wahrheit aufgestapelt sei. Wo aber und wie immer Ihre Ansichten von den meinigen sich entfernen mögen, lieber Freund, mein ganzer Brief wird Ihnen — dessen bin ich gewiß — doch den Eindruck hinterlassen, daß man ein guter Deutscher und ein warmer Reichsfreund sein könne, auch wenn man seine Studien nicht im theologisch historischen Seminar von Byzanz gemacht hat.

Ich grüße Sie und hoffe, wir werden auch im neuen Jahre die Alten bleiben.

Zürich, Neujahr 1886.

J. B.

Die Borgia.

Oktober 1885.

Begier nach Macht und Genuß war der Trieb jener Zeit, wo die Lehre Epikurs das Christenthum bezwungen hatte. Die wollüstige Natur erscheint fast in jedem hervorragenden Menschen jener Epoche. In dieser lasterhaften Gesellschaft galt es nur, Menschen und Dinge als Werkzeuge der Selbstsucht auszubrauchen. Wo ein kräftiger Wille dabei erschien, wurde er mörderisch. Jene Zeit verübte und ertrug das Furchtbare, als wäre es Natur.

F. Gregorovius,
Gesch. Roms i. M.-A. VII, 411.

I.

„Ich bin Papst, Pontifex, Statthalter Gottes!“ jubilirte im Morgengrauen vom 11. Augusttag 1492 der Kardinal Don Rodrigo Borgia, als im Konklave der Kardinal-Skrutinator verkündigt hatte, daß der Name Borgia siegreich aus dem Wahlkelche hervorgegangen sei.

„Also nimmst du die Wahl zum höchsten Priester an?“ fragte der Dekan des heiligen Kollegiums den Gewählten.

„Accepto. Ich bin Papst, ich bin der Vikar Christi! Bringt mir den Fischerring, Stola und Dalmatika.“

Und wieder der Kardinaldekan: „Heiliger Vater, welchen Namen will deine Heiligkeit tragen?“

„Alexander.“

„Alexander, des Namens der Sechste, wir grüßen dich und huldigen dir.“

Während der neue „Statthalter Gottes“ mit dem päpstlichen Gewande bekleidet wurde, brach man die vermauerte Balkonfensterthüre auf und unter Vortragung des Kreuzes erschien der Papst auf dem Altan, um sich dem Volke zu zeigen, das die Glocke des Kapitols herbeigerufen hatte. Dann zog das heilige Kollegium in Prozession in den Sankt Peter hinab, allwo Alexander der Sechste auf den über dem Hauptaltar errichteten Thron erhoben und gesetzt wurde. Das Volk, welches die Räume der Apostelkirche füllte, jauchzte dem Inthronisirten zu, wie es jeder neuen Macht zuzujauchzen pflegt.

Der heilige Geist, welcher bekanntlich die Päpstewahlen leitet, hatte sich diesmal in einer Gestalt geoffenbart, welche in Rom keineswegs eine neue war, nämlich in einer güldenen. In diesem Rom, allwo schon zur Zeit Jugurtha's alles feil gewesen, später dann Imperatorenskepter und noch später Pontifexiaren in mehr oder minder öffentlicher Auktion erstanden worden waren, galt nur das Geld. Rodrigo Borgia hatte auf den „Stuhl Petri“ am meisten zu bieten vermocht und folglich war ihm derselbe zugeschlagen worden. Wahlen kosteten und kosten viel zu allen Zeiten — man denke nur an die englischen Parlamentswahlen! — und es war daher nur billig, daß Päpstewahlen im Preistarif hoch angesetzt waren. Das Papstgeschäft ist ja zur Zeit des sechsten Alexanders ohne Frage das rentabelste auf Erden gewesen. Selbst der Sultan konnte kaum mit dem Vikar Christi konkurriren. Aus dem „Felsen Petri“, d. h. aus dem Wahnglauben der Völker, waren unendliche Ströme, nicht von Wasser, aber von

Gold und Silber zu schlagen. Die Himmelsschlüssel, welche der Statthalter Gottes handhabte, waren mehr als der Stab Mosis, sie waren die Uebersetzung des Märchens von Fortunati Säckel und Wünschhütlein in die Wirklichkeit. Ja, dazumal gab es einen „Zauberer von Rom".

Don Rodrigo Borgia war ein Mann, der zu rechnen verstand. Er wußte, daß der Stuhl Petri die beste Kapitalanlage vorstellte. Er war daher zu Ihren Eminenzen, den Herren Kardinälen, gekommen, wie weiland Zeus zur Danae kam, goldregnend. Seine Dukaten erwiesen sich als von so unwiderstehlicher Beredsamkeit, daß sie sogar aus zwei Konkurrenten, den Kardinälen Sforza und Orsini, zwei dienstbeflissene Makler machten. Von den 23 kardinalischen Wahlmännern waren nur fünf so hinter ihrer Zeit zurückgeblieben, verstanden nur fünf vom Handel und Wandel, von Angebot und Nachfrage so wenig, daß sie sich weigerten, mit der Firma Borgia ein Geschäft zu machen. Es gibt eben zu allen Zeiten wunderliche Käuze, Narren auf Tugendstelzen so zu sagen, welche unpraktisch genug sind, besser sein zu wollen als ihre Zeitgenossen.

Die spanische Firma Borgia, wie die Italiener, oder Borja, wie die Spanier schrieben, war übrigens auf dem „Platze" Rom schon seit längerer Zeit fest und breit begründet. Es ist auch im Jahre 1492 nicht zum erstenmal geschehen, daß sie in Tiaren spekulirte. Sie hatte Erfahrung im Geschäft und wußte, wie es zu machen wäre. Für den Begründer des Hauses in dessen geschäftlicher Bedeutung ist jener zu Xativa bei Valencia 1378 geborene Alfonso Borja anzusehen, welcher als Geheimschreiber Alfonso's von Aragon mit diesem aus

Spanien nach Italien herüberkam. Als sein Dienstherr und Gönner König von Neapel geworden, wurde Borja Bischof von Valencia und zur Belohnung für den Fanatismus, womit er gegen jede Reformregung in der Kirche anging, im Jahre 1444 Kardinal. Keine seiner Miteminenzen eiferte heftiger als er gegen die schüchtern-reformistischen Anläufe, welche das Koncil von Basel gemacht hatte, und darum war es ganz in der Ordnung, daß er 1455 als Kalixt der Dritte auf den Stuhl Petri erhoben wurde.

Der Papst zog seine zahlreiche spanische Sippschaft nach Rom, wie denn zu dieser Zeit überhaupt die Hispanisirung Italiens anhob, ein Beginnen, welches mit dem dazumaligen Aufsteigen Spaniens zu einer Großmacht zusammenfiel und im Kausalzusammenhang stand. Dasselbe Jahr 1492, welches den Neffen Kalixts des Dritten zum „Vikar Christi" machte, sah den Sieg des unter den „katholischen Königen" Ferdinand und Isabella vereinheitlichten Spaniens über Granada, das letzte morische Reich auf spanischem Boden, und wenige Monate darauf signalisirte der in der Morgendämmerung des 12. Oktobers vom Bord der „Pinta" erschallende Ruf „Tierra! Tierra!", daß die zweite Halbkugel der Erde wiedergefunden und Spanien berufen sei, über unermessliche Länderstrecken jenseits des atlantischen Oceans zu gebieten.

Papst Kalixt sah mit besonderer Gunst die Kinder seiner Schwester Isabella an, welche mit dem valencianischen Hidalgo Jofred Lanzol verheiratet war. Ihre beiden Söhne Pedro Luis und Rodrigo nahm der heilige Vater an Kindesstatt an und ließ sie den Namen Lanzol mit dem Namen Borgia vertauschen. Den Pedro Luis

machte er zum Stadtpräfekten von Rom, zum Bannerherrn und General der Kirche, zum Herzog von Spoleto und zum päpstlichen Vikar in Terracina und Benevent. Auch der um ein Jahr jüngere Rodrigo kam nicht zu kurz. Dem erst Fünfundzwanzigjährigen setzte der Oheim den Kardinalshut auf i. J. 1456 und zwölf Monate später gab er ihm eins der höchsten und einträglichsten Aemter in der römischen Hierarchie, die Vicekanzlerschaft der Kirche. In dieser Stellung hatte Se. Eminenz Don Rodrigo vollauf Gelegenheit, die Schätze aufzuhäufen, mittels welcher er später sein großes Bestechungsgeschäft zu machen vermochte. Der zu Ende des Jahres 1458 erfolgte Tod seines kinderlosen Bruders Pedro Luis mehrte die Reichthümer des Kardinals höchst beträchtlich und der schon etliche Monate früher eingetretene Hingang des päpstlichen Oheims that seiner Stellung und Bedeutung keinen Abbruch. Er wußte sich unter den vier auf einander folgenden Pontifikaten von Pius dem Zweiten, Paul dem Zweiten, Sixtus dem Vierten und Innocenz dem Achten in seinen Würden zu behaupten, ohne diese Würden irgendwie zu Bürden werden zu lassen. Don Rodrigo nahm den Kardinalpurpur auf die leichte Achsel und verstand selbigen so recht cavalièrement zu tragen. Burschikos sogar, also, daß deutsche Studenten ihn mit Fug ein „fideles Haus", einen „forschen" Kardinal genannt haben würden. Pius der Zweite freilich sah die Aufführung des Vicekanzlers der römischen Kurie mit etwas anderen Augen an. Beweis hierfür der Brief, welchen der Papst am 11. Juni von 1460 an Don Rodrigo richtete, weil eine Orgie, die der Herr Kardinal im üppigen Siena in den Gärten des Messer Giovanni de Bichis mit einer Schar junger

Mädchen und Frauen gefeiert hatte, ungewöhnlich viel zu reden gegeben. Es sei doch zu arg — meinte der heilige Vater — daß ein Mann, welcher „das Bisthum von Valencia, das erste in Spanien, innehat, welcher auch Vicekanzler der Kirche ist und mit uns, dem Papst, im Kardinälekollegium sitzt", es nicht für unschicklich halte, „Frauenzimmern zu schmeicheln, Früchte und Wein derjenigen zu senden, die er liebe, und den ganzen Tag über nach nichts zu trachten als nach jeder Art von Wollust". Schließlich sprach Pius die Hoffnung aus, daß der neunundzwanzigjährige Wüstling von Kardinal mit den Jahren zur Vernunft kommen und sich bessern werde.

Aber das milde Mahnwort des Papstes verfing nicht. Wie konnte es auch verfangen bei einem Menschen, dessen eigenstes Wesen eine ins Quadrat erhobene Sinnlichkeit war? Bei einem Menschen, welcher die zügellose Hingabe an seine Begierden für sein gutes Recht, ja sogar für eine aus seiner Natur fließende Pflicht ansah? Wir müssen beim Anblick einer solchen Erscheinung wohl beachten, daß die Richtung der Renaissance, wenigstens bei den romanischen Völkern und unter diesen wieder ganz namentlich bei dem italischen, dahin ging, den Anspruch der Persönlichkeit, sich ihrem Wesen gemäß schrankenlos zu entfalten, über alles zu stellen, über Recht und Sitte, kirchliche Gebote und staatliche Gesetze. Das Gewissen war diesen absoluten Genußmenschen und Bösewichten die unbekannte mathematische Größe, welche zu suchen ihnen nicht entfernt in den Sinn kam. Sie gingen mit der Sünde zu Bett und standen mit dem Frevel auf, als ob es gar nicht anders sein könnte. Und dabei waren diese neuen Heiden, welche die Zeiten Cali-

gula's, Nero's und Elagabals erneuten, sehr orthodox-katholisch, sehr kirchlich-fromm, d. h. sie machten mit Anstand und Grazie das ganze Ceremoniell eines Kultus mit, dessen ethischer Kern abgestorben war und welcher nur noch aus einer sinnlich-pomphaften Hülse bestand, welche trotz ihrer künstlerischen Gestaltung auf wahrhaft fromme Gemüther abstoßend wirken mußte.

Es hat niemals frechere Gotteslästerer gegeben als diese Hierarchen, welche mit Händen, welche so eben noch den Meuchlerdolch oder die Giftphiole gehandhabt hatten, in der Messe die Hostie zur „Wandlung" erhoben, und niemals wurde eine satanischere Satire ausgeheckt, als wenn Papst Alexander der Sechste seine ehebrecherische Buhlin Julia Orsini-Farnese durch seinen Hofmaler Pinturicchio als jungfräuliche Himmelskönigin, als Muttergottes malen ließ. Zu einer ruchloseren Schändlichkeit hat wohl die Kunst nie ihre helfende Hand geboten.

Ueberhaupt sorgten die Herren und Damen der Renaissance eifrigst dafür, durch ihren ganzen Wandel zu dem traurigen Texte, daß Wissensdünkel und Kunstfexerei die Menschen keineswegs besser und edler machen, eine ebenso furchtbare als unwidersprechliche Glosse zu liefern. Eine verderbtere Gesellschaft ist undenkbar. Sie bewegte sich auch, selbstverständlich, in den tollsten Widersprüchen. Zur selbigen Zeit, wo das „Heilige Offiz" jede Auflehnung gegen den Druck hierarchischer Tyrannei im Rauche der Scheiterhaufen zu ersticken trachtete, schrieb Machiavelli seine „Mandragola" und Aretino seine „Cortegiana", in welchen mit Beifall überschütteten Komödieen die christliche Moral und der christliche Kult in ausgelassenster Weise verhöhnt wurden. Man kann wohl sagen,

die Herren und Damen der italischen Renaissance machten sich in ihrer Ueppigkeit gar nichts daraus, mit dem Höllenfeuer, womit der Kirchenglaube sie bedrohte, so leichtfertig zu spielen, als wären seine Flammen lauter Rosen.

Hierin, wie überhaupt in aller Mißachtung dessen, was heilig sein sollte unter Menschen, gingen häufig genug gerade die Spitzen der Klerisei den Laien mit schlechtem und schlechtestem Beispiele voran. . Aber diese Beispielgebung auf den Gipfel der Schamlosigkeit zu erheben, war dem Rodrigo Borgia vorbehalten.

Es ist doch eigen, wie das spanische Amalgam von Fanatismus, Wollust und Grausamkeit im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in die geschichtliche Erscheinung trat. Da haben die Torquemada und Arbues die fürchterliche Maschine der spanischen Inquisition konstruirt und in Gang gesetzt, da hat der Mönch Tirso de Molina (Gabriel Tellez) in seinem herrlichen Trauerspiel „El burlador de Sevilla“ den Don-Juan-Typus dichterisch geschaffen, da ist Rodrigo Borgia auf den Stuhl Petri gelangt.

Der Mann war von Haus aus weit mehr Don Juan als Torquemada. Eine stattliche, ja majestätische Persönlichkeit, von unverwüstlicher Gesundheit und unerschöpflicher Kraft, eine hohe Gestalt, ein Antlitz von edlem Schnitt und blühender Farbe, feuerwerfende Schwarzaugen, ein vollippig sinnlicher Mund, eine klangvolle Stimme, ganz Anmuth und Einschmeichelung in Haltung, Gebärde und Rede, immer sorglos, heiter und genußfroh, kurz, der richtige Don Juan im Kardinalspurpur und später im Papstornat, ein „burlador“, welcher, wie einer seiner Zeitgenossen und Beobachter, Gasparo

der Veroneser, von ihm sagte: „alle schönen Frauen in fast wunderbarer Weise zur Liebe aufregte und an sich zog, wie der Magnet das Eisen anzieht“. Ein Fanatiker war er nicht. Er spielte auch nur den Fanatiker, wann es seine Papstrolle gelegentlich mit sich brachte. Er mordete keineswegs aus Glaubenswuth, sondern nur aus dynastisch-politischen und finanziellen Gründen. Das sprichwörtlich gewordene „Gift der Borgia“ — ein weißes Pulver von „angenehmem Geschmack“ — war so recht ein „Erbschaftspulver“, d. i. ein Mittel der Beerbung, und ein Hauptwerkzeug der Borgia-Politik. Aehnliche mörderische Apotheken gab es übrigens in sämmtlichen oder wenigstens in den meisten italischen Fürsten- und Signorien-Palästen damaliger Zeit, allwo Menschenleben eine spottbillige Waare gewesen sind. Das „Gift der Borgia“ gewann nur darum einen so besonders übeln Ruf, weil es im Vatikan gekocht und vom Stuhl Petri herab verschrieben wurde. Selbst den Menschen von dazumal, welche doch an alle Scheußlichkeiten der „welschen Praktik“ gewöhnt waren, erweckte die Giftphiole in der Hand des „Statthalter Gottes auf Erden“ ein gewisses Unbehagen. Diese Karikatur des Heiligsten war doch auch gar zu verzerrt.

2.

Eine junge Römerin, wie es scheint, aus einem Hause des römischen Lumpenadels von damals, Vanozza de Cateneis, hatte um 1469 den Don Juan-Kardinal ebenfalls unwiderstehlich gefunden. Sie hatte es aber auch verstanden, den Schmetterling lange zu halten,

weil sie klug genug war, ihn nicht für sich allein haben zu wollen. Die kluge Schöne gebar ihrem Liebhaber, welcher dreifacher Bischof (von Valencia, von Portus und von Karthago), Kardinal und Vicekanzler der Kirche war, ungeheure Einkünfte bezog und im höchsten Grandseigneurstil lebte, vier Kinder, die drei Söhne Juan, Cesare und Josred, und eine Tochter, Lukrezia. Diese kam im April 1480, Cesare im April 1476, Juan im Jahre 1474, Josred wahrscheinlich 1482 zur Welt*).

Der Kardinal verheiratete seine Kebse des Dekorums halber, welches jedoch ein sehr durchsichtig Ding war, nach einander mit verschiedenen Schein-Männern, die sich für Geld dazu willig finden ließen. Er richtete ihr auch, unweit von seinem Palast im Quartier Ponte, ein auf der Piazza Pizzo di Merlo gelegenes Haus und darin einen behaglichen Haushalt ein. Da lebte sie mit ihren Kindern, für welche der Vater derselben eine unbegränzte Zärtlichkeit hegte. Dieses Gefühl des Kardinals ist nachmals das Grundmotiv der Politik des Papstes geworden und bis zuletzt geblieben. Der harte Sünder wurde weich, sowie es sich um das Wohl oder Weh seiner Kinder handelte. Dies ist wohl das Menschlichste, vielleicht das Allein-Menschliche in diesem Borgia gewesen, welcher sonst mehr seinem Wappenthiere glich, einem grasenden Stier; aber einem Stier, der so verführerisch war wie jener mythologische, von welchem

*) Die Feststellung dieser Daten verdanken wir Gregorovius, welcher 1872 im Notariatsarchiv des Kapitols das Protokollbuch des vertrauten Notars Alexanders des Sechsten auffand, welches über die intimsten Verhältnisse der Borgia neue urkundliche Aufschlüsse gab. Vgl. die „Einleitung" zu dem Buch „Lukrezia Borgia" von F. Gregorovius.

die Jungfer Europa sich entführen ließ. Borgia blieb der Mutter seiner genannten vier Kinder — er hatte noch andere von anderen Weibern, die uns aber weiter nichts angehen — auch dann noch freundlich zugethan, als sie aufgehört hatte, seine Geliebte zu sein. Die eigentliche Vertraute seiner Gedanken und Pläne und gelegentlich auch seine Kupplerin war jedoch die Donna Adriana Orsini, von Geburt eine spanische Mila und mit dem Kardinal in naher Verwandtschaft stehend als Tochter eines leiblichen Vetters von ihm. Dieser Donna übergab er seine Tochter Lukrezia zur Erziehung und Schmeichler haben von den Resultaten dieser Erziehung viel Wesens gemacht. Wollte man dem bezüglichen Lobhudelgedudel glauben, so wäre Lukrezia Borgia ein Ausbund gewesen, wie von Schönheit, so auch von Wissen und Tugend. Die Wahrheit ist, daß die vielberufene Tochter Alexanders des Sechsten, ihre körperliche Wohlgestalt und ihr anmuthiges Gebaren beiseite gelassen, in keiner Beziehung über das Mittelmaß sich erhob, welches an die höfische Damenwelt des damaligen Italiens anzulegen ist. Weder im Guten noch im Schlechten erhob sie sich darüber. Denn wenn über die bekannten Geschichten von blutschänderischen Beziehungen zu ihren beiden Brüdern Juan und Cesare, ja zu ihrem Vater-Papst als über bloße Klatschgeschichten hinwegzugehen ist und demnach jenes schreckliche Epigramm, das ihr Zeitgenoß Pontano noch bei ihren Lebzeiten ihr als Grabschrift gesetzt hat*), nur die Bedeutung eines gif-

*) Hic jacet in tumulo Lucretia nomine, sed re
Thaïs, Alexandri filia, sponsa, nurus.
(Hier liegt eine, die hieß Lukrezia, war aber Thais,
Alexanders des Papsts Tochter, Gemahlin und Schnur.)

tigen Witzes beanspruchen darf, so kann doch anderseits auch die Preisstanze, welche Ariosto im „Orlando furioso“ ihr widmete*), nur als ein abgeschmackter Exceß der Byzantinerei des Hofdichters der Este bezeichnet werden.

Solche Excesse waren zu jener Zeit gäng und gäbe. Als am 26. August 1492 die Krönung Alexanders des Sechsten mit Entfaltung von beispiellosem Pomp und Prunk in Rom gefeiert wurde, schüttete die menschliche Niedertracht das ganze Füllhorn ihrer Schmeichelphrasen nicht nur über den neuen Papst, sondern auch über den Wappenstier der Borgia aus. Zehn Jahre später lautete die Sprache der italischen Epigrammatiker freilich anders, sehr anders. Aus dieser Zeit stammt ein lateinisches Sinngedicht, welches, möglichst getreu verdeutscht, also lautet: —

Alexander verkauft die Schlüssel, Altäre, den Christ selbst;
Weil er sie früher gekauft, kann er verkaufen sie jetzt.
Schwellend vom Laster zum Frevel und wachsend vom Funken zur Flamme,
Richtet der spanische Stier Rom ohn' Erbarmen zu Grund.
Sextus Tarquinius, Sextus Nero, Sextus Alexander —
Sexti haben allzeit Rom zum Verderben gereicht.

*) La prima inscrizion, ch'agli occhi occorre,
Con lungo onor Lucrezia Borgia nomi.
La cui bellezza ed onestà proporre
Debbe all' antiqua la sua patria Roma.
(Die erste Inschrift, so der Blick erfaßt,
Benennt Lukrezia Borgia, voll der Ehren,
Bestimmt, noch mehr als die antike fast,
Ihr Rom durch Reiz und Sitte zu verklären.)

Es ist an der bezüglichen Stelle vom Rasenden Roland (Ges. 42, St. 73—96) von einem den schönsten und tugendsamsten Frauen errichteten Ruhmestempel die Rede.

Damit stimmt Machiavelli, wenn er, dem die Adepten der gegenwärtig in Deutschland herrschenden historischen Schule doch gewiß keine „sittliche Entrüstung" zum Vorwurf machen können, Wollust, Simonie und Grausamkeit als die drei vertrauten und lieben Dienerinnen des Papstes bezeichnet („tre sue familiare e care ancelle, lussuria, simonia e crudelitate").

Selbstverständlich ließ der neue „Statthalter Gottes" dieses Trifolium nicht gleich zu Anfang seines Pontifikats so freisam schalten und walten wie später, nachdem er auf dem Stuhl Petri recht warm geworden. Er traf sogar etliche Anordnungen, welche im In- und Auslande eine gute Meinung von seiner Sorge für die öffentliche Sicherheit und eine bessere Handhabung der Rechtspflege erweckten. Wie es dazumal in Rom zu- und herging, zeigt die Thatsache, daß in dieser „Hauptstadt der Christenheit" während des Interregnums vom Tode Innocenz des Achten bis zur Krönung Alexanders des Sechsten 220 Morde verbrochen wurden. Die Borgia-Natur des neuen Pontifex machte sich jedoch bald spürbar. Zunächst in der Form väterlicher Zärtlichkeit, deren Auslassungen schon unschwer errathen ließen, daß der Papst gewillt wäre, das Patriomonium Petri zu einer Domäne seiner eigenen Familie zu machen. Das Aufsteigen derselben zu fördern, ihre Mitglieder mit Würden und Titeln, mit Geld und Gut, Land und Leuten auszustatten, dazu war ihm jedes zweckdienliche Mittel recht, jedes, das schlaueste wie das ruch- und schamloseste. Noch als Kardinal hatte er für seinen Sohn Juan den Titel und Besitz eines Herzogs von Gandia in Spanien erworben. Als Papst machte er diesen Duca di Gandia, welcher sich mit einer spanischen Donna aus vornehmem Hause ver-

mählte, zum Gonfaloniere und Generalkapitän der Kirche und belehnte ihn mit dem päpstlichen Herzogthum Benevent. Seinem Sohne Jofred machte er einen großen Stand im Königreiche Neapel, indem er den König Alfonso bewog, dem borgia'schen Bastard seine Tochter Sancia zur Ehe zu geben. Mittels dieser Heirat wurde Jofred Principe di Squillace, auch Duca di Sueſſa und großer Lehensträger im Neapolitanischen, daneben freilich auch großer Hörnerträger. Denn Donna Sancia war eine sehr heißblütige Dame, von welcher die römische und neapolitanische Skandalchronik unter anderem zu melden wußte, daß sie ihren beiden Schwägern Juan und Cesare, ja sogar ihrem päpstlichen Schwiegervater Alexander zärtlicher zugethan gewesen sei, denn ihre Stellung als Schwägerin und Schwiegertochter es verlangte.

Aus seinem Sohn Cesare wollte Alexander, wenn nicht gerade ein Kirchenlicht, so doch einen Kirchenfürsten machen, obzwar der Junge, in welchem schon frühzeitig die heftigsten Leidenschaften sich regten, nur widerwillig zur geistlichen Laufbahn sich bestimmen ließ. Er stand noch in Knabenschuhen, als auf Andringen seines Vaters dessen Vorgänger Innocenz der Achte ihn zum Protonotar der Kirche ernannte. Von allen Kindern Alexanders zweifelsohne geistig und körperlich am reichsten begabt, machte er sich als Student an den Hochschulen von Perugia und Pisa die Bildung der Renaissancezeit in nicht gewöhnlichem Grade zu eigen. Die Herren Professoren umschmeichelten den sechszehnjährigen Papstsohn nach der Sitte der Zeit mit den (übrigens zu allen Zeiten üblichen) Huldigungen gelehrter Knechtschaffenheit. An seinem Krönungstag ernannte Alexander der Sechste

seinen Sohn Cesare, welcher später sein Tyrann werden sollte, zum Erzbischof von Valencia, obzwar der Jüngling das geistliche Kleid nur so nebenbei trug und nur die „erste Weihe" hatte, also bloß Diakon, nicht Priester war. Sieben Monate später ritt Messer Boccaccio, der ferraresische Gesandte bei der Kurie, mit dem siebzehnjährigen Erzbischof, welcher „ganz weltlich angethan und bewaffnet war", zur Jagd und gewann den Eindruck, Cesare wäre genial beanlagt („magni et excellentis ingenii"), er trage und gebe sich als ein großer Prinz, er sei immer heiter, fröhlich und zum scherzen aufgelegt, auch eine viel stattlichere und gewinnendere Erscheinung als sein Bruder der Herzog von Gandia.

Es existirt weder aus dieser noch aus einer spätern Zeit ein echtes Ebenbild vom Cesare Borgia. Wenigstens kennt man keins, denn das im Palazzo Borghese in Rom als ein solches gezeigte und angeblich von Raffael gemalte ist unecht. Aber alle Nachrichten stimmen darin überein, daß Cesare ein prächtiger Mann gewesen sei, und es ist denkwürdig, daß er geradezu der schönste Mann seiner Zeit genannt wurde, wie vordem der Kaiser Tiberius. Von seinem Vater hatte er die Unwiderstehlichkeit bei Frauen überkommen. Da war er der richtige Cäsar: er kam, wurde gesehen und siegte. Die Weiber unterwarf der zärtliche, die Männer schreckte der zornige Blick seiner Augen. Es ging von ihm etwas Dämonisch-Fascinirendes aus. Er war ohne Frage ein Mann weitgreifender Entwürfe und skrupellosester Durchführung derselben. Man begreift, daß ein so glühender Patriot und kühler Rechner wie Niccolò Machiavelli in diesem Borgia den Arzt erblicken konnte, welcher bestimmt wäre, die todkranke Italia mit Eisen und

Feuer zu kuriren. Seine von infernaler Glut volle Seele trug Cesare in einem Körper von herkulischer Kraft und höchster Gewandtheit in allem ritterlichen Sport von dazumal. Bei einem der Stiergefechte, welche die Borgia in Rom aufgebracht haben, hat er mit einem Spadastreich einem der Kampfstiere den Kopf vom Rumpfe gehauen, welches Kraftstück die knechtischen Römer als eine Heldenthat wie toll bejubelten. Auch später, als sein Wüstlingswandel ihm das Gesicht mit Kupferroth und Schwären bedeckt hatte und er mit Bubonen behaftet war, muß seine Persönlichkeit noch immer eine imponirende gewesen sein und ein Kraftmensch ist er geblieben bis zuletzt.

Am 20. September von 1493 hielt der Papst ein Konsistorium, um einen großen Kardinälesschub vorzunehmen. Es wurden zwölf Kardinalshüte vergeben und unter diesen Ernennungen sind besonders zwei kennzeichnend gewesen. Alexander ernannte nämlich seinen siebzehnjährigen Sohn Cesare zum Kardinal von Santa Maria Nuova und niemand wagte gegen dieses den Gesetzen der Kirche hohnsprechende Aergerniß Einsprache zu thun. Das Skandal wurde nur noch schreiender durch die Meineide, mittels welcher die Makel der Bastardschaft von dem Papstsohn weggesäubert werden sollte. Unter Beihilfe der beiden Kardinäle Orsini und Pallavicini ließ Alexander durch falsche Zeugen beschwören, daß Cesare der Sohn von Domenico d'Arignano sei, einem der Schein-Männer seiner Mutter Vanozza. Nicht weniger skandalvoll war die Erhebung des Alessandro Farnese zum Kardinal, eines verrufenen Wüstlings, welcher aber das Verdienst hatte, der Bruder jener wunderschönen Julia Farnese zu sein, welche noch

als halbes Kind der Verführungskunst des Kardinals Borgia erlegen, dann mit Lodovico Orsini von Bassanello verheiratet worden, jetzt aber, 1493, kaum zwei Jahre nach ihrer Heirat, mit Wissen und Willen ihrer Mutter und der ganzen farnesischen Sippschaft die Hauptodaliske des Papstes war*). Die abscheuliche Machenschaft dieser Kardinalisirung war so stadtkundig, daß Alessandro Farnese im römischen Volksmund nur „il cardinale della gonella“ (der Schürzenkardinal) hieß**).

*) Sannazar witzelte darüber:

Europen Tyrio quondam sedisse juvenco,
Quis neget? Hispano Julia vecta bove est.

(Wie dereinst von dem tyrischen Stier Europa entführt ward,
So von dem spanischen Stier Julia wurde entführt.)

**) Hauptquelle für die Geschichte der Borgiawirthschaft ist, neben den amtlichen Urkunden und den Depeschen der gleichzeitigen beim „heiligen Stuhl“ beglaubigten fremden Gesandten, bekanntlich das lateinisch geführte Tagebuch, welches der päpstliche Ceremonienmeister Johannes Burkhard, ein Straßburger von Geburt, hinterlassen hat und welches früher nur bruchstücksweise bekannt war, jetzt aber in einer vollständigen und mit kritischer Sorgfalt hergestellten Ausgabe vorliegt: – Johannis Burchardi, Argentinensis, capelle pontificie sacrorum rituum magistri, Diarium sive rerum urbanarum Commentarii (1483-1506). Texte latin publié intégralement pour la première fois d'après les manuscrits de Paris, de Rome et de Florence par L. Thuasne. Paris, E. Leroux, 1883—84, t. 1—2. Der Bericht über das oben berührte Geschehniß lautet bei Burkhard (II, 84) so: „Die 20 septembris 1493 papa Alexander creavit duodecim cardinales. Inter primos fuit creatus filius ipsius ex se et quadam muliere quam ipse nupserat cuidam Dominico de Arignano, et semper fuit habitus, tentus et reputatus ejus filius et ipse fecerat eum episcopum Pampelonensem, item unum de domo Farnesia, consanguinem Juliae Bellae, ejus concubinae.“

Diese Schürzenkardinalschaft hat ihn aber nicht gehindert, später Papst Paul der Dritte zu werden.

Wie schamlos man im dazumaligen Rom selbst das Heiligste durch den Koth schleifte, wird auch dadurch erwiesen, daß die Satirik nicht anstand, die Donna Julia Orsini-Farnese — „la Bella" par excellence — die „Braut Christi" zu nennen. Sie hatte im Jahre 1482 eine Tochter geboren, deren Vaterschaft dem Gemahl der Dame, welcher vorzog oder vorziehen mußte, fern von Rom auf seiner Burg Bassanello zu leben, zugeschrieben wurde, aber zweifellos dem „Vikar Christi" zugehörte. Um seine Geliebte immer in der Nähe zu haben, machte er sie zur „Ehren- und Anstandsdame" seiner Tochter Lukrezia, welche im Palazzo Santa Maria in Portici ihren Hof hielt. Die junge Lukrezia, welche ihr Vater superlativisch liebte — („l'hama questa madonna Lucrezia in superlativo gradu", meldete Boccaccio am 4. April 1493 nach Ferrara) — war noch in Kindesjahren zweimal verlobt worden, mit spanischen Hidalgos, welche aber Rodrigo Borgia, nachdem er den Kardinalshut mit der Tiara vertauscht hatte, fürder nicht als passende Schwiegersöhne erachten konnte. Er wollte jetzt mit seinem geliebten Töchterlein höher hinaus und hinauf. Zudem erschien eine politische Heirat der Papsttochter angezeigt. Alexander war zu dieser Zeit enge mit den Sforza verbändelt: mit Lodovico dem „Mohren", dem Tyrannen von Mailand, und dessen Bruder, dem Kardinal Askanio Sforza. Diese Herren hatten einen Verwandten, Giovanni Sforza, Herr von Pesaro, selbstverständlich Bastard, wie denn die italische Renaissance so recht die goldene Zeit der Bankerte gewesen ist. Der stattliche Bastard Giovanni Sforza und die schöne

Baſtardin Lukrezia Borgia paßten zuſammen, perſönlich und aus Gründen der Politik.

So wurde denn am 12. Juni 1493 im Belvedere des Vatikans eine prächtige und luſtige Hochzeit gefeiert. Elf Kardinäle, viele Biſchöfe, die fremden Geſandten, die römiſchen Nobili und anderthalbhundert Damen machten das Feſt mit. Beim Bankett ſaß je neben einem geiſtlichen oder weltlichen Herrn eine Frau oder ein Mädchen. Es wurde eine Komödie aufgeführt, geſungen, muſicirt und getanzt. Der Papſt ließ fünfzig ſilberne Schalen hereinbringen und deren Inhalt, köſtliches Konfekt, den ſchönſten der anweſenden Damen in den Buſen ſchütten*). Ja, man wußte ſich im Vatikan

*) „Et post desponsationem papa quinquaginta cuppas argenteas cum confectionibus ad faciendam collationem presentavit, ibique in signum magnae laetitiae in sinum multarum mulierum, potissime pulchrarum, projectae fuerunt.“ Burchardi diar. II, 78. Man weiß nicht, war es sancta simplicitas oder aber blutige Bosheit, wenn der päpſtliche Ceremonienmeiſter hinzufügte: „Und das geſchah zur Ehre und zum Preiſe des allmächtigen Gottes und der Römiſchen Kirche (et hoc ad honorem et laudem omnipotentis Dei et Ecclesiae Romanae).“ Ich geſtehe, daß mir Burkhards Diarium nicht ſelten den Eindruck gemacht hat, als wäre der hochwürdige Herr ſo eine Art von klerikal-mittelalterlichem Varnhagen geweſen, welcher den Tag über unterthänigſt-befliſſen vor den Borgia kratzfußte und ſcharwenzelte, um dann Abends die Vorkommniſſe der Borgiawirthſchaft ſchadenfroh in ſeinem verſchwiegenen Tagebuch zu verzeichnen — zur Erbauung der Nachwelt. Indeſſen gewinnt ein unbefangener Leſer von Burkhards Aufzeichnungen immerhin die Ueberzeugung, daß dem Verfaſſer weit mehr Naivität und Ehrlichkeit nachzuſagen ſei als dem Herrn Varnhagen von Enſe, deſſen Tagebücher einen ungeheuren Sandhaufen von Lügen bilden, in welchem ſich dann und wann eine Perle findet, nämlich eine Glasperle von kecken Vermuthungen, die ſich für hiſto-

zur Borgiazeit zu kurzweilen und zu vergnügen. Bei jedem Anlaß, und der Anlässe waren gar viele, gab es da Gesang und Saitenklang, Komödien- und Maskenspiel. Die bevorzugteste Ergötzung des Papstes aber war der Tanz schöner Frauen.

Daß solches vatikanische Gebaren seine Wirkung that, ist nicht verwunderlich. Die Klerisei mußte sich

---

rische Wahrheiten ausgeben. Mir ist selten eine unsympathischere Erscheinung vorgekommen als dieser Katzentrittler von kaltgestelltem Diplomaten. Zu feig, um der Wuth über seine Kaltstellung vernehmbaren Ausdruck zu geben, schlich er den Tag über in der berliner vornehmen Gesellschaft herum, horchend, krallfußend und scharwenzelnd, begierig jeden Klatsch einsammelnd, um selbigen Abends in seine Tagebücher niederzulegen, in gemeiner Schadenfreude vor sich hinkichernd: Wartet nur, ihr alle, die ihr mein diplomatisches Genie nicht anerkanntet, bis ich todt; da werde ich euch aus meinem Grabe heraus tagebüchlerisch begeifern, anbellen, kratzen und beißen. Und, wohlverstanden, während er mit dieser heimlichen Absicht sich trug, ließ er sich von denen, welchen er aus dem Grabe heraus also mitspielen wollte, für sehr fragwürdig geleistete Dienste als Staatspensionär öffentlich füttern, reichlich füttern. Ich habe gleich nach dem Erscheinen der ersten Bände der varnhagen'schen Tagebücher, also schon vor vierundzwanzig Jahren, mir erlaubt, den Verfasser derselben nach Gebühr zu kennzeichnen. Natürlich zu nicht geringem Mißfallen einer Parteibornirtheit, welche nicht einzusehen vermochte, daß ich rechthätte, wenn ich behauptete, das Grabgepolter des Herrn Varnhagen von Ense werde bei allen anständigen und urtheilsfähigen Menschen gerade das Gegentheil der von ihm beabsichtigten Wirkung zur Folge haben. So ist es denn auch gekommen: die varnhagen'sche Klatscherei, Belferei und Kratzerei haben der preußischen Politik nicht geschadet, sondern vielmehr genützt. Bei dieser Gelegenheit will ich gerade noch anmerken, daß Herr Varnhagen von Ense dem Andenken seines Freundes Alexander von Humboldt einen sehr schlimmen Dienst erwies, indem er anordnete, daß nach seinem Tode die Briefe, welche Humboldt an ihn

ja förmlich aufgefordert und herausgefordert glauben, das ihr vom „Statthalter Gottes“ gegebene Beispiel der Lüderlichkeit nachzuahmen. Der hochwürdige Herr Burkhard weiß davon zu erzählen*).

gerichtet und die vertraulichen Zwiegespräche, welche sie mitsammen geführt, ebenfalls veröffentlicht werden sollten, was dann 1860 geschah. Der Wahrspruch über Humboldts Charakter, welcher sich aus diesen von ihm selber herrührenden Zeugnissen ergibt, kann nur ein strenger sein. Mag es etwas Widerlicheres geben als das Gebaren eines Mannes, welcher nicht leben kann, ohne Hofluft zu athmen und an der Hoftafel zu speisen, und welcher, nachdem er das den Tag über gethan, Abends sich hinsetzt, um über dieselben Personen, um deren Gunstlächeln er noch so eben höfisch-unterthänig geworben, Tadel, Schmähung und Spott zu ergießen? Kein Verständiger wird Herrn von Humboldt darum tadeln, daß er sich berufen und getrieben fühlte, in seiner Person mit dem Gelehrten den Hofmann zu verbinden. Das war so sein Geschmack und auch sein Recht. Aber öffentlich den Höfling machen und heimlich den Frondeur und Demokraten spielen — welche Falschheit und Verlogenheit! Sehr begreiflich, daß stramme Junker den Freund Varnhagens die „encyklopädische Katze“ genannt haben.

*) „Incumbit igitur clerus omnis, et quidem cum diligentia, circa sobolem procreandum. Itaque a majore usque ad minimum concubinas in figura matrimonii, et quidem publice, attinent. Quod nisi a Deo provideatur, transibit haec corruptio usque ad monachos et religiosas, quamvis monasteria urbis quasi omnia jam facta sint lupanaria, nemine contradicente.“ II, 79. In einer Note zu dieser Textstelle von Burkhards Tagebuch hat der Herausgeber Thuasne eine Reihe von Zeugnissen zusammengestellt, welche, von vorragenden und frommen Zeitgenossen abgelegt, die Verderbtheit des damaligen Klerus von oben bis unten, der Weltgeistlichen wie der Mönche und Nonnen, ausführlich und bestimmt bestätigen. Es war übrigens zu jener Zeit nicht nur in Rom und in Italien so, sondern mehr oder minder allenthalben. In Rom freilich mußte der Gegensatz, welchen die Wirklichkeit der Statthalterschaft Gottes zur Idee derselben bildete, am grellsten hervortreten.

Alexander der Sechste war übrigens ein vielgewandter Mann, der je nach Erforderniß der Umstände seine Rolle mit Anstand, mit Heiterkeit oder sogar mit Majestät durchzuführen verstand. Den Papst im Sankt-Peter ein Hochamt celebriren zu sehen war ein künstlerischer Genuß. Wenn er in den inneren Gemächern des Vatikans mit sorglosem Frohsinn einem Bakchanal vorgesessen, so wußte er am Morgen darauf im Audienzsaal diesem oder jenem fremden Gesandten sehr deutlich fühlbar zu machen, daß er der „heilige Vater" und folglich der Repräsentant einer Macht sei, welche sich mächtiger erwiesen als alle Mächte des Mittelalters und zu welcher die Völker noch immer aufblickten als zu einer Erscheinung des Göttlichen im irdischen Dasein. Noch war das erste Jahr seines Pontifikats nicht herum, als ihm eine Gelegenheit geboten wurde, sich in großartigster Weise als Viceherrgott aufzuspielen. Die kaum entdeckte oder wiederaufgefundene transatlantische Hälfte der Erdkugel gab Spanien und Portugal Anlaß, um den Besitz von Ländermassen zu hadern, deren wirkliche Ausdehnung noch gar nicht geahnt, geschweige ermessen werden konnte. Da trat der „Statthalter Gottes" dazwischen, um zu zeigen, daß ihm wie in der alten so auch in der neuen Welt das höchste Herrscher- und Richteramt zustände. Er zog, wie beim Navarrete zu lesen steht, vom Nordpol bis zum Südpol eine Linie und verlieh mittels am 3. und 4. Mai 1493 erlassener Bullen der Krone Kastilien „alle Gebiete, Inseln und Festlande, westlich von diesem Mittagskreis gegen Indien oder sonstwohin gelegen", mit dem zu Gunsten Portugals gemachten Vorbehalt, daß der erwähnte Meridian „von den azorischen und kapverdischen Inseln einen westwärt-

sigen Abstand von 100 Leguas (centum leucis) haben soll."

Dieser vom Stuhl Petri ergangene Orakelspruch, welcher den Erdball oder doch die westliche Erdhälfte zwischen Spaniern und Portugiesen auftheilte, fand respektvolle Nachachtung, wenigstens in der Theorie. „Roma locuta, causa finita est." Wer aber etwa geneigt sein sollte, über den Bullenschwindel vom 3. und 4. Mai 1493 und den Glauben daran vonseiten der Menschen von dazumal zu lächeln oder zu lachen, der möge sein bedenken, daß nach etlichen Jahrhunderten sicherlich auch über gar manchen Schwindel, an welchen zu unserer Zeit die Leute glauben, gelächelt und gelacht werden wird*).

3.

Daß Rodrigo Borgia's Pontifikat die äußerste Verweltlichung des Papstthums und die tiefste Verderbtheit

*) Es verdient als ein kulturgeschichtliches Merkzeichen erwähnt zu werden, daß es im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, als 1885 die Streitfrage vonwegen der Besetzung der Karolineninseln zwischen Deutschland und Spanien auftauchte, im letztgenannten Lande noch Leute gab, sogar in den Kreisen der Regierung und der Presse, welche sich alles Ernstes auf die Maibullen Alexanders des Sechsten von 1493 beriefen und daraus spanische Rechtsansprüche herleiteten. Noch mehr, es sah fast wie eine Reminiscenz an jene päpstliche Theilung der Erde aus, wenn der deutsche Reichskanzler den Papst als Schiedsrichter in jener Streitsache anrief. Ein diplomatischer Schachzug? Wohl; aber es gibt bekanntlich Schachzüge, die viel weniger harmlos sind und wirken, als sie aus-

der Hierarchie in Haupt und Gliedern bezeichnet, ist ausgemacht. Kein ernst zu nehmender katholischer Geschichtschreiber, überhaupt kein Katholik von Ehr- und Schamgefühl kann und wird es wagen, die Borgiawirthschaft bemänteln, beschönigen oder gar vertheidigen zu wollen*). Diese Wirthschaft hat ja dem Katholicismus zu größtem Schaden gereicht und ist in ihren Nachwehen eins der Motive jener Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts geworden, auf welche deutsche Patrioten, so sie von konfessioneller Befangenheit frei sind, nur mit sehr gemischten Gefühlen zurückblicken können.

Die Politik Alexanders des Sechsten war die reine, d. h. eine sehr unreine Familienpolitik. Er machte die päpstliche Tiare zu einem Ding, dessen Metall gerade gut

sehen. Kanossa liegt in der Welt sehr zerstreut. Ein Stück davon könnte ja gelegentlich auch einmal in der Wilhelmsstraße von Berlin liegen.

*) Sogar J. Janssen, der „katholische" Historiker par excellence, kann nicht umhin, gelegentlich einen strafenden Seitenblick auf den Borgia zu werfen: — „Die in Italien herrschende Kabinettspolitik, die üppige Weltlust und Verdorbenheit hatte unter diesen Päpsten (Innocenz VIII. und Alexander VI.) auch den römischen Hof erobert." Gesch. d. d. Volkes (1878), I, 505. Nun hätte aber Janssen, welcher alle Beulen am Leibe des Protestantismus aufzufinden weiß und aufzustechen liebt, im 1. Bande seines Werkes Veranlassung genug gehabt, auf die gräuelhafte Verderbtheit des Papstthums zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts näher einzutreten, wie es anderseits für protestantische Geschichtschreiber Pflicht wäre, nicht allein die Lichtseite, sondern auch die Dunkelseite der sogenannten Reformation aufzuzeigen. Es ist doch ein wahres Jammersal, wenn die deutsche Historik auch in unserer Zeit noch, wie früher, das konfessionelle Brett vor der Stirne trägt und daß, je dicker dieses Brett, der Beifall aus den Lagern der Parteibornirtheit von hüben und drüben desto lauter wird.

genug wäre, um daraus Herzogskronen und Fürstenkrönlein für seine Bastarde schmieden zu lassen. Die zahlreichen „Tyrannen", welche in der Romagna und überhaupt in Italien herumsaßen, sah er als Eindringlinge an, welche den Kindern Borgia die Plätze versperrten. Er wollte diese Usurpatoren ausrotten, nicht, um mittels Beseitigung derselben den Kirchenstaat wiederherzustellen, neu zu begründen und zu erweitern, sondern um Länder und Leute an seine geliebten Söhne und an seine vielgeliebte Tochter austheilen zu können. Dies war es, was die Politik des Papstes gegenüber Frankreich, Spanien und Neapel, wie gegenüber Venedig, Mailand und Florenz bedingte und bestimmte. Darin blieb er unwandelbar fest, wie häufig auch seine „Praktik" sich drehen, wenden und wandeln mochte. Es war in diesem Gebaren mitunter geradezu ein Stück Monomanie. Beweis hierfür, daß Alexander in Verfolgung seiner Hauspolitik auf das persönliche Glück seiner doch „im Superlativ" von ihm geliebten Tochter Lukrezia keine Rücksicht nahm.

Um seinen jüngsten Sohn Josred im Neapolitanischen zu einem Fürsten und Großgrundbesitzer zu machen, wie schon gemeldet, verbündete sich der Papst mit dem Aragonesen Alfonso, welcher sich von Karl dem Achten von Frankreich bedroht sah, der im Bunde mit Lodovico dem Mohren sich anschickte, in Italien einzufallen, um von den Anjous hergeleitete Ansprüche auf die Krone von Neapel geltend zu machen. Der Stuhl Petri stand demzufolge jetzt gegen die Sforza, wie er vor kurzem mit ihnen und für sie gestanden hatte. Der Gemahl von Madonna Lukrezia, Giovanni Sforza, fand es demzufolge im Vatikan und in Rom nicht mehr recht geheuer,

zumal er zu merken glaubte, es wären Anzeichen vorhanden, daß der päpstliche Schwiegervater ein begehrliches Auge auf Pesaro geworfen hätte. Er führte daher unter einem schicklichen Vorwande im Juni 1494 seine Frau, welche von Mama Vanozza und Madonna Julia begleitet wurde, nach Pesaro, um dort die Entwickelung der Dinge abzuwarten.

Sie ließ nicht lange auf sich warten. Im September erschien der französische König — übrigens nur „a king of shreds and patches" — mit seinem Heer in Italien, welches er, ohne irgendwelchen nennenswerthen Widerstand zu finden, von den Alpen bis hinab zum Vesuv durchzog. Dieser Zug deckte die jammervolle Verrottung der italischen Zustände auf. Die Fürsten und Republiken des Landes parteiten sich in buntester Weise für und wider den fremden Eindringling, alle gleich hilflos. Wie sehr aber Freunde und Feinde den kläglichen König verkannten, verrieth die tolle Illusion, welche der „Prophet von Florenz" hegte, Girolamo Savonarola, welcher nach Kräften dem Eroberungszug Karls Vorschub leistete, weil er den Franzosen für einen Mann und Machthaber hielt, der das Zeug hätte, mittels Berufung eines allgemeinen Koncils das Papstthum und die Kirche zu reformiren. Der visionäre Prior von San Marco sollte bald und bitter enttäuscht werden.

Der Borgia war dem Holzkopf Karl in allen Ränken und Schwänken unendlich überlegen. Zwar, bevor der Papst sich vergewissert hatte, mit was für einer Sorte von König er es zu thun hätte, ist er in großen Aengsten gewesen. Auch um seine Kebse, die Donna Julia Farnese, welche auf der Heimkehr aus Pesaro von einer französischen Streifschar weggeschnappt worden war

und für deren Lösung nach damaliger Kriegssitte schweres Geld bezahlt werden mußte. Das „Oberhaupt der Christenheit" trug auch kein Bedenken, in seiner Noth nach Hilfe vonseiten des Oberhauptes der „Ungläubigen" auszuschauen, d. h. den Sultan Bajazet um Beistand anzugehen. Man sieht, der heilige Vater war erhaben über „religiöse Vorurtheile". Er schickte den Messer Bozardo, einen seiner Geheimschreiber, nach Konstantinopel, um dem Padischah beweglich vorzustellen, der Franzosenkönig rücke auf Rom los und werde sich daselbst des Prinzen Dschem bemächtigen, um denselben — wir werden bald erfahren, was es mit diesem Dschem auf sich hatte — zum Gegensultan zu machen. Durch diese drohende Aussicht sollte der „Nachfolger des Propheten" bestimmt werden, dem „Nachfolger Petri" zu helfen. Bajazet war auch dazu geneigt und schickte vorderhand dem Papst die Summe von 40,000 Dukaten, deren Ueberbringer Bozardo jedoch sammt dem Gelde unterwegs von einem Parteigänger des Königs von Frankreich abgefangen wurde.

Alexander raffte sich zu einem Versuch auf, den Franzosen den Zug durch Rom mit Waffengewalt zu wehren, mußte aber die Eitelkeit dieses Unterfangens bald erkennen. Als wie verzweifelt er seine Lage ansah, zeigt die Thatsache, daß er sogar den deutschen Kaiser um Hilfe bat, jenen Habsburger Maximilian, welcher sich selber nie zu helfen vermochte und seine Kaiserschaft in lauter Anläufen verzettelte. Etliche Tage verstrichen für den Papst in peinlichster Ungewißheit, so daß er selbst nicht mehr wußte, was er wollte. Er bereitete sich zur Flucht, dann blieb er doch in Rom. Für alle Fälle ließ er seine Kostbarkeiten in die Engels-

burg schaffen und machte sich fertig, seine päpstliche „Heiligkeit", falls es derselben an Leib und Leben gehen sollte, mittels des unterirdischen Ganges, welcher den Vatikan mit der Burg verband, aus jenem in diese hinüberzuretten, wo er unter dem Schutze seiner etliche tausend Mann starken spanischen Landsknechte vorläufig in Sicherheit sein würde.

Derweil rückte Karl der Achte, in dessen engem Schädel nur die eine phantastische Vorstellung von ritterlicher Gloire platzhatte, von Viterbo nach Rom vor. Am Abend des letzten Tages von 1494 hielt er bei Fackelschein seinen mit theatralisch-kriegerischem Apparat ausgestatteten Einzug in die „ewige" Stadt. In der Rolle des Eroberers sich gefallend, ritt er mit eingelegter Lanze durch die Porta del Popolo und bis zum Palazzo San Marco, geleitet von den papstfeindlichen Kardinälen Rovere und Sforza und von papstfeindlichen römischen Baronen wie Colonna und Savelli. Erschreckt durch die martialische Haltung der aus französischen Gensdarmen, aus deutschen und schweizerischen Landsknechten zusammengesetzten Truppen des Königs, schrie das arme Römervolk in seines Nichts durchbohrendem Gefühle: „Evviva Francia!"

Der schwer geängstigte Papst sandte zur Einleitung von Unterhandlungen eine Abordnung von Kardinälen — der Kardinal Cesare Borgia war mitdabei — zum San Marco, allein der König empfing und behandelte diese Herren sehr von oben herab. In den nächsten Tagen gewannen die Sachen überhaupt ein so drohendes Aussehen, daß Se. Heiligkeit es angezeigt fand, den erwähnten unterirdischen Weg nach der Engelsburg einzuschlagen, vor deren etwas schadhaften Wällen die

französischen Feldschlangen und Karthaunen aufgefahren waren. Wenn Karl der Achte ein anderer, als er war, so wäre es mit der borgia'schen Herrlichkeit zu Ende gewesen. Die Feinde des Papstes und seiner Sippschaft umgaben den König. Kardinäle von vorragendem Ansehen, die Rovere, Sforza, Colonna, Gurk und andere, drangen in ihn, gegen den offenkundig simonistisch gewählten und simonistisch amtirenden Papst den Absetzungsproceß anstrengen zu lassen. Noch weiter gehende Ansichten und beziehungsweise Wünsche und Forderungen wurden im königlichen Quartiere laut. Man redete da mehr oder minder laut, wie es dem „allerchristlichsten" Könige wohlanstände, von diesem Rom aus, wohin er so augenscheinlich durch Gottes besonderes Fürsehen gelangt wäre, eine Reform der Kirche Christi an Haupt und Gliedern bewirken zu helfen. Allein der bornirte Gloirephantast von Franzosenkönig besaß gar kein Organ, die Großheit dieses Gedankens zu fassen und zu werthen. Was ging so einen Strohkopf die Reform der Kirche an? Er hatte nur Sinn für seinen närrischen Traum, nach der Eroberung von Neapel einen Kreuzzug gegen die Türken zu unternehmen.

Mit einem Gegner von diesem Schlage hatte der Papst leichtes Spiel. Er hatte auch bald einen Weg ausfindig gemacht, auf welchem mit den Mitteln und Mittelchen der Borgiapolitik vorzugehen war. Da befand sich unter den vertrauten Räthen des Franzosenkönigs einer, der mit dem Versprechen des Kardinalhutes geködert werden konnte, ein zweiter mit Inaussichtstellung dieser oder jener fetten Pfründe, ein dritter mit einer hübschen Summe baaren Geldes und so weiter im Bestechungsliede. Unterhändler verschiedenen Ranges gingen

zwischen dem Kastell von San Angelo und dem Palazzo San Marco hin und her. Zwischenhinein suchte Karl den Papst dadurch mürbe zu machen, daß er Rom einer theilweisen Plünderung durch seine Kriegsvölker preisgab, und Alexander hinwiederum that, um seinen knäbisch-albernen Feind zu schrecken, so, als wollte er den Bannblitzstral der großen Gregore und Innocenze zur Hand nehmen. So kam man denn zu einer Vereinbarung, kraft welcher der Papst zu großen Zugeständnissen sich herbeiließ, selbstverständlich, um denselben gerade nur so lange nachzukommen, als er mußte. Ihm kam es nur darauf an, aus dem Drangsal der Stunde herauszukommen, den Franzosenkönig und zugleich die französische Partei von Kardinälen und Baronen loszuwerden, welche von einem allgemeinen Koncil, von einer Neubesetzung des Stuhles Petri und dergleichen unangenehmen Dingen mehr redeten. Er war schlau genug, in der französischen Invasion nur ein vorübergehendes Spektakel zu sehen. Warum sollte er also mit wohlfeilen Versprechungen nicht verschwenderisch sein? Er versprach eine allgemeine Amnestie, er versprach die Auslieferung verschiedener Städte des Kirchenstaates an die Franzosen und anderes mehr. Karl seinerseits, welcher den Papst vernichten konnte, war einfältig genug, sich demselben förmlich zu unterwerfen. Am 19. Januar von 1495 erschien der König in feierlicher Audienz vor dem aus dem Kastell in den Vatikan zurückgekehrten Borgia, küßte demselben die Hand und den Fuß und leistete ihm als dem „Vikar Christi" die förmliche „Obedienz".

Neun Tage später verließ Karl Rom, um den Marsch auf Neapel anzutreten. Er nahm dorthin den türkischen Prinzen Dschem mit, dessen Ueberlieferung an ihn eine

der Bestimmungen des Vertrags gewesen, welchen er mit Alexander geschlossen hatte. Wenn er aber wähnte, in der Person dieses Bruders Bajazets eine gewichtige Waffe gegen den Sultan in der Hand zu haben, so sollte er bald erfahren, daß er auch in dieser Sache von dem Borgia genasführt worden sei.

Die Geschichte vom „Sultan" Zizim oder Dschem*) bildet eine denkwürdige Episode der Borgiazeit. Auch sie zeigt uns wieder, daß und wie neben der „Wiedergeburt" von Wissenschaft und Kunst die denkbar größte Gemeinheit menschlichen Sinnens und Trachtens herlief. Der arme Dschem wurde wie ein Waarenballen hin und her verschachert. Er war der zweite Sohn Mohammeds des Zweiten, jenes gewaltigen Osmanensultans, welcher am 29. Mai von 1453 Konstantinopel erstürmt und vom Hauptaltar der Aja Sophia herab sein triumphirendes „Allah il Allah! Außer Allah kein Gott!" verkündigt hatte. Bei der dazumaligen Unbestimmtheit der Thronfolgeordnung im Osmanenreiche waren beim Ableben eines Sultans Kämpfe um die Nachfolge unter seinen Söhnen, Brüdern, Oheimen und Neffen gäng und gäbe. Dschem hatte demzufolge mit seinem ältern Bruder Bajazet um den Besitz des väterlichen Throns gerungen, war aber bei Brussa entscheidend geschlagen worden und von der verlorenen Walstatt weg nach Aegypten geflohen. Von dort hatte er den Schutz der Johanniterritter nachgesucht, also der geschworenen Feinde seines Glaubens und seines Volkes. Der Orden, dessen Hauptsitz damals die Insel Rhodus war, beeilte sich, diesen Schutz zu gewähren, d. h. ein so kostbares Mittel

*) Burkhard schreibt „Gem". (Diar. II, 69 und anderwärts.)

diplomatischer und finanzieller Machenschaften in seine Hand zu bekommen.

Im Juli 1482 kam Zizim nach Rhodus und wurde von dem Großmeister, dem Franzosen Pierre d'Aubusson de la Feuillade, und von sämmtlichen Rittern mit allen den Ehren empfangen, welche der Kostbarkeit seiner Person ziemten. Der Herr Großmeister zögerte nicht lange, den Sultan Bajazet wissen zu lassen, er, d'Aubusson, habe es in seiner Gewalt, den „Sultan" Dschem mit Unterstützung des Ordens auf das Osmanenreich loszulassen; er würde das aber nicht thun, so Bajazet ein Einsehen hätte. Bajazet hatte ein Einsehen, d. h. er bezahlte dem Orden die Gefangenhaltung seines Bruders mit 35,000 Dukaten jährlich. Um das so vortrefflich rentirende Kapital von Fleisch und Blut in sicherem Besitz zu halten, schickte d'Aubusson den Prinzen nach Frankreich. Da hat er jahrelang in den Klosterschlössern des Johanniterordens gelebt und sich die Zeit mit Versemachen zu kürzen versucht*). Verschiedene Potentaten verhandelten mit dem Großmeister, daß er ihnen den Prinzen abträte, und endlich ließ sich d'Aubusson, wortbrüchig gegenüber dem Sultan Bajazet, herbei, Dschem an den Papst Innocenz den Achten zu überliefern. Zur Belohnung für diese schmachvolle Gefälligkeit gab der

*) Dreihundert und etliche Jahre später ist er durch einen Deutschen selber zum Gegenstande der Dichtung gemacht worden. Leopold Schefer hat in seiner leider vergessenen Novelle „Der arme Dschem" (1839), welche mehr vom echten Saft der Poesie enthält als Dutzende von mit Reklametrompeten aufgeblasenen Produkten unserer zeitläufigen Novellistik, die sagenhafte Ueberlieferung behandelt, eine französische Edeldame habe den gefangenen Sultanssohn mit dem Trost ihrer Liebe beglückt.

Statthalter Christi dem Großmeister den Kardinalshut. Das Oberhaupt der Christenheit stellte sich nun gegenüber dem Oberhaupte des Islam auf den Standpunkt von Angebot und Nachfrage. Wie viel bietest du mir für die Bewahrung und Unschädlichhaltung deines theuren Bruders Dschem? frug Se. Heiligkeit der Papst Se. Hoheit den Sultan. — Jährlich 40,000 Dukaten. — Eingeschlagen und abgemacht.

Von da an lebte Dschem als Gefangener im Vatikan, wo man ihm nichts abgehen ließ und ihn rücksichtsvoll behandelte. Alexander der Sechste ließ den einträglichen „Sultan" bei feierlichen Aufzügen neben sich reiten und hatte auch nichts dagegen, daß seine eigenen Söhne, wenn es ihnen Spaß machte, bei solchen Gelegenheiten im Kaftan und Turban mitritten*). Seine meiste Zeit verschlief Dschem. Trotz seiner beständigen Angst, entweder vergiftet oder an seinen Bruder Bajazet verkauft und ausgeliefert zu werden, war er nachgerade sehr dick geworden, als der Papst sich gezwungen sah, ihn den Händen Karls des Achten zu übergeben. Er wurde auf dem Marsch nach Neapel im Hauptquartier des Königs mitgeführt, allwo sich vertragsmäßig auch der Kardinal Cesare Borgia befand, welcher als Geisel für die Treue seines Vaters dienen sollte. Allein schon im ersten Nachtquartier des Königs machte Cesare in die Treue ein Loch, indem er, mit dem Kittel eines Stallknechtes angethan, sich auf ein Pferd warf und

*) Am 5. Mai 1493 ritt der Papst vom Vatikan zur Lateranskirche, zu seiner Rechten „Gem sultan, frater magni Turci", zu seiner Linken „Johannes Borgia dux Gandiae, filius papae, in habitu Turcorum." Burch. Diar. II, 69.

nach Rom zurücksprengte. Von dort eilte er nach Spoleto, als in einen sichereren Schlupfwinkel. Karls Beschwerde über diesen Vertragsbruch wies der Papst ab mittels der Lüge, er wüßte nichts von der Flucht und vom Versteck seines Sohnes. Verstand es sich doch von selbst, daß die Borgia sofort nach Abzug der Franzosen aus Rom mit allen Kräften gegen den ritterlichen Tölpel von Franzosenkönig zu machenschaften anhoben.

Ohne Verständniß dessen, was in seinem Rücken die päpstliche Politik im Einvernehmen mit Spanien, Mailand und Venedig anzettelte, drang Karl bis Neapel vor, allwo bei der Annäherung der französischen Armee das verhaßte Regiment des Königs Alfonso wehrlos und ehrlos zusammenbrach. Der Tyrann entsagte am 23. Januar zu Gunsten seines Sohnes Ferrante der Krone und rettete sich nach Sicilien hinüber. Ferrante wurde von seinen Feldhauptleuten verrathen und mußte am 21. Februar, begleitet von seinem Schwager Josred Borgia, aus Neapel nach Ischia fliehen, worauf Karl am folgenden Tage in die Stadt einzog, vom vornehmen und geringen Gesindel umjubelt, von seinen Höflingen als ein „zweiter großer Alexander" beschmeichelt. Drei Tage später, am 25. Februar, starb im Kastell Capuano, wo der König sich einquartirt hatte, der „Sultan" Dschem. Ein für Karl höchst unerwarteter und widerwärtiger Todesfall, weil damit die Hoffnung verlosch, bei dem beabsichtigten Kreuzzug den Bruder Bajazets gegen diesen ausspielen zu können.

Die Zeitgenossen glaubten und sagten fast ausnahmelos, daß der arme Dschem am Gift gestorben und zwar am Borgiagift. Es liegt auf der Hand, wie

verdrüßlich es für den Papst sein mußte, den türkischen Prinzen, welcher für ihn, den Vikar Christi, eine so reichsprudelnde Dukatenquelle gewesen, in dem Besitz des französischen Königs zu wissen. Um so verdrüßlicher, als Dschem in den Händen Karls ein sehr wirksamer Hebel für die Entwürfe des Königs werden konnte. Dem heiligen Vater mußte aber unendlich viel daran gelegen sein, den französischen Monarchen an der weiteren Verfolgung seiner bislang so glänzend erfolgreichen Laufbahn zu hindern. Dschem konnte dem Könige zum Nutzen und folglich mußte er dem Papste zum Schaden gereichen. Also fort mit ihm! Es ging auch die Rede, der Sultan Bajazet habe sich dem Statthalter Christi gegenüber verpflichtet, diesem den Tod Dschems mit 200,000 Dukaten zu honoriren. Ein wissender Mann, der Kardinal von Gurk, freilich ein Gegner der Borgia, hat so geglaubt und gesagt. Daß der türkische Prätendent am Borgiagifte gestorben, scheint keiner Anzweifelung zu unterstehen. Vielleicht hatte der Unglückliche die gehörige Dosis jenes „weißen Pulvers von angenehmem Geschmack" schon in seinem Leibe von Rom nach Neapel mitgenommen.

Mit dem Alexanderszug Karls des Achten hatte es übrigens bald ein Ende. Der Papst, der König von Spanien, der Doge von Venedig, der Kaiser Maximilian und sogar Lodovico der Mohr wollten die Franzosen aus Italien weghaben. Zu diesem Zwecke schlossen sie am letzten Märztage von 1495 zu Venedig eine förmliche Liga und warben und rüsteten Truppen. Des Franzosenkönigs geträumter Kreuzzug nach dem Osten mußte sich demzufolge in einen wirklichen Rückzug nach Frankreich verwandeln. Am 20. Mai verließ er das

gründlich ausgeplünderte Neapel, allwo etliche Wochen später König Ferrante und Jofred Borgia wieder einzogen*.) Am 1. Juni war Karl in Rom, woraus der Papst sich nach Orvieto in Sicherheit gebracht hatte. Ueber Viterbo, Siena, Pisa ging der französische Rückzug den Alpen zu. Bei Fornuovo am Taro verlegte ein Heer der Liga dem König den Weg. Aber Karls deutsche und schweizerische Landsknechte brachen ihm tapfer einen Durchpaß, worauf es ihm in Turin gelang, den Lodovico Sforza, welcher seine Allianzen wechselte wie Handschuhe, von der Liga abzuziehen und zu einem Separatfrieden zu bewegen. Damit war dieses gallische Gloirestück aus und vorbei. Denn der König machte, daß er über die Alpen hinüberkam, und die Heeresreste, welche er in Neapel und anderwärts auf italischem Boden zurückgelassen, wurden aufgerieben oder gingen sonst kläglich zu Grunde.

Am 27. Juli 1495 kehrte der Papst in den Vatikan zurück und zur Sommerzeit des nächstfolgenden Jahres hatte er seine ganze Familie, die drei Söhne und die Tochter, den Schwiegersohn und die Schwiegertochter, in Rom bei sich.

4.

Alle die Fährlichkeiten, welche der heilige Vater während der letzten Jahre zu bestehen und durchzumachen

*) König Ferrante starb schon im Oktober von 1496 kinderlos. Sein Nachfolger auf dem Thron von Neapel war sein Oheim Federigo.

gehabt, mußten selbst einen so leichtlebigen Mann zum Nachdenken veranlassen. Zum Nachdenken über seine Macht, welche sich ja kürzlich nur als eine sehr problematische gezeigt hatte. Er konnte sich's nicht verhehlen, daß, wie gläubig-dumm die Volksmassen immer noch sein mochten und wirklich waren, die Bannblitze und Interdiktedonner der Gregore, Innocenze und Bonifaze ganz bedeutend sich verkühlt und verdünnt hätten seit den Zeiten, wo sie Kronen von den Häuptern von Kaisern und Königen geschlagen und Nationen erzittern gemacht. Die Menschen, d. h. die Leute, welche überhaupt etwas zu sagen und zu bedeuten hatten, waren nachgerade so klug geworden, daß sie zu rechnen verstanden und folglich durchaus nicht mehr geneigt und willig waren, die Wirklichkeiten der thatsächlichen Welt um der Möglichkeiten einer bloß vorgestellten willen hintanzusetzen und hinzugeben. Wenn man herrschen wollte — und die Borgia wollten herrschen — so konnte man es nur auf der Grundlage eines sicht- und greifbaren Besitzes. Der Rabbi von Nazaret, ja, der hatte wohl sagen können: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Aber wohin wäre am Ende des 15. Jahrhunderts der „Statthalter Christi" mit derartiger Idealpolitik gekommen? Etwa in eine Klosterzelle oder in eine Anachoretenhöhle. Wir, Don Rodrigo Borgia sammt Sippschaft, wir haben einen bessern Geschmack. Wir wollen in Palästen hausen und alles und jedes genießen, was die Erde von Genüsslichem bietet. Wir sind keine Idealnarren, behüte, sondern Realisten und Realpolitiker. Land und Leute wollen wir besitzen, eine Macht nicht nur vorstellen, sondern auch sein. Darum erinnern wir uns jetzt, in diesem Jahre 1496, mit voller Deutlichkeit, daß von rechtswegen

weder den römischen Baronialfamilien noch den romagnolischen und umbrischen Tyrannenhäusern das Patrimonium Petri gehöre, sondern uns und nur uns. Laßt uns daher den Tyrannen und Baronen den borgia'schen Meister zeigen.

Der erste Versuch, diesen Entschluß zur That zu machen, fiel aber unglücklich aus. Der Papst warb Truppen, unterstellte dieselben dem Kommando seines Sohnes Juan und nahm auch den Herzog Guidobaldo Montefeltre von Urbino in seinen Sold. Diese Rüstungen galten den mächtigen Orsini, welchen zuerst der Meister gezeigt werden sollte. Aber diese Barone zeigten solchen vielmehr den Borgia, indem sie im Januar von 1497 bei Soriano das päpstliche Heer vollständig schlugen, den Herzog von Urbino fingen und den verwundeten Duca di Gandia nach Rom heimjagten. Alexander mußte sich zu einem Friedensvertrage herbeilassen, kraft dessen die Orsini gegen Entrichtung von 50,000 Goldgulden an die Kurie, ihre sämmtlichen Städte, Burgen und Ländereien behielten.

Man mußte die Sachen anders anfassen. Mit offener Gewalt ging es nicht. Um so weniger, als die Borgia außer ihrer spanischen, etwa 3000 Mann starken Landsknechtetruppe dazumal eine verlässliche Schlüssel-Soldateska nicht besaßen und diese Spanier gerade nur ausreichten, die zur Zeit gegen den spanischen Papst verstimmten und aufsüpfischen Römer niederzuhalten. Versuchen wir es also, kalkulirte der heilige Vater, mit den Waffen der Klugheit, so den Gescheiden wider die Dummen gegeben sind.

In Wahrheit begann jetzt jene Periode der borgia'schen Realpolitik, deren „Praktiken" wenig später der

florentinische Staatsschreiber Machiavelli in seinem Buch „Vom Fürsten" mit „Satansfingern", wie seine Gegner schalten, systematisirt hat. Diese Beichte eines glühenden italischen Patrioten von dazumal, wie ich das schreckliche Büchlein nennen möchte, zeigt unleugbare Spuren vom Einfluß der Borgiawirthschaft auf den Verfasser und namentlich hat den Staatsschreiber von Florenz, welcher nicht davor zurückschrack, die vielerlei Teufel, von welchen die arme Italia besessen und gepeinigt war, mittels Belzebubs auszutreiben, Cesare Borgia, mit welchem er ja im Auftrage seiner Signorie wiederholt zu verhandeln hatte, augenscheinlich mit kaum verhehlter Bewunderung und Hochschätzung erfüllt. In diesem von „moralischen Skrupeln" durchweg unbehelligten Realpolitiker, welcher sich nicht im Schlafe, geschweige im Wachen einfallen ließ, daß Macht dem Rechte nicht vorgehen könnte, sollte, müßte, und der auf seinem Wege hinderliche Menschen so unbedenklich zertrat, als wären sie nur lästige Insekten, in diesem kaltblütigen Rechner und kecken Thatmann konnte Machiavelli gar wohl den „Principe" gefunden zu haben glauben, welchen er für nöthig hielt, Italien zu reinigen und zu einigen.

Wenn aber ein so scharf und groß denkender Mann eine Rettung seines Vaterlandes nur in der Verwirklichung des furchtbarsten Tyrannen-Ideals erblickte, so zeichnet dies das Elend Italiens ätzender, als es der Griffel eines Tacitus oder Juvenal zu zeichnen vermocht hätte. Der Staatsschreiber von Florenz war eben auch ein Realpolitiker und als solcher wußte er, daß man mit so „ideologischen" Dingen wie Vernunft, Recht, Moral und Selbstlosigkeit den Leuten nicht beikommen kann, son-

dern daß man vielmehr der Dummheit, der Selbstsucht, der Narrheit, der Lasterhaftigkeit und Verworfenheit seiner Zeitgenossen schmeicheln muß, wenn man auf sie wirken will. Um sich bei den Menschen Gehör zu verschaffen, muß man so thun, als wäre man gerade so bornirt und charakterlos, wie die ungeheure Mehrzahl derselben ist. Wer bei der Menge etwas gelten will, muß mit ihr durch Dick und Dünn gehen, jede gerade herrschende Mode, und wäre es der Unsinn des Unsinns, begeistert mitmachen, in jedem gerade lärmenden wissenschaftlichen, literarischen, musikalischen, religiösen oder politischen Schwindel eine herrliche Offenbarung des Zeitgeistes emphatisch begrüßen, kurz auf und mit dem Strome schwimmen, ob selbiger auch eitel Jauche sein sollte. Machiavelli wußte das alles und hütete sich demnach klüglich, gegen den Strom schwimmen zu wollen. Er plätscherte mit in der Jauche, obzwar sicherlich nicht mit Behagen, und dann stellte er sein Tyrannen-Ideal von „Principe" vor seine Landsleute hin mit den geschwiegenen Worten: Volk von Sklaven, dir kann nur so einer helfen, der an Ruchlosigkeit selbst die ruchlosesten deiner Herren überruchlost . . . .

Der Kardinal Cesare Borgia hatte während der Wirrsale, womit der so glücklich angehobene und so kläglich verlaufene Zug Karls des Achten die Halbinsel erfüllte, *seinen* Kursus der Realpolitik beendigt und trat jetzt mehr und mehr als Praktikant derselben auf. Sie war für ihn so recht eine „Wissenschaft des Möglichen", indem er alles Mögliche für räthlich und erlaubt hielt, so es den Absichten seiner jetzt erwachten und rasch zu einem fressenden Feuer aufgeloderten Ehr- und Herrschsucht dienlich und förderlich schien. Schon war er der

animus incitans der päpstlichen Politik, der spiritus familiaris des Vatikans — im Sinne der deutschen Volkssage vom „Galgenmännlein" gemeint — obzwar er zunächst noch hinter den Kulissen machenschaftete und andere auf der Bühne gestikuliren und rednern ließ. Er scheint es für angezeigt erachtet zu haben, sich vorderhand recht unscheinbar zu machen und seinem Bruder Juan in allem und jedem den Vortritt zu lassen. Als er dann plötzlich aus dem Hintergrund in den Vordergrund trat, geschah es mit der ganzen Wirkung des Dämonischen und Schreckhaften.

Der Papst trug Sorge, das Kardinälekollegium mehr und mehr mit Spaniern zu füllen, auf welche er sich bei Verfolgung seiner Familienpolitik unbedingt verlassen konnte. Dabei galt es zuvörderst, seinen Lieblingssohn Juan groß zu machen. Der Plan, selbigen mit den Gütern der Orsini zu bereichern, war fehlgeschlagen. Es mußte daher Ersatz geschafft werden und solchen boten zwei im Neapolitanischen gelegene Besitzthümer der römischen Kirche, Benevent und Pontecorvo, welche der heilige Vater dem Duca di Gandia als erbliches Herzogthum verlieh. Aber damit noch nicht genug. Ein päpstlicher Prinz und Liebling Sr. Heiligkeit mußte mehr haben. Da war z. B. Stadt und Gebiet Pesaro, deren Erträgnisse den Herzogsmantel von Juan Borgia wärmer füttern könnten. Der Herr von Pesaro, unser lieber Schwiegersohn Giovanni Sforza, ist uns ohnehin unbequem und im Wege. Die Verbindung unserer superlativisch geliebten Tochter Lukrezia mit diesem „Tyrannen" ist unserer Politik lange nicht so zu paß gekommen, wie wir gewünscht und erwartet hatten. Die Konstellationen haben sich geändert. Andere Zeiten, andere Mittel.

Wir müssen uns daher für unsere geliebte Tochter nach einer anderen Verbindung umsehen. Also weg mit dem überlästigen Sforza! Man bedeute ihm, daß er seiner Ehe mit Madonna Lukrezia freiwillig entsage, oder —.

Dieses „Oder" konnte sich Alexanders Eidam je nach seinem Belieben entweder in Gestalt eines Bravodolches oder einer mit der berühmten „Cantarella" der Borgia gefüllten Phiole vorstellen. Es gelüstete ihn nach näherer Bekanntschaft weder mit dieser noch mit jenem und so entschloß er sich rasch, einen Kirchgang nach San Onofrio zu machen, d. h. einen dort bereitgehaltenen Renner zu besteigen und, ohne sich umzusehen, aus Rom zu entweichen. Dumm das, mochten die Borgia brummen; der Pecorone hätte besser gethan, sich „expediren" zu lassen. Jetzt haben wir nur die Scheererei und den lästigen Lärm mit der Ehescheidungsprocedur.

Wir wissen nicht, ob Donna Lukrezia gegen die ihr aufgezwungene Trennung von ihrem Gatten sich gesträubt habe. Jedenfalls war ihr Sträuben kein heftiges und hat auch nicht lange gewährt. Wir wollen jedoch in christlicher Liebe eine auf uns gekommene Nachricht für wahr halten, welcher zufolge Giovanni seine Flucht und Rettung im März von 1497 einer vonseiten seiner Frau gekommenen Warnung verdankte. Wahrscheinlich ist sie darob von ihrem Vater und noch mehr von ihrem Bruder Cesare heftig ausgescholten worden. Auf ein vorübergehendes Zerwürfniß Lukrezia's mit den Ihrigen weis't auch der Umstand hin, daß sie, während ihr entwichener Gemahl bei seinem Vetter, dem Herzog von Mailand, eine Zuflucht gesucht und gefunden hatte, ihren beim Vatikan gelegenen Palazzo verließ und für längere

Zeit in dem an der Via Appia gelegenen Nonnenkloster San Sisto sich einherbergte.

In der Stadt ging ein Geraune, Madonna Lukrezia wollte aus Kummer über die Trennung von ihrem Gemahl den Schleier nehmen. Daraus wurde aber nichts. Sie war nicht zur Nonne geschaffen und ihre Nonnenschaft hätte auch gar nicht in die Borgiawirthschaft gepaßt.

Im Kloster von San Sisto erfuhr die Tochter des Papstes die Schreckenskunde, daß die uralte Tragödie vom Abel und Kain in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1497 in Rom eine Wiederaufführung erlebt habe.

5.

Am 7. Juli hatte Alexander der Sechste seinen Lieblingssohn*) Juan mit dem Herzogthum Benevent und mit den Städten und Landschaften Terracina und Pontecorvo belehnt.

Zwei Tage darauf ernannte der Papst seinen Sohn Cesare zum Kardinal-Legaten, um den Vikar Christi bei der Krönung des neuen Königs von Neapel, welches ja ein Lehen des Stuhles Petri war, zu vertreten und diesem Potentaten die päpstliche Investitur zu geben. Wie der jüngere Papstsohn, welcher sich in seinem Kardinalsmantel, so faltenreich derselbe war, sehr beengt und verunbequemt fühlte, diese neue Gunstbezeigung seines zärtlichen Vaters aufgenommen, davon weiß uns nicht

*) „Filium suum charissimum." Burch. Diar. II, 387.

einmal der vielwissende Ceremonienmeister Burkhard etwas zu sagen. Wir können und dürfen aber vermuthen, daß Cesare bei diesem Anlaß einen nicht gerade brüderlichen Seitenblick auf seinen so hochbegünstigten Bruder geworfen und seinen Lieblingsgedanken „Aut Caesar, aut nihil!“ in den Bart gemurmelt habe. Möglich auch, wahrscheinlich sogar, daß er diesen Lieblingsgedanken gegen seinen vertrautesten Diener und Oberbravo, den Venetianer Michele Corella oder Coreglia, welcher unter dem Namen Michelotto im Borgiadrama eine zwar nicht vortretende, aber doch sehr handelnde Rolle spielte, ausgesprochen habe und zwar mit Beifügung eines zweckdienlichen Kommentars. Uebrigens war Michelotto einer von denen, welche halbe Worte verstehen oder auch statt mit Worten mit Winken fürlieb nehmen. Cesare Borgia hat den verständnißvollen, allzeit realpolitisch-handwilligen Mann später dankbar zum Hauptmann seiner Leibwache befördert.

Die beiden Papstsöhne sollten also in den nächsten Tagen nach Neapel reisen; der eine, um in sein Herzogthum Benevent eingeführt zu werden, der andere, um dem Re Federigo den päpstlichen Segen zu übermitteln. Da war es angezeigt, daß die gute Mutter Vanozza den Söhnen zum Abschied noch ein kleines Fest gab. Sie bewohnte zur Sommerzeit eine Villa in ihrem unfern der Kirche San Pietro ad Vincula gelegenen Weinberg und dorthin lud sie am Abend vom 14. Juni ihre Söhne, sowie etliche Freunde der Familie. Man war „en petit comité“ und guter Dinge. Während der Mahlzeit meldete man dem Duca di Gandia, daß eine Person mit einer Maske vor dem Gesicht ihn zu sprechen verlangte, was weiter nicht auffiel. Juan Bor-

gia war als ein galanter Mann bekannt. Es handelte sich also wohl um eine Bestellung in Liebessachen und in solchen Geschäften waren Masken bräuchlich. Als die Stunde des Aufbruchs gekommen und die Gäste sich zerstreuten, verabschiedeten sich Juan und Cesare von ihrer Mutter und bestiegen die ihrer harrenden Maulthiere, welche den einen in den Vatikan, den andern in seinen Palast im Borgo von San Angelo zurücktragen sollten. Beim Palast des Kardinals Sforza sagten die Brüder einander gute Nacht. Juan nahm die Maske hinter sich auf sein Reitthier und lenkte dasselbe rückwärts bis zur Piazza der Juden. Hier befahl er dem einzigen Diener, der ihm gefolgt war, eine Stunde lang auf ihn zu warten und, falls er, der Herzog, dann noch nicht wieder da wäre, in den Vatikan zurückzukehren. Dies gesagt, verschwand Juan mit seinem maskirten Begleiter in einer der nächsten Gassen. Der Knecht wartete und wartete, sein Herr kam nicht wieder*).

Der Papst, gewohnt, seinen liebsten Sohn des Morgens zeitig zu sehen, war schon beunruhigt, als Don Juan nicht erschien. Doch meinte Alexander, welcher den Lebenswandel seines Sohnes kannte, derselbe wäre wohl bis in den Tag hinein bei einer schönen Donna zurückgehalten worden. Aber der Tag verging, der Abend kam und Gandia blieb noch immer aus. Zugleich kam die bedrohliche Meldung, der Diener des Duca sei auf dem Judenplatz gefunden worden, tödtlich verwundet und unfähig, über das Verbleiben seines

*) Alle die bisher angegebenen und noch folgenden Einzelnheiten nach Burkhard, dessen Diarium (II, 387—390) einen ausführlichen Bericht über Ermordung des Herzogs von Gandia enthält.

Herrn Auskunft zu geben. Jetzt erschrack der Papst heftig und vielleicht durchzuckte ihn blitzartig der Gedanke, daß sein älterer Sohn seinem jüngeren im Wege gestanden. Was es dazumal von Polizei in der wegen ihrer täglichen und nächtlichen Unsicherheit verrufenen Hauptstadt der Christenheit gab, wurde alsbald in fieberische Thätigkeit gesetzt. Denn schon lief in Rom das Gerücht um, der Duca di Gandia sei ermordet und der Todte in die Tiber geworfen worden.

Man griff demzufolge Fischer, Kahnführer und Händler auf, welche ihr Gewerbe mit dem Fluß in Berührung brachte, und unterzog sie Verhören. Darunter war ein Slavonier Namens Georg, welcher an der Ripetta einen Handel mit Holz und Kohlen hatte und bei seiner Waare Nachtwache zu halten pflegte, um nicht bestohlen zu werden. Befragt, ob er in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni etwas Ungewöhnliches wahrgenommen hätte, antwortete er: „Ja wohl. Es war ungefähr eine Stunde nach Mitternacht, als ich aus der Gasse, die zur Linken des Hospitals der Slavonier an den Fluß führt, da, wo man den Kehricht ins Wasser wirft, zwei Männer kommen sah. Sie schauten sich um und gingen in die Gasse zurück. Dann kamen zwei andere, sahen sich ebenfalls um und gaben ein Signal. Auf das hin erschien ein Reiter auf einem Schimmel am Ufer. Der hatte hinter sich einen Todten, dessen Kopf und Arme auf der einen und dessen Beine auf der andern Seite des Pferdes herabhingen. Der Reiter stellte sein Roß mit den Hinterfüßen gegen den Strom. Seine Begleiter zogen den Leichnam von der Krupe des Pferdes und schleuderten denselben mit aller Kraft ins Wasser. Habt ihr ihn tüchtig untergetaucht?

fragte der Reiter. Ja, Herr, lautete die Antwort. Der auf dem Schimmel blickte auf die Strömung, und da er den Mantel des Todten oben schwimmen sah, ließ er mit Steinen danach werfen, bis jener untersank.“ So Georg, der Slavonier. Auf die Frage, warum er das unheimliche Geschehniß nicht sofort zur Anzeige gebracht habe, gab er die charakteristische Antwort: „Ach, Gott, ich habe mein Lebtag wohl 100 Leichname nachtschlafender Weile in den Tiber werfen sehen, ohne daß jemals ein Hahn danach gekräht hätte.“

Diesmal war dem nun aber nicht so. Alle Fischer wurden aufgeboten, den Todten zu suchen, und am 17. Juni um Mittag ist der ermordete Papstsohn vom Tibergrund heraufgefischt worden, in Sammet und Seide gekleidet bestiefelt und bespornt, seine mit 30 Dukaten gefüllte Börse am Gürtel, mit zusammengebundenen Händen, mit durchschnittener Halspulsader und neun Stichwunden am Kopf, an der Brust und am Unterleib*).

Der Leichnam ist in einem Boot zur Engelsburg

*) Das gräßliche Ereigniß stachelte die Feinde der Borgiawirthschaft zu satirischen Ausfällen. Unter dem Schutze der Nacht schrieb eine unbekannte Hand an die Pforte der vatikanischen Bibliothek das Distichon:

„Merge, Tiber, vitulum animosas ultor in undas,
Bos cadat inferno victima magna Jovi.“
(Tiber, schlinge das Bullkalb in deine rächenden Fluten,
Und der Bulle selbst falle zum Opfer dem Dis).

Sannazar seinerseits ließ diesen epigrammatischen Pfeil schwirren:

„Piscatorem hominum ne te non, Sexte, putemus,
Piscaris natum retibus ecce tuum!“
(Daß wir, Sechster, mit Grund für den Menschenfischer dich halten,
Fischest du deinen Sohn dir mit dem Netz aus dem Strom.)

gebracht und dort, mit der Rüstung eines Gonfaloniere der Kirche angethan, aufgebahrt worden. Die Stadt war in Bestürzung. Die spanischen Landsknechte gingen mit gezogenen Schwertern umher, fluchend oder jammernd. Am Abend wurde der Ermordete auf offener Bahre bei Fackelschein in düsterem Leichenpomp nach der Kirche Santa Maria del Popolo gebracht, wo er seine Ruhestätte fand. Weder sein Vater noch seine Brüder haben ihn zum Grabe begleitet... So endete, noch nicht 24 Jahre alt, der Lieblingssohn Alexanders des Sechsten*).

Der Papst saß verzweifelnd im Vatikan. Als er — meldet Burkhard — erfahren hatte, daß der Herzog ermordet und wie Kehricht in den Fluß geworfen worden sei, kehrten sich ihm alle Eingeweide im Leibe herum und in seinem Schmerz und in seines Herzens Bitterkeit verschloß er sich in ein Gemach und weinte bitterlich**). Drei Tage lang nahm er weder Speise noch Trank und ließ niemand vor. Er soll in seiner Einsamkeit schluchzend aufgeschrieen haben: „Ich kenne den Mörder!" Den flehenden Bitten des Kardinals von Segovia zu-

*) Der Duca di Gandia hinterließ von seiner Gemahlin Maria Enriquez einen Sohn, Juan geheißen, der in Spanien blieb und der Stammvater eines Geschlechtes von hohen weltlichen und geistlichen Würdenträgern wurde. Gregorovius (Gesch. d St. Rom i. M. A. VII, 401) weist auf den denkwürdigen Umstand hin, daß ein Enkel des ermordeten Gandia, also ein Urenkel Alexanders des Sechsten, Francesco Borja, Herzog von Gandia, zum dritten General der Gesellschaft Jesu erwählt wurde.

**) „Pontifex, ut intellexit, ducem interfectum et in flumen ut stercus projectum esse, commota sibi fuerunt omnia viscera et pro dolore et cordis amaritudine reclusit se in quadam camera et flevit amarissime." Diar. II, 391.

liebe öffnete er endlich seine Thüre und am 19. Juni versammelte er die Kardinäle und die Gesandten der fremden Höfe im Konsistorium, allwo er in seiner Verstörniß ganz seltsam sich gab und hielt.

Das machte, der Mensch durchschlug den Borgia, der Vater triumphirte über den Pontifex.

„Ich bin der Welt ein Aergerniß," rief er aus. „Ich bitte Gott und die Menschen um Verzeihung und gelobe, daß es anders und besser werden soll im Vatikan und in der Kirche." Und gleich darauf: „Oh, wenn ich sieben Throne besäße, alle würde ich hingeben für das Leben des Herzogs, meines Sohns!"

Das Schmerzgefühl, welches aus dieser Aeußerung sprach, war gewiß wahr und echt. Für den Augenblick wohl auch die Reuebezeigung. Aber die Reue währte nicht lange. Auch hier, wie so häufig im Leben und in der Geschichte, ist der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert gewesen. Aber die Pflasterung war bald durchgetreten. Im ersten Feuer seiner ebenso plötzlich erwachten als rasch wieder erloschenen Gewissensqual hatte der Papst eine Kommission von sechs Kardinälen bestellt, um die Reform der Kirche vorzuberathen und einzuleiten. Als diese Kommissäre aus dem Scherz Ernst machen wollten und Sr. Heiligkeit etliche reformistische Vorschläge unterbreiteten, wies Alexander sie ein für allemal ab und zur Ruhe, weil, wie er sagte, seine pontifikale Macht und Gewalt keine Beschränkung erfahren dürfe. Auch die zuerst mit großem Geräusch, mit vielen Häuserdurchsuchungen, Verhaftungen und Folterungen angehobene Untersuchung über die Ermordung seines Sohnes ließ er bald wieder einstellen und er wußte wohl warum. Er kannte ja den Mörder.

Ganz Rom, ganz Italien kannte denselben, obzwar die Leute sich zunächst hüteten, seinen Namen öffentlich auszusprechen, den Namen Cesare Borgia. Aber jetzt wurde die ganze appenninische Halbinsel entlang offenbar, was die Menschen von der Borgiasippschaft hielten. Es war wie das Aufbersten einer scheusäligen Eiterbeule. Cesare, hieß es, habe seinen Bruder Juan „expediren" lassen, weil ihn dieser bei ihrer gemeinsamen Geliebten, ihrer ehebrecherischen Schwägerin Donna Sancia, ausgestochen. Und das war der verderbten Phantasie und der zügellosen Lästersucht der Zeitgenossen noch nicht grell und gräulich genug. Sie setzten daher an die Stelle der Donna Sancia die Donna Lukrezia. Selbst ein Mann wie Machiavelli gab deutlich zu verstehen, daß er diesen Gräuel höchster Potenz für eine Thatsache hielte. Andere Zeitgenossen, ältere und jüngere, wie Sannazaro, Matarazzo und Guicciardini, sprachen davon als von etwas allgemein Bekanntem und Anerkanntem.

Trotzdem empört sich das sittliche Gefühl gegen diesen Glauben an ein Verbrechen wider die Natur. Zwar, daß Cesare seinen Bruder ermorden ließ, das darf auch uns für so ausgemacht gelten, wie es den Menschen von dazumal galt. Aber das Motiv des brudermörderischen Frevels war wohl ein anderes, näherliegendes und natürlicheres: die unbändige Ehr- und Herrschsucht des zweiten Sohnes Alexanders des Sechsten. Die hat ihn zum Kain gemacht. Was, er, welcher sich seinem Bruder Juan so unendlich überlegen fühlte, er sollte in der Kardinalskutte dahinvegetiren, während jener einen Herzogsmantel trug und vielleicht zum Tragen einer Königskrone ausersehen wäre? Raum dem Genie,

dem Willen und der Kraft! Weg mit allem Hinderlichen und Hemmenden! Soll ich den Stein nicht aus meinem Wege stoßen, weil der Stein Juan Borgia heißt? Papachen wird weinen, wohl auch ein bißchen wüthen. Aber das wird vorübergehen und er wird sich, wie alle die andern, darein finden, darein finden müssen, daß ich es endlich als an der Zeit erachte, zu zeigen, wer Herr und Meister sei im Hause Borgia. Messer Michelotto, komm her und lass' dir sagen, was gewollt und gethan werden muß ....

Wie es scheint, hat es Cesare dem Anstand gemäß gefunden, während der trubelvollen Tage, die der Auffischung seines ermordeten Bruders folgten, sich still in seinem Palast im Borgo zu halten. Er hatte ja auch alle Hände voll zu thun, seine Vorbereitungen zur Legatenfahrt nach Neapel zu treffen. Das Dekorum verwehrte ihm, den widerwärtigen Kardinalshut sofort beiseite zu legen, und so sollten die Leute da drunten am Vesuv sehen, mit welcher Pracht ein Kardinallegat Borgia aufzutreten vermöge. Die Stunden, welche die Sorgen um solches Auftreten nicht in Anspruch nahmen, verbrachte er mit Würfelspiel oder auch unterhielt er sich damit, seiner Umgebung Räthsel aufzugeben, worin er ja sehr geschickt war. Ob er während des Restes vom Juni und während der zwei ersten Drittel vom Juli — denn alle diese Zeit verweilte er noch in Rom — eine Zusammenkunft mit seinem Vater Papst hatte, ist ungewiß. Auch nicht wahrscheinlich, da keiner unserer Zeugen von einer solchen Zusammenkunft weiß. Dem heiligen Vater mußte es wohl zu peinlich sein, den Kain zu sehen, welcher ihm seinen Abel erschlagen hatte. Zumal der Kain ihm selber Furcht einflößte, und was

Cesare betrifft, so mochte er es nicht eilig haben, den Vater zu begrüßen, weil es ihm räthlich schien, daß der alte Herr sich erst zuvor etwas faßte und beruhigte.

Am 22. Juli brach der Kardinallegat mit großem Gefolge von Rom auf und am 10. August hat er in Kapua den König Federigo, den letzten seines Hauses, investiirt und inthronisirt. Während der Festlichkeiten, welche diese Königskrönung begleiteten, traf auch Jofred Borgia mit seiner Frau Sancia in Kapua ein. Der Papst, von einem vorübergehenden Ueberdruß an seinen Kindern angewandelt, hatte seinem jüngsten und harmlosesten Sohne befohlen, Rom zu verlassen und fürder in Squillace, seinem neapolitanischen Fürstenthum, zu wohnen. Es steht nichts der Vermuthung entgegen, daß Cesare Borgia während der Krönungsfeierlichkeit sich allerlei Gedanken gemacht, was König Federigo für die Borgiapolitik zu bedeuten oder nicht zu bedeuten haben werde. Auch mag das Auge des päpstlichen Legaten bei dieser Gelegenheit auf ein Bildniß der Prinzessin Carlotta d'Aragon, Federigo's am französischen Hof erzogene Tochter, gefallen sein, als auf das Bild einer Dame, deren Gemahl zu werden ein Papstsohn, welcher fest entschlossen war, aus dem Kardinalspurpur heraus- und in einen Fürstenpurpur hinein zu schlüpfen, unter Umständen wohl sich entschließen könnte. In Kapua, wie in Rom, müssen in jenen Sommertagen seltsame Reden gegangen sein. Die bevorstehende Entkardinalisirung Cesare's galt für gewiß und es hieß auch, der ihm von den Schultern zu nehmende Kardinalpurpur sollte seinem Bruder Jofred übergeworfen werden, worauf Cesare seine Schwägerin-Buhlin Sancia heiraten würde. Die

war ja auch eine neapolitanische Prinzessin und konnte folglich ihrem Gemahl ebenfalls eine Art von Anwartschaft auf die Krone von Neapel eröffnen.

Derweil kehrte der Herr Legat nach Rom zurück, wo er am 4. September eintraf. Voll scheuer Unterthänigkeit holten ihn die Kardinäle am Thore ein und geleiteten ihn zum Vatikan, wo der Papst, auf dem Throne sitzend, im versammelten Konsistorium den Sohn empfing. Mit welchen aus äffischer Liebe, Abscheu und Furcht gemischten Gefühlen, läßt uns der gute, als Augenzeuge anwesende Ceremonienmeister errathen, wenn er lakonisch schreibt: „Der Kardinal sagte dem Papste kein Wort, noch der Papst dem Kardinal; sondern jener küßte diesen und stieg vom Throne herab“ *).

6.

Man lebte zur Zeit der Renaissance, man lebte und webte im klassischen Heidenthum. Ganz in der Ordnung also, daß, wie die antike Poetik es wollte, der Tragödie im Hause Borgia das Satyrspiel folgte: — der Ermordung Don Juans die Ehescheidung Donna Lukrezia's.

Die Borgiapolitik forderte, daß die Hand der Papsttochter wieder verfügbar wäre, und die Donna fand sich darein. Wenn sie ihrem Herrn Gemahl Giovanni Sforza, welchen wir aus Rom flüchten gesehen, Thränen

*) Non dixit verbum papae Valentinus nec papa sibi, sed eo deosculato descendit de solio. Burch. Diar. II, 103.

nachgeweint hatte — wenn! — so waren dieselben längst getrocknet und sie ließ sich widerstandslos zu der schmählichen Rolle herbei, welche man ihr vorschrieb.

Der heilige Vater hatte eine Kommission eingesetzt, welcher zwei Kardinäle vorsaßen und welche die Ehescheidungsprocedur durchführen sollte. Vor dieser Kommission log Donna Lukrezia mit eherner Stirne, ihre Ehe mit dem Gebieter von Pesaro wäre nie vollzogen worden und sie befände sich demzufolge noch im Stande der Jungfräulichkeit. Es fanden sich Zeugen, die das beschworen, und Richter — die Mitglieder besagter Kommission — welche so thaten, als glaubten sie es. Vergebens protestirte Giovanni Sforza, welcher für seine Frau eine aufrichtige Neigung gehegt hatte. Seine Vettern, Lodovico der Mohr und der Kardinal Askanio Sforza, welche den Papst bei guter Laune erhalten wollten, setzten ihm so lange zu, bis der arme Mann seinen Protest zurücknahm und die Erklärung abgab, es verhielte sich so, wie Madonna ausgesagt. Er mußte nicht nur diese Schmach hinunterwürgen, sondern auch die 31,000 Dukaten, welche seine Frau ihm zugebracht hatte, wieder herausgeben. Im December von 1497 ist die Scheidung Lukrezia's rechtskräftig geworden.

Alexander der Sechste hatte demnach gezeigt, daß er mehr vermöchte, als nachmals das englische Parlament oder, genauer gesprochen, das Unterhaus. Von diesem hat man bekanntlich gesagt, daß es alles, aber auch gar alles könne, nur nicht aus einer Frau eine Jungfrau machen. Madonna Lukrezia's Papa wirkte dieses Wunder. Ganz Italien, schrieb ein Zeitgenoß,

lachte darüber. Aber das verschlug den Borgia wenig.

Im folgenden Jahre machten sie Heiratsgeschäfte, und sicherlich haben dieselben ihre Aufmerksamkeit und ihre Zeit so sehr in Anspruch genommen, daß sie der tragischen Martyrepisode, welche drüben am Arno spielte, nur eine flüchtige Beachtung widmeten. Girolamo Savonarola hatte mit seiner Prophetenschaft Fiasko gemacht. Was sollte auch im damaligen Florenz und im damaligen Italien der asketische Mönch, welcher sich ja zudem nicht aus seiner Dominikanerkutte herauszuwickeln vermochte, mit seinen puritanischen Ansichten und seinen nachgerade langweilig gewordenen Bußpredigten? Wie hätte sein nebelnder Mischmasch von Theokratie und Demokratie aufkommen können gegenüber einer Realpolitik, wie Machiavelli sie theoretisirte und die Borgia sie praktizirten? Die Partei der „Arrabiati" hatte gegen den „Propheten", welchen die wankelmüthige Menge preisgab, leichtes Spiel und der römische Hof brauchte bloß etwas nachzuhelfen, um jenen Scheiterhaufen aufzurichten und anzuzünden, welcher am 23. Mai von 1498 auf dem Marktplatz von Florenz den armen „Propheten" einäscherte. Savonarola's Laufbahn ist eins der lehrreichsten und traurigsten Beispiele, daß Volksgunst zum Vergänglichsten gehört in dieser unserer Welt der Vergänglichkeit.

Zwei Monate nach dem savonarola'schen Martyrium gab es im Vatikan eine Hochzeit. Alexander der Sechste war der Meinung, es müßten sich bei dem muthmaßlich baldigen Ausgehen der aragonesischen Dynastie in Neapel für seine Sprößlinge dort die schönsten Aussichten aufthun. Zögern wir also nicht, uns mit den Aragonen

zwiefach zu verschwiegern und zu verschwägern. Das große Ziel hierbei ist die Krone von Neapel. Unser mehr oder minder geliebter und, unter uns gesagt, noch mehr gefürchteter Sohn Cesare ist ja Willens und im Begriffe, den Kardinalshut abzuthun, und muß daher eine anderweite Kopfbedeckung haben. Eine Königskrone würde ihm gerade passen und ihm sicherlich gut stehen. Da ist Donna Carlotta, die Tochter des Re Federigo. Die könnte ich mir als Schwiegertochter schon gefallen lassen. Cesare mag sie heiraten. Sie bringt ihm die Anwartschaft auf die Krone von Neapel als Mitgift zu. Aber die Dame und ihr Vater sind vielleicht etwas störrisch. Man muß sie deßhalb an das Glück, mit uns in nähere und nächste Verwandtschaft zu treten, erst gewöhnen. Das soll meine superlativisch geliebte Tochter Lukrezia vermitteln. Sie ist ja wiederum im jungfräulichen Stande und mag darum eine passende Gemahlin für den siebzehnjährigen Don Alfonso, den Neffen des Re Federigo, abgeben. Sie soll von mir eine Mitgift von 40,000 Dukaten haben, wogegen ihr Bräutigam selbstverständlich auch etwas Erkleckliches einzusetzen haben muß.

Der König Federigo hätte die Ehre, sich mit den Borgia zu verschwägern, gar gern abgelehnt. Aber um der lieben Politik willen wagte er es nicht. Er glaubte oder hoffte wenigstens, an dem Stuhl Petri einen Rückhalt zu haben, sollte aber bald erfahren, wie wackelig dieser Rückhalt wäre. Da ihm jedoch das Hemd näher lag als der Rock, beschloß er, nicht die Tochter, sondern nur den Neffen dem borgia'schen Molochstier zu opfern. Der Widerstand der Prinzessin Carlotta gegen die ihr angesonnene Heirat mit Cesare Borgia wäre auch kaum

zu beseitigen gewesen. „Was," hatte sie voll Abscheu ausgerufen, „einen Pfaffen und Pfaffenbankert heiraten? Nimmermehr!" Der heilige Vater mußte den für seinen Sohn empfangenen Korb hinnehmen, aber er buchte denselben dem Re Federigo ins Soll, dreifach unterstrichen. Der bildschöne junge Alfonso, ein Bruder der Donna Sancia, war zu charakterschwach, als daß er gegen das gefährliche Experiment einer Heirat mit der „jungfräulichen" Lukrezia lange sich hätte wehren können. Er gab dem Drängen seines Oheims nach, welcher ihn zum Herzog von Quadrata und Biseglia machte, um ihn in den Augen des Papstes und der Papsttochter annehmlicher erscheinen zu lassen. So machte er sich keineswegs leichten, sondern sehr schweren Herzens nach Rom auf und wurde am 21. Juli 1498 im Vatikan mit Lukrezia Borgia getraut.

Etliche Wochen später wurde zum Satyrspiel der Ehescheidung und Wiedervermählung der Tochter Alexanders des Sechsten ein passender Epilog gesprochen. Am 13. August gab der Kardinal und Erzbischof von Valencia, Cesare Borgia, im versammelten Konsistorium die Erklärung ab, daß sein Sinn von jeher mehr weltlich als geistlich gewesen sei. Das war eine Wahrheit, wie sie so sonnenklar und zweifelsohne zum zweitenmal nicht aus einem Borgiamunde gegangen ist. Weiter erklärte Se. Eminenz, er wäre nur aus Zwang, wie ihn der heilige Vater auf ihn geübt hätte, in den geistlichen Stand getreten. Auch wahr. Die versammelten Eminenzen — selbstverständlich war die ganze Komödie zum voraus inscenirt und einstudirt — zögerten demzufolge nicht, stimmeneinhellig zu votiren, daß Don Cesare ermächtigt wäre, den Kardinalsmantel auszuziehen, die

erzbischöfliche Inful abzulegen, seinem Diakonat zu entsagen und wieder weltlich zu sein um und um, ganz und gar.

So wurde der Sohn des Papstes entkardinalisirt und entklerisirt. Der Fürstenmantel, welchen er statt der abgelegten Kardinalstoga anlegen wollte, war schon zuvor bestellt und in Arbeit bei einem Schneider in — Frankreich.

Dorthin machte sich Cesare Borgia am 1. Oktober 1498 auf, wie ein großer Herr, wie ein König reisend. Denn Alexander der Sechste hatte seinen Sohn zu dieser Fahrt, die auch eine Brautfahrt werden sollte, verschwenderisch ausgestattet. Vornehme Kavaliere bildeten das Gefolge des Reisenden, eine vom Livereienglanz schimmernde Dienerwolke umgab ihn. Die Hufe seiner Pferde hatten Silberbeschlag. Zweihundert Maulthiere trugen sein Gepäck, worunter 200,000 Dukaten Baargeld als der nervus rerum. Ja, Se. Heiligkeit konnte es nobel geben. Wozu wären denn die dummen Teufel von Völkern gut gewesen, wenn nicht dazu, die Kassen des Statthalters Christi zu füllen?

Aber was hatte denn Don Cesare in Frankreich zu thun? Allerlei. Die Borgiapolitik hatte wieder einmal einen Dekorationenwechsel erfahren und ein neuer Aufzug des Stückes hob an.

7.

Das zu Neapel in der Hauptsache vergeckte Heiratsgeschäft sollte in Frankreich wieder aufgenommen werden. Die Gründer des Unternehmens waren diesmal Papst Alexander der Sechste und König Ludwig der Zwölfte von Frankreich, welcher Orléans seinem im April von 1498 verstorbenen Vetter, Karl dem Achten, auf dem Throne gefolgt war. Die beiden Herren hatten sich beiderseitig nöthig, um einander die schmutzigen Hände zu waschen. Ludwig wollte seine Gemahlin Jeanne, die schiefgewachsene und hinkende Tochter Ludwig des Elften, verstoßen und die Witwe seines Vorgängers, heiraten, Anna, welche nicht nur hübsch, sondern auch Erbin der Bretagne war. Die Himmelsschlüssel, welche der Papst in Händen hatte, sollten, verlangte der König, ihm den verhaßten Ehekerker aufschließen. — Ja wohl, sagte Alexander, ich will aufschließen, aber nicht umsonst. Wovon nur einer der Kontrahenten den Profit hat, das ist kein Geschäft. — Gut, erwiderte Ludwig, wir wollen beide profitiren. Schließ' auf, heiliger Vater, und ich verpflichte mich, deinen lieben Sohn Cesare zu einem Herzog in Frankreich zu machen und ihm die an meinem Hofe Erziehungshalber weilende Prinzessin Carlotta von Neapel zur Frau zu verschaffen.

Dieses Programm des päpstlich-königlichen Kompagniegeschäftes gelangte zur Ausführung, aber doch nicht ganz. Das machte, Madonna Carlotta, eine entschlossene junge Dame, blieb standhaft dabei, daß sie keinen „Pfaffen und Pfaffenbankert" zum Manne haben wollte.

Am 19. December hielt Cesare Borgia in Chinon, wo er von Ludwig empfangen wurde, einen prunkvollen Einzug. Er brachte die päpstliche Ehescheidungsbulle für den König und nebenbei für den Erzbischof von Rouen, George d'Amboise, den Kardinalshut mit. Am französischen Hofe fand er als Gast desselben auch einen bekannten Feind seines Vaters vor, den Kardinal Julian Rovere, welcher sich aber jetzt unter Vermittelung Ludwigs für die Interessen der Borgia gewinnen ließ. Natürlich auch nicht umsonst. Dinge wie Grundsätze und Gewissen existirten ja für die Menschen jener Zeit nicht.

Nun begannen die Verhandlungen inbetreff der Ausführung des zwischen Papst und König geschlossenen Vertrags. Hinsichtlich der Umschaffung des „Pfaffenbankerts" zu einem französischen Duc ergaben sich keine Schwierigkeiten. Ludwig erhob die im Dauphiné gelegene Grafschaft Valence zu einem Herzogthum und belehnte damit den Papstsohn, welcher darauf hielt, seinen Titel „Valentinus", den er bislang von seinem Bisthum Valencia getragen, beibehalten zu können. Statt vom spanischen Valencia hieß er fortan vom französischen Valence Valentinus oder Valentinois oder Valentino. Aber mit der Erfüllung des zweiten Versprechens vonseiten Ludwigs haperte es. Madonna Carlotta war nicht herumzukriegen. Vergebens schmeichelte und ränkelte der neugebackene Duc, vergebens zürnte der König, vergebens schalt und schimpfte der heilige Vater in Rom. Zuletzt verfiel man auf das Auskunftsmittel, daß, wenn nicht eine Prinzessin Carlotta, so doch eine Prinzessin Charlotte die Frau des Herzogs von Valence werden sollte. Das ausersehene Opfer war eine junge Dame

aus dem königlichen Hause von Frankreich, Charlotte d'Albret, Schwester des Prinzen Jean d'Albret, welcher durch seine Heirat mit Katharina von Navarra der König dieses Ländchens geworden. Der Sohn Alexanders ward ermächtigt, in seinem Wappenschild dem Borgiastier die Lilien Frankreichs beizugesellen und seine Trabanten in die französischen Königsfarben, Karmosin und Gelb, zu kleiden. Am 22. Mai 1499 versammelte der Papst ein Konsistorium, um den Kardinälen kundzuthun, daß die Ehe seines Sohnes mit der Prinzessin Charlotte d'Albret eine vollendete Thatsache sei.

Die zwischen dem römischen und dem französischen Hofe hergestellte Verbindung bezweckte aber, wie bald offenbar wurde, noch anderes, als dem König Ludwig zur Anna von der Bretagne und dem Valentinois zur Charlotte d'Albret zu verhelfen. Der grasende Borgiastier schaute nach weiteren Weideplätzen aus und die französische Lilie begehrte auch auf italischem Boden zu blühen. Weniger bildlich gesprochen: Cesare Borgia wollte sich aus dem Patrimonium Petri ein Herzogthum oder gar ein Königreich zuschneiden und König Ludwig wollte Mailand und Neapel erobern. Auf jenes behauptete er als Enkel der Valentina Visconti, auf dieses als Erbe der Anjous Ansprüche zu haben. Die jammervolle staatliche Zerrissenheit Italiens und die ehrlose „Praktik" seiner Höfe und Republiken kam den Absichten des Franzosenkönigs und damit auch den Absichten der Borgia zu statten. Wie so oft vorher und nachher haben auch jetzt wieder die Italiener den fremden Eindringling herbeigerufen. Venedig, nach einem Fetzen vom Herzogthum Mailand lüstern, schloß ein Bündniß mit König Ludwig, um diesem Lodovico Sforza vertreiben zu helfen,

und der heilige Vater trat dieser Liga bei, unter der Bedingung und Voraussetzung, daß der Franzos seinem Sohne Cesare zur Eroberung der Romagna behilflich wäre. Selbstverständlich kehrte diese Allianz Alexanders mit Ludwig auch gegen Neapel hin eine bedrohliche Spitze und der Re Federigo sollte bald erfahren, daß er und seine Tochter Carlotta nicht eben realpolitisch gehandelt hätten, als sie den „Pfaffen und Pfaffenbankert" verwarfen.

Unter sothanen Umständen brannte zwei Bewohnern Roms der Boden unter den Füßen: dem Kardinal Askanio Sforza und dem Duca Alfonso von Biseglia. Der Bruder Lodovico's des Mohren that sicherlich gut, am 13. Juli aus seinem Palast in Rom nach Genazzano und von dort nach Genua zu entweichen, und der Gemahl von Madonna Lukrezia, dem nicht verborgen geblieben, wie der Papst gegen seinen Oheim Federigo gesinnt war, hatte bewegliche Gründe genug, dem Beispiele des Kardinals zu folgen und am 2. August aus Rom ebenfalls nach Genazzano zu fliehen, in den Schutz der Colonna.

Höchlich erbos't darüber, befahl Alexander der Schwester des entflohenen Schwiegersohns, der Donna Sancia, Rom zu verlassen und nach Neapel zu gehen. Auch die superlativisch geliebte Tochter Lukrezia, welche guter Hoffnung war, wollte er aus Rom weghaben. Sie weinte nämlich dem schönen Alfonso aufrichtige Sehnsuchtsthränen nach und das machte den Papa Papst unwirsch. Er gab aber doch der zeitweiligen Verbannung der weinenden Strohwitwe die Form einer Gunst, indem er die neunzehnjährige Lukrezia zur päpstlichen Legatin und Statthalterin in Spoleto ernannte.

Vor irgendeinem Skandal zurückzuschrecken fiel ja den Borgia gar nicht ein. Am 8. August reis'te die schöne Legatin nach Spoleto ab, begleitet von ihrem Bruder Jofred, und in der alten Langobardenstadt fand sich, zu seinem Unheil und Verderben einem bezüglichen Befehl des Papstes gehorchend, auch ihr Gemahl Alfonso wieder zu ihr. Der heilige Vater ließ das Ehepaar nach Nepi kommen, wohin auch er im September ging. Etliche Tage darauf nach Rom zurückgekehrt, nahm er einen kennzeichnenden Akt der Borgiapolitik vor, indem er seine Tochter als Herrin von Spoleto, Foligno und Nepi proklamirte. Also stattete der Statthalter Christi eins seiner Kinder mit Land und Leuten aus, mit aus dem Patrimonium Petri geschnittenen Gebieten.

Im Oktober kam Madonna Lukrezia mit ihrem Gatten wieder in ihren römischen Palazzo zurück und am 1. November gebar sie einen Sohn, welcher in der mit großem Pomp in Anwesenheit des ganzen Hofes vorgenommenen Taufe unter Posaunenschall den großväterlichen Namen Rodrigo erhielt. Etliche Wochen später ließ sich auch der Duc de Valence für einige Tage in Rom sehen. Er hatte Eile, wieder fort und als Würgengel über die „Tyrannen" der Romagna zu kommen. Das Werk der päpstlich-venetianisch-französischen Liga war ins Rollen gerathen und Cesare Borgia hatte Gelegenheit, zu zeigen, daß er noch anderes könnte, als Stiere mit einem Schwertstreich zu köpfen.

8.

Der Einbruch der Franzosen und der Venetianer ins Mailändische war geschehen und zwar mit mühelosem Erfolg. Schon zu Anfang Septembers war der Herzog Sforza, Lodovico Moro, aus Mailand ins Tirol geflohen, um Hilfe bei einem zu suchen, welcher sich selber nie zu helfen verstand, beim „ritterlichen" Kaiser Max, dessen Kopf immer voll von Plänen, dessen Tasche allzeit leer war und der nur als Heiratspekulant Geschäfte zu machen wußte, die jedoch dem deutschen Reiche nichts einbrachten als Unkosten und Unheil von vielerlei Art. Am 6. Oktober von 1499 zog König Ludwig der Zwölfte in die Hauptstadt der Lombardei ein. Unter großem Jubel der Bevölkerung, versteht sich. Es würde lehrreich und humorvoll sein, nachzurechnen, was alles für Sieger und Eroberer bei ihren Einzügen im Laufe der Zeiten die guten Mailänder schon angejubelt haben. Sie dachten eben, wie die ungeheure Mehrzahl ihrer Mitmenschen in allen Jahrhunderten und Jahrtausenden gedacht hat: —

„Wem auch zutheil der Sieg mag werden,
Zu *seiner* Fahne laßt uns steh'n!
Weil immerdar auf dieser Erden
Die Götter mit dem Sieger geh'n" —

und wie dazumal, im Herbste 1499, außer den Mailändern die Potentaten von Savoyen, Montferrat, Mantua, Ferrara und die Signorieen von Genua und Venedig dachten. Sie alle fanden sich in Person oder gesandtschaftsweise in Mailand ein, um dem Franzosenkönig

ihre Glückwünsche, Huldigungen und guten Dienste darzubieten. Auch Monseigneur Valentinois war da, sich rüstend, theils mit von ihm selber geworbenem Kriegsvolk — Papa Papst hatte das Geld dazu geliefert — theils mit französischem, welches König Ludwig vertragsgemäß ihm stellen mußte, auf die Romagna und die Marken sich zu stürzen.

Alexander, welchen die Erscheinung der Franzosen auf italischem Boden diesmal mit hoher Freude erfüllte, hatte seinem lieben Sohn nicht nur finanziell vorgearbeitet, sondern auch kraft seiner Vollmacht als Statthalter Christi und souveräner Gebieter über das Patrimonium Petri. Denn im Oktober erklärte er kurzweg alle die Feudalherren, deren Vorfahren früher oder später, keiner aber früher als im 14. Jahrhundert, der Städte, Burgen und Landschaften im Kirchenstaat sich bemächtigt hatten, die Malatesta in Rimini, die Riarii in Imola und Forli, die Varani in Camerino, die Sforza in Pesaro, die Baglioni in Perugia, die Manfreddi in Faenza, die Montefeltre in Urbino, die Bentivogli in Bologna, sammt und sonders als Vasallen des heiligen Stuhls, welche ihre Vasallenpflichten vernachlässigt und zu „Tyrannen" sich aufgeworfen hätten, als ihrer Lehen ledig und verlustig. Für die Vollstreckung dieses Spruches sollte der Valentinus sorgen. Mit den Colonna und Orsini sollte dann später abgerechnet und aufgeräumt werden. Wie das gemeint war, mußten zunächst die Gaetani in Sermoneta erfahren. Der Papst lockte das Haupt des Geschlechtes, den Giacomo Gaetano, am Ausgang von 1499 nach Rom und in seine Gewalt. Im folgenden Sommer starb der Unglückliche in einem Kerker der Engelsburg und zwar,

wie stark zu vermuthen, an der borgia'schen „Cantarella". Die Güter der Gaetani zog der Papst ein und ermächtigte sein Schatzamt, Sermoneta an die Herrin von Spoleto und Nepi, Madonna Lukrezia, zum Preise von 80,000 Dukaten zu verkaufen. Im übrigen ist zu sagen, daß Alexanders Vorgehen gegen die in den Städten und Burgen der Romagna und der Marken sitzenden Tyrannen nicht nur eine rechtliche Basis hatte, sondern auch an sich ein löblich Ding war. Die Ursprünge der Gewalten von weitaus den meisten dieser Dynasten waren sehr wüste und die Mehrzahl dieser Herren und Häuser hatte nichts Besseres verdient, als vertilgt zu werden. Ja, man muß noch mehr sagen. Wenn Cesare Borgia in den kühnsten Aufschwüngen seiner Phantasie und seines Ehrgeizes wirklich davon träumte — und es finden sich in Aeußerungen seiner Zeitgenossen mehr oder weniger deutliche Hinweisungen auf solch einen Traum*) — nicht etwa nur zum Herzog oder König der Romagna sich zu machen, nein, sondern vielmehr ganz Italien als König oder auch als Nachfolger seines Vater-Papstes auf dem Stuhl Petri zu beherrschen, so wäre die Verwirklichung dieses Traumes für Italien immerhin ein Glück gewesen, ein großes Glück sogar, und hätte die italische Einheit nicht noch 371 Jahre lang auf sich warten lassen müssen. So hat zweifelsohne auch der geniale und patriotische Staatsschreiber von Florenz gedacht und daraus erklärt sich die kaum verhohlene Theilnahme, welche er für den schrecklichen Sohn Alexanders des Sechsten hegte**).

*) Vgl. hierüber Burckhardt, die Kultur der Renaissance in Italien, S. 114 fg. der 1. Aufl.

**) Dies ist auch die Ansicht Macaulay's über das Verhältniß

Dieser Sohn war jetzt seines Vaters vollständig Herr und Meister geworden. Nicht nur schien die Ermordung Gandia's ganz und gar verziehen und vergessen, sondern auch bezeigte sich der Papst in allem und jedem so zuvorkommend und folgsam gegen den Brudermörder, daß die Sage entstehen konnte, Juan Borgia wäre mit Vorwissen und Einwilligung seines Vaters beseitigt worden („connivente patre interfectus" *). Mehr als Sage ist dies wohl nicht, aber feststeht, daß Alexander in der Hand Cesare's wie Wachs war, daß der Sohn den Papst, um ihn desto sicherer unbedingt zu beherrschen, mehr und mehr isolirte und daß der ganze römische Hof vor dem Duca Valentino zitterte, als wäre selbiger der leibhafte Valant. Auch das ist sicher, daß Cesare mit Neid auf die überreiche seiner Schwester zutheilgewordene Ausstattung mit Gütern und Einkünften blickte. Was sollte ein Weib mit solchen Mitteln? Er, Cesare, würde dieselben ganz anders zu verwenden wissen. Auch Lukrezia selbst müßte seinen Zwecken dienstbar gemacht werden, wie überhaupt die ganze Familie, welche, ihn selber ausgenommen, an der Neige des Jahres 1499 und des Jahrhunderts, im und um den Vatikan versammelt war, da Donna Sancia von ihrem Schwiegervater die Erlaubniß erwirkt hatte, aus Neapel zu ihrem Gemahl Jofred nach Rom zurückzukehren.

Machiavelli's zum Cesare Borgia. „Patriotic feeling also might induce Machiavelli to look with some indulgence and regret on the memory of the only leader who could have defended the independence of Italy." Crit. and hist. Essays, Tauchn. ed. I, 94.

*) Aeußerung von Onufrio Panvinio aus Verona (gest. 1568).

Im Feldlager vor Imola mochte der Valentinus in einer seiner schlaflosen Nächte — er schlief sehr wenig und mehr bei Tage als bei Nacht — den Entschluß gefaßt haben, demnächst wieder einmal so einen Schreckensschlag zu thun, wie der vom 14. Juli 1497 einer gewesen, um der ganzen Sippschaft, dem Papa-Papst, der Schwester, dem Bruder und der Schwägerin nachdrucksam zu zeigen, wer Herr sei im Hause Borgia.

Im Feldlager also treffen wir den Gemahl der Charlotte d'Albret wieder, die er nach sehr kurzem Zusammensein in Frankreich zurückgelassen hatte. Er war im November an der Spitze von 8000 eigenen und französischen Soldtruppen von der Lombardei her in die Romagna eingebrochen und hatte sich zuvörderst gegen die Städte und Gebiete der Riarii gewandt. Die Belagerungen von Imola und Forli glückten. Am 1. December fiel jene, am 12. Januar 1500 diese Stadt in die Hände Valentino's. Der Anfang zur Eroberung der Romagna war demnach gemacht. Jetzt aber trat ein Stillstand ein, weil in Oberitalien ein Umschwung der Dinge stattfand. Während nämlich König Ludwig vor dem Schluß des Jahres und Jahrhunderts nach Frankreich zurückgekehrt war, hatte der vertriebene Herzog von Mailand es dazu gebracht, den Venetianern die Türken auf den Hals zu hetzen und zum Zwecke der Wiedereroberung seines Landes ein Söldnerheer anzuwerben. Als er damit aus den südtirolischen Engpässen nach der Lombardei vorbrach, waren seine Aussichten um so ermuthigender, als die Franzosen durch ihre more gallico betriebene Raubsucht und Lustgier die Bevölkerung des Landes so gegen sich aufgebracht hatten, daß sie den Lodovico Moro zurückrief und demselben, als er kam,

allen Vorschub leistete. Der französische Statthalter Trivulzio rief nun das dem Valentino gestellte französische Korps aus der Romagna nach der Lombardei zurück, mußte jedoch trotzdem Mailand räumen und vermochte nicht zu hindern, daß Ludwig der Mohr am 5. Februar von 1500 daselbst seinen Wiedereinzug hielt, triumphirend und von den Mailändern auch in allen Tonarten bejubelt. Cesare Borgia seinerseits war nach der Entfernung der französischen Auxiliartruppen auf seine eigenen Kräfte angewiesen und folglich zu schwach, um gegen weitere „Tyrannen" vorgehen zu können. Er mußte sich vorderhand begnügen, das Errungene zu behaupten, und machte einen Abstecher nach Rom, wo es ja auch für ihn zu thun gab.

Am 26. Februar zog er in prächtigem Putz und fürstlichem Geleite wie ein Triumphator in die Siebenhügelstadt und in den Vatikan ein, vom Papa-Papst mit großen Ehren empfangen und zur Belohnung seiner Verrichtungen in der Romagna zum Bannerherrn und Generalkapitän der heiligen römischen Kirche ernannt. Er traf Rom voll Festlichkeit und Freude, wimmelnd von Fremden, berauscht vom Wechsel zwischen großartigen kirchlichen Ceremonien und üppigen Karnevalslustbarkeiten. Und ferner traf er, was ihm wichtiger, die Kassen Sr. Heiligkeit von Geld überfließend.

Denn Alexander hatte das Jahr 1500 als ein Jubelablaßjahr in der Christenheit verkündigt und von allen Himmelsgegenden strömten die Pilger herbei, um am „Grabe der Apostel" ihre Gaben darzubringen und sich vom Verwalter der Himmelschlüssel ihrer Sünden ledigen zu lassen. Ein Rodrigo Borgia als Spender des von den christlichen Heiligen „aufgehäuften Gnaden-

schatzes" — selten hat sich die arme betrogene Menschheit Schnöderes gefallen lassen. Die Myriaden von Jubeljahrpilgern mußten, so sie die Augen aufthaten, sehen, wie es in der „heiligen" Stadt zu und her ging und wie die Borgia im Vatikan wirthschafteten. Und dennoch opferten sie zur Aufrechterhaltung dieser Wirthschaft ihre gewiß zumeist sauer erworbenen Sparpfennige und am Ostersonntag lagen auf dem Platz vor dem Sankt Peter 200,000 „vernunftbegabte" Menschen auf den Knieen, um den Segen des Statthalters Christi, dieses Statthalters Christi zu empfangen.

Befand sich unter den Segenempfängern wohl auch jener Nikolaus Köpernik aus Thorn, welcher sechs Jahre später die ganze kirchlich-jüdisch-christliche Weltanschauung revolutionirte, indem er das große Gesetz der Bewegung unseres Erdballs um die Sonne fand und nachwies? Der Schlag ins Kontor vom päpstlichen Weltgeschäft war von ganz anderer Wucht als die Hammerschläge, womit Luther elf Jahre später seine Widerablaßthesen an die Thüre der wittenberger Kirche nagelte. Köpernik war wirklich im Jubeljahr 1500 in Rom. Auch Michel Angelo Buonarotti war dort und vielleicht haben der große Sternseher aus dem Norden und der „uom di quatr' alme" aus dem Süden zu gleicher Stunde mit Staunen auf jene Processíon geblickt, als der Papst in aller seiner Pracht und Herrlichkeit zu den vier Basiliken ritt und hinter ihm sein Sohn Cesare als Gonfaloniere der Kirche, umringt von Edelleuten in Gewändern von Sammet, Brokat und Goldstoff und gefolgt von 100 Trabanten in Karmosin und Gelb, deren jeder in großen Silberbuchstaben den Namen „Cäsar" auf der Brust trug. „Aut Caesar aut nihil!" Die schauspiellüsterne Menge

hat gewiß dem Sohn des Papstes zugejubelt, der es so prächtig verstand, einen Generalkapitän der Kirche vorzustellen. Sie liebt die Schönheit und die Kraft und fragt nicht danach, ob der gleißende Anzug einen Engel oder einen Dämon decke.

9.

Aber nicht nur zur Kurzweil war Cesare Borgia nach Rom gekommen. Er wollte von den klingenden Darbringungen der guten Jubiläumspilger seinen Theil einsäckeln, um die Mittel zu fernerweiten kriegerischen Unternehmungen bereitzuhaben. Auch ließen sich vom Vatikan aus am bequemsten die diplomatischen Fäden spinnen, welche in das Netz seiner Praktiken einzuknüpfen er für zweckdienlich erachtete. Solche Fäden wurden nach Mantua hinauf zum Herzog Francesco Gonzaga gesponnen und nach Ferrara hinüber zum Herzog Ercole d'Este. Der Unterstützung oder wenigstens der wohlwollenden Haltung vonseiten dieser beiden Potentaten glaubte der Valentino bei Verfolgung seiner Ziele vorerst benöthigt zu sein. Später, mit Zeit und Gelegenheit, konnte man ihnen ja die geleisteten Dienste mit Borgiamünze bezahlen.

Einstweilen wurde damit einer für die ungesuchte Ehre bezahlt, der Schwiegersohn des Statthalters Christi geworden zu sein, der arme schöne und liebenswürdige Alfonso d'Aragon, Duca di Biseglia. Cesare Borgia hatte einen wilden Haß auf den Schwager geworfen, erstens als auf den Sproß einer Familie, die ihm der

von der Principessa Carlotta erhaltene Korb wie Gift und Galle zuwidergemacht, und zweitens als auf den Gatten von Madonna Lukrezia, deren Hand der zärtliche Bruder wieder freihaben wollte, um damit zu wuchern. Die Schwester sollte Witwe sein, um in dem Spiel ihres Bruders eine Trumpfkarte vorstellen zu können. Der Gonfaloniere der heiligen römischen Kirche machte das dem Messer Michelotto begreiflich und Michelotto begriff.

Se. siebzigjährige Heiligkeit lag zur selbigen Zeit krank. Ein in seinen Gemächern eingestürztes Kamin hätte an einem der letzten Junitage von 1500 Alexander den Sechsten um's Haar erschlagen. Gequetscht und blutend war er unter den Mauertrümmern hervorgezogen worden, wunderbarlich, wie er sagte, am Leben erhalten durch den besonderen Schutz der jungfräulichen Himmelskönigin. Seine Tochter Lukrezia und seine Schwiegertochter Sancia pflegten ihn. Die beiden Damen befanden sich am 15. Juli noch im Vatikan und in der elften Abendstunde im Krankenzimmer des Papstes, als plötzlich die Thüre aufgerissen wurde und der Duca di Biseglia sich hereinschleppte, bleich und blutend, am Kopf, am Arm und am Schenkel von Hieben und Stichen getroffen.

Der Unglückliche war aus seiner Behausung im Palazzo Santa Maria in Portica nach dem Vatikan gegangen, seinen Schwiegervater zu besuchen, als er auf seinem Wege bei der zum Sankt Peter hinaufführenden Treppe von einer Schar Vermummter überfallen und angefallen wurde. Die Bravi glaubten ihn tödtlich getroffen, warfen sich auf ihre in der Nähe bereitgehaltenen Pferde und jagten davon. Don Alfonso jedoch ver-

mochte sich in den Vatikan und in das Gemach Alexanders zu schleppen, wo seine Gemahlin beim Anblick des Verwundeten von einer Ohnmacht angewandelt wurde. Von einer wirklichen, keiner gespielten, denn sie hatte diesen ihren zweiten Mann aufrichtig lieb und mußte wider Willen für ihn zum Verhängniß werden.

Man brachte den Ueberfallenen in ein Gemach nebenan und zu Bette. Man hielt ihn für verloren. Ein Kardinal ertheilte ihm die Absolution und gab ihm die letzte Oelung. Aber er starb nicht, seine jugendliche Kraft überwand den Blutverlust. In seinen Palast zurückgetragen, wurde er von seiner Frau Lukrezia und seiner Schwester Sancia sorgsam gepflegt und gehütet. Aber Hut und Pflege waren umsonst. Denn Alfonso's Tod war von demselben unerbittlichen Realpolitiker beschlossen, welcher zwei Jahre zuvor den bevorzugten Kammerherrn seines Vaters Alexander, den Spanier Pedro Caldes (oder Calderon) Perotto, welcher ihm mißfiel, in den vergeblich zum Schutze desselben ausgebreiteten Armen des Papstes („in gremio Pontificis") erstochen hatte, so daß Sr. Heiligkeit das Blut ins Gesicht gespritzt war. In seiner Depesche vom 19. Juli meldete Polo Capello, der Gesandte Venedigs, nach Hause: „Man weiß nicht, wer den Duca di Biseglia verwundet hat; aber man sagt, es sei ebenderselbe, welcher den Duca di Gandia ermordete und in den Tiber warf." Das war bei aller diplomatischen Vorsicht deutlich genug gesprochen. Der Papst selber war sicherlich keinen Augenblick darüber im Zweifel, wer seinen Schwiegersohn habe überfallen lassen. Er gab sich wohl den Anschein, als wollte er das bedrohte Leben Alfonso's schützen; allein etwas Ernstliches dafür zu thun wagte er nicht. Er

wußte ja, er sei in der Gewalt eines Dämons, welchem unter Umständen das Leben des Vaters nicht heiliger sein würde, als das des Bruders oder des Schwagers.

Mit souveräner Verachtung aller Formen und Schranken, welche die menschliche Gesellschaft binden und eingränzen, erschien Cesare Borgia im Krankenzimmer des mälig genesenden Alfonso, wie um sich zu vergewissern, daß Michelotto's Banditen diesmal nur eine halbe Arbeit gethan. Beim Hinausgehen hörte man ihn murmeln: „Was Mittags nicht geschehen, mag Abends geschehen." Am 18. August kam er wieder, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein Schwager nahezu vollständig wieder hergestellt wäre, runzelte er seine Schwester Lukrezia und seine Schwägerin Sancia zornig an und zwang die Damen, das Gemach zu verlassen. Dann rief er den draußen harrenden Hauptmann Michelotto herein und demselben zu: „Mach' ein Ende!" Der Bravo warf sich auf den Patienten und erwürgte ihn.

Schon in der nächsten Nacht wurde der arme Alfonso ohne Sang und Klang im Sankt Peter begraben. Der Valentino machte sich gar nichts daraus, daß ihn jedermann für den Mörder hielt. Er gestand es sogar ohne Umschweife, daß er seinen Schwager habe „expediren" lassen. Nur verbrämte er die Schandthat mit dem Lügenschnörkel, er hätte das gethan, weil der „Expedirte" ihm selber nach dem Leben gestanden. Ein Borgia hätte sich wahrlich schämen sollen, so dumm zu lügen; allein dem kynischen Menschenverächter war es nicht der Mühe werth, seine Frevel kleidsamer zu maskiren. Der Papst wagte nicht das Mindeste gegen den Mörder seines Schwiegersohnes zu thun. Als Donna Lukrezia, welche Schreck und Kummer fieberkrank gemacht hatten, ihren

Vater mit Thränen und Klagen, vielleicht auch mit Rufen nach Recht und Rache bestürmte, brachte das ihren Bruder Cesare so gegen sie auf, daß er dem Papste zumuthete, die klagende Witwe aus dem Vatikan und aus Rom zu entfernen, wenigstens zeitweilig. Alexander fügte sich, wie er sich eben in alles fügte, was sein Sohn wollte oder nicht wollte. Er war ja nur noch das Sprachrohr Cesare's. Lukrezia wurde bedeutet, sich in ihre Stadt Nepi zu begeben, und am 30. August kam sie diesem Befehle nach. Nicht das ist für die völlige Willenlosigkeit und Unterwürfigkeit Alexanders gegenüber dem Valentino am meisten kennzeichnend, daß der Papst es geduldig hinnahm, wenn ihm der schreckliche Sohn einen seiner Lieblingsdiener nach dem andern entweder eigenhändig mordete, wie den Pedro Perotto, oder ermorden ließ, wie den Trabantenhauptmann Cervillon und den Geheimschreiber Troche, wohl aber dieses, daß er auf einen Wink Cesare's hin ohne Widerrede sogar die Trennung von seiner „in superlativo gradu" geliebten Tochter sich gefallen ließ.

Unsere Quellen sind leider stumm inbetreff dessen, was alles dazumal im Innern des Papstes und Lukrezia's vorgehen mochte. Man kann doch wohl nicht annehmen, ihre Seelen wären solche todten Sümpfe gewesen, daß selbst heftigste Stürme dieselben nicht mehr aufzurühren vermocht hätten. Das wäre ja über die menschliche Natur hinauf oder hinab gegangen. Aber sicher ist nur, daß des armen Alfonso's Ermordung wenig Lärm machte und daß der Frevel und das Opfer bald vergessen waren*). Das Rom der Borgia war ja an Schreckenisse

*) Gregorovius hat (Gesch. d. St. R. VII. 444) auf die lakonische Kühle aufmerksam gemacht, womit Burkhard die Kata-

aller Art bis zur Abgestumpftheit gewöhnt. Allmorgendlich fand man die Leichen von während der Nacht Ermordeten auf den Plätzen und in den Straßen. Es mußte sich dem Furchtbaren schon das Groteske zugesellen, wenn die Neugier und Aufmerksamkeit der stumpfnervigen Bevölkerung noch erregt und für eine Weile wacherhalten werden sollte*).

10.

Cesare Borgia hat lange vor dem kaiserlichen General Montecucoli gewußt, daß zum Kriege drei Dinge nöthig wären: 1. Geld, 2. Geld, 3. Geld. Der Jubi-

strophe Viseglia's in seinem Tagebuch vorzeichnete. Ich will die Stelle, welche etwas gespensterhaft Unheimliches hat, möglichst wortgetreu übersetzen. „Der hochedle Don Alfonso ist am Abend vom 15. Juli schwer verwundet und, maßen er an den ihm geschlagenen Wunden nicht sterben wollte, um die erste Stunde der Nacht vom 18. August in seinem Bett erwürgt worden. Die Leiche wurde in den Sankt Peter getragen. In das Kastell San Angelo brachte man die Aerzte des Todten und einen mit einem Höcker Behafteten, welcher viel um den Prinzen gewesen war. Diese hat man inquirirt, aber bald wieder freigelassen, sintemal derjenige, so den Mordauftrag gegeben, straflos ausging und allgemein bekannt (optime notus) war." Man sieht, der gute Ceremonienmeister wußte so „rein objektiv" zu verfahren und sich vor aller „sittlichen Ereiferung" so „streng wissenschaftlich" zu wahren, daß er ein gefeiertes Mitglied der dermalen im deutschen Reiche modischen historischen „Schule" hätte abgeben können.

*) Ein Vorkommniß solcher Art erzählt Burkhard (Diar. II, 442 seq.). Eine römische Kurtisane Namens Kursetha — der päpstliche Ceremonienmeister fügt zur Erklärung des Wortes „cortegiana" hinzu: „hoc est meretrix honesta" (auch ein charakteristischer Zug

läumsablaß hatte dessen noch nicht genug eingebracht. Machen wir daher, das noch fehlende zu beschaffen, wieder einmal ein Geschäft in Kardinälehüten. Die Waare kommt uns ja billig zu stehen, wir können selbige fast umsonst haben und doch zu sehr hohen Preisen losschlagen. Acht Angebote, darunter sechs spanische, liegen schon vor. Warum sollten wir die Schafe nicht scheeren, da sie es für ein Glück halten, ihre Wolle loszuwerden?

Am 28. September von 1500 theilte Alexander der Sechste acht neue rothe Hüte aus und der Valentino strich dafür 120,000 Dukaten ein — ein nettes, glatt abgewickeltes Geschäft.

Cesare konnte jetzt den Hauptleuten seiner Soldbanden, den Herren Paolo und Giulio Orsini, Ercole Bentivoglio und Vitellozzo Vitelli, die er in Rom bei sich hatte, die nöthigen Befehle zur Rüstung für einen Herbstfeldzug geben. Hatten doch derweil die Verhältnisse Oberitaliens abermalen einen Umschwung erfahren, welcher der Sache des Borgia einen neuen Aufschwung gab. Ludwig der Zwölfte von Frankreich war seiner auf Italien gerichteten Eroberungspläne eingedenk geblieben. Er brauchte daher die Borgia, wie die Borgia ihn brauchten. Die schönen Seelen fanden sich demnach wieder. Schon im August erschien ein Herr de Villeneuve

---

der Signatur jener Zeit!) — hielt sich als Hausfreund einen Moriſken, der als Frau verkleidet bei ihr wohnte und sich für eine Spanierin Namens Barbara ausgab. Im April 1498 kam die Sache heraus und zur Strafe wurden die „ehrenwerthe" Kurtisane und ihr Mohr bei hellem Tage mehr als halbnackt durch die Straßen der Stadt geführt. Der arme Bursche wurde dann verbrannt, die „meretrix honesta" dagegen freigelassen — ein hübsches Muster von römischer Rechtspflege.

als französischer Gesandter in Rom, um mit dem Valentinois zu verhandeln und Verabredungen zu treffen.

Die Waffen Frankreichs hatten drei Monate zuvor die Lombardei zurückerobert und der Herrschaft der Sforza in Mailand zum zweiten- und letztenmal ein Ende gemacht. In keineswegs glorioser Weise, denn Lodovico Moro ist am 10. April 1500 bei Novara nicht dem von La Tremouille befehligten Heere Ludwigs erlegen, sondern nur dem schnöden Verrath vonseiten seiner schweizerischen Söldner, welche dadurch der Ehre ihres Landes und mehr noch ihrer eigenen Landsknechtschaft einen bösen Schandfleck zufügten*). Sie überlieferten den Herzog den Franzosen, in deren Hände auch der Kardinal Askanio Sforza fiel. Das Loos der beiden Brüder war hart. Der Kardinal hatte in seinem Kerker zu Bourges im Berry Veranlassung, darüber nachzudenken, was es heißen wollte, einen Borgia zum Papst gemacht zu haben, und dem Moro wurde in dem Burgverließ von Loches, in welches er geworfen worden, bis zu seinem Tode langjährige und schmerzliche Gelegenheit gegeben zu einem reuevollen Rückblick auf seine Verbrecherlaufbahn **).

*) Bei R. Glutz-Blotzheim, dem Fortsetzer von Müllers „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft" (5. Thl. 2. Abthlg., S. 174 fg.) findet sich eine anschauliche Schilderung des Verraths von Novara. Am Schlusse seiner Darstellung sagt der Verfasser: „Mit Unwillen und Trauer war die Schweiz erfüllt über den schändlichen Verrath, wodurch der alte hergebrachte Ruhm eidgenössischer Treue und Redlichkeit befleckt wurde." Ein Theil der Schweizer, welche den Sforza verrathen und an die Franzosen überliefert hatten, ließ sich für den Dienst von Cesare Borgia anwerben.

**) Lodovico's Todesjahr soll nach Paul Jovius das Jahr 1505, nach Guiciardini ein späteres gewesen sein.

Nachdem der Valentino französischen Beistandes sich versichert und auf sein Betreiben der Papst mit dem Herzog Ercole von Ferrara in eine wichtige Unterhandlung eingetreten war, galt es, ins Feld zu ziehen. Zu Ende Septembers brach Cesare von Rom auf. Er musterte unter seinen Fahnen 6000 Fußknechte, sowie 700 schwergerüstete und 200 leichte Reiter, und marschirte zuvörderst auf Pesaro, um seinen weiland Schwager Giovanni Sforza von Land und Leuten zu jagen. Das bot um so weniger Schwierigkeit, als die Bürger von Pesaro bei der Annäherung des Borgia sich gegen ihren Signore Giovanni rebellisch erhoben, so daß dieser nur mittels schleunigster Flucht nach Bologna Leib und Leben zu retten vermochte. Es kennzeichnet die Zustände in diesen romagnolischen Städten und Städtchen, daß, wenige ausgenommen, die Bewohnerschaften in dem Eroberer Borgia keinen Feind, sondern vielmehr einen Befreier erblickten. So thaten, wie die Bürger von Pesaro gethan, auch die von Rimini, welche, nachdem Cesare am 28. Oktober in jene Stadt eingezogen war, ihre verhaßten Signoren Pandolfo und Carlo Malatesta verjagten und dem Valentino ebenfalls die Schlüssel ihrer Stadt entgegentrugen. Nicht so leichtes Spiel hatte der Papstsohn mit den Manfredi in Faenza, dessen Bürger ihrem jungen, schönen und guten Signor Astorre Manfredi treu ergeben waren. Cesare mußte zur Belagerung der Stadt verschreiten und erst am 25. April 1501 gelangte er mittels Vertrags in den Besitz derselben. Astorre ergab sich ihm auf die eidliche Versicherung hin, sein Leben sollte nicht nur geschont werden, sondern er sollte auch freien Abzug haben. Aber was waren dem Borgia Eidschwüre? Leim, auf

welchen nur Gimpel gingen. Astorre Manfredi wurde mit seinem Bruder Ottaviano gefangen genommen, mit andern Gefangenen nach Rom geschickt und dort in die Kasematten der Engelsburg versperrt.

Jetzt Herr von Pesaro, Rimini, Faenza, Imola, Forli, Cesena und Fano, wurde Cesare vom Papa Papst förmlich zum Herzog der Romagna erklärt und proklamirt. Damit war die Gründung einer Dynastie Borgia und die Ausstattung derselben mit aus dem Kirchenstaat geschnittenen Städten und Gebieten zu einer Thatsache geworden, wogegen das zur völligen Sklavenhaftigkeit herabgedrückte Kollegium der Kardinäle keinerlei Protest einzulegen wagte. Doch der neue Duca della Romagna war weit entfernt, mit dem Erlangten sich zufrieden zu geben. Seine Herrschsucht war ein fressendes Feuer, welches weiter um sich zu greifen begehrte.

Machiavelli, welcher im Oktober 1500 seine erste Sendung an den Borgia erfüllte und denselben in Urbino zum erstenmal sah, errieth ihn und gewiß hatte er ein geheimes Wohlgefallen an dem kühnen Drauflosgänger. Vielleicht ist darum die Vermuthung nicht zu gewagt, daß ein Nachempfinden der Gespräche, welche die beiden Realpolitiker mitsammen führten, dem Staatsschreiber von Florenz die berühmte Schlußbetrachtung zum 25. Kapitel seines „Principe" eingegeben haben könnte: — „Ungestüm ist mehr werth als Bedenklichkeit, weil Fortuna eine Frau ist, der man Gewalt anthun muß, um sie willig zu machen; denn sie läßt sich lieber von solchen besiegen, die gewaltsam darauf losgehen, als von solchen, welche Umstände machen, und eben als Frau hat sie die Jugend gern, weil die jungen Leute mehr Entschiedenheit als Vorsicht besitzen und kühn befehlen."

Während des Frühjahrs von 1501 war Cesare mit der Einrichtung seiner herzoglichen Regierung in der Romagna beschäftigt. Sein Regiment war ein strenges und ermangelte nicht brutaler Willkürlichkeiten. Im allgemeinen muß es sich aber doch vortheilhaft von den Tyrannenherrschaften, an deren Stelle es getreten, abgehoben haben. Denn es ist erwiesen, daß die Bevölkerungen dem Sohn Alexanders anhänglich waren und blieben. Es war und ist den Despoten zu allen Zeiten leichtgemacht, die Völker mittels einigermaßen erträglicher Auspolsterung ihrer Ketten zufriedenzustellen. Zudem ist ja, so zu sagen, die Menge auch so ein Weib wie Fortuna und will demnach vergewaltigt sein.

Der Valentino trug sich zu dieser Zeit mit Anschlägen auf Bologna, das er gern zu seiner Hauptstadt gemacht hätte, sowie auf Florenz und auf Piombino, dessen Signori die Appiani waren. Die Bentivogli in Bologna waren aber auf ihrer Hut und hatten einen Rückhalt an dem König von Frankreich. Die Florentiner ihrerseits erkauften sich vorderhand Sicherheit vor dem Borgia, indem sie ihm unter einem schicklichen Vorwand 36,000 Dukaten bezahlten. Piombino ließ Cesare im Vorsommer von 1501 durch seinen Bandenführer Vitelli berennen. Er selbst ging im Juni nach Rom, wohin neue Verwickelungen der Borgiapolitik ihn riefen. Es handelte sich darum, wiederum mit der Hand von Donna Lukrezia zu wuchern, sodann mittels der Franzosen das verhaßte Haus Aragon in Neapel zu vernichten und daraus, sowie aus einer neuen Heirat der Witwe des ermordeten Biseglia, neue Vortheile für den Herzog der Romagna herauszuschlagen.

Sogar in jenen Zeiten einer scham- und scheulos

mit ihrer vollständigen Gewissenlosigkeit staatmachenden Realpolitik hat die „Praktik", welche der „allerchristlichste" König von Frankreich im Bunde mit dem „allerkatholischsten" König von Spanien aufwandte, um seinen Raubkrieg gegen den König von Neapel zu fördern, etwelches Kopfschütteln verursacht. Ludwig und Ferdinand schlossen zu Granada im November 1500 einen Vertrag, kraft dessen sie die Beute des geplanten Raubes so theilen wollten, daß dem Spanier Apulien und Kalabrien, dem Franzosen die übrigen neapolitanischen Provinzen sammt der Hauptstadt zufallen sollten. Der Papst, als würdiger Dritter im Räuberbunde, gab dazu seine Sanktion und seinen Segen. Er erklärte den König Federigo für des Thrones von Neapel verlustig und entsetzt. Auch sollte sein geliebter Sohn Cesare die französische Armee, welche, vom Marschall D'Aubigny geführt, im Juni 1501 durch den Kirchenstaat gen Neapel marschirte, mit seinen eigenen Truppen verstärken und den Zug persönlich mitmachen. Hierauf mochten die Franzosen wohl deßhalb bestehen, weil die Anwesenheit des Borgia in ihren Reihen eine Bürgschaft abgab, daß ihnen nicht etwa in ihrem Rücken ein Borgiastreich gespielt würde.

Das eine Leitmotiv Alexanders, d. h. Cesare's, bei dieser ganzen Machenschaft war, daß er als Verbündeter des französischen und des spanischen Königs fürder nicht mehr oder doch weniger als bislang die Unterstützung der kirchenstaatlichen Barone vonseiten jener Potentaten zu befürchten hätte. Das andere Leitmotiv war, mittels der Förderung des französischen Raubzugs die gewichtige Unterstützung des Königs Ludwig bei dem Herzog Ercole von Ferrara zu gewinnen, mit dessen Erbprinzen,

dem vierundzwanzigjährigen Alfonso, Madonna Lukrezia verheiratet werden sollte. Wozu? Dazu, die Beihilfe des hochangesehenen und mächtigen Hauses Este für die Pläne Cesare's zu gewinnen oder wenigstens eine neutrale Haltung, ein Geschehenlassen vonseiten des Herzogs von Ferrara gegenüber der Borgiapolitik.

Mit diesem Heiratsprojekt harzete es aber heftig. Der Herzog Ercole wies den ersten bezüglichen Anwurf, welchen der Papst durch den Kardinal Ferrari bei ihm machen ließ, barsch ab. Der Erbprinz Alfonso, dem das Schicksal Alfonso's von Biseglia vorschweben mochte, gab seinem Abscheu vor der ihm zugemuteten Braut drastischen Ausdruck. Die Damen der herzoglichen Familie vollends, die schlugen die Hände über den Köpfen zusammen, daß „so eine" ihre Schwägerin werden sollte. Wenn jedoch die Borgia einmal ein Eisen im Feuer hatten, so sorgten sie dafür, daß es glühend und schmiedefähig würde. So jetzt wieder. Sie brachten zuerst den Franzosenkönig herum, der sich anfangs auch gesträubt hatte, beim Hofe von Ferrara gleichsam den Kuppler für Madonna Lukrezia zu machen, und dann mittels Ludwigs den Herzog Ercole, welcher seinerseits dem Erbprinzen die großen finanziellen und politischen Vortheile einer Heirat mit der Papsttochter so einleuchtend zu machen wußte, daß schließlich Alfonso achselzuckend darein willigte. Aber erst dann, als sein Vater erklärte, er selbst, Ercole d'Este, werde Lukrezia Borgia heiraten, so sein Sohn noch länger sich weigerte, es zu thun.

Während die Verhandlungen zwischen Rom und Ferrara unter Aufbietung aller Kniffe und Pfiffe dazumaliger Diplomatie hin und her gingen, war der Valentino, zu Ende Juni's mit der französischen Armee

aus der Umgebung Roms aufgebrochen, drunten im Neapolitanischen racheluſtiger Zeuge des Unterganges der aragoniſchen Dynaſtie. Er war mit bei der Erſtürmung Kapua's durch die Franzoſen am 24. Juli und wüſtete und wüthete wetteifernd mit ſeinen Verbündeten in der gränzenlos unglücklichen Stadt, deren Fall das Schickſal des Königs Federigo entſchied. Es blieb dieſem nichts übrig, als von Neapel nach der Inſel Iſchia zu flüchten und ſich dort den Franzoſen zu überliefern. Sie brachten ihn nach Frankreich und dort iſt er, vonſeiten Ludwigs anſtändig behandelt, im Jahre 1504 zu Tours geſtorben. Als ein charakteriſtiſcher Strich in der Zeichnung der Borgiawirthſchaft aber mag erwähnt werden, daß Ceſare aus der Beute von Kapua vierzig der ſchönſten Mädchen für ſich auslas. Viele derſelben entzogen ſich den Krallen des Geiers, indem ſie in den Wellen des Volturno den Tod ſuchten. Am 15. September war der Herzog der Romagna wieder in Rom, allwo der Statthalter Chriſti derweil auch nicht unthätig geweſen.

Denn im Auguſt hatte er gegen die Colonna und Savelli als gegen Parteigänger der Aragoneſen in Neapel eine Aechtungsbulle ausgehen laſſen und die Einziehung ihrer Beſitzungen angeordnet. Um dieſer Anordnung Nachdruck zu geben, war er mit Kriegsvolk in höchſteigener Perſon nach Sermoneta gezogen, um von dort die Städte und Burgen beſagter Baronialgeſchlechter beſetzen zu laſſen. Vor ſeinem Abmarſch von Rom hatte er etwas Unerhörtes verübt. Er hatte nämlich für die Zeit ſeiner Abweſenheit Madonna Lukrezia, ſeine „ſuperlativiſch“ geliebte Tochter, im Vatikan förmlich als Vikarin Sr. päpſtlichen Heiligkeit eingeſetzt und beſtellt, mit der Vollmacht, alle eingehenden Briefſchaften zu

öffnen und die laufenden Geschäfte zu erledigen. Das war doch auch wieder einmal etwas Neues unter der Sonne: — ein Unterrock regelrecht auf dem Stuhl Petri amtirend! Es ist klar, Alexander der Sechste war seiner Zeit um verschiedene Jahrhunderte voraus. Schon 1501 führte er die Theorie von der Gleichberechtigung der Frauen in die Praxis ein.

Um die Mitte Septembers traf der Herzog der Romagna mit seinem noch im August nach Rom zurückgekehrten Vater im Vatikan zusammen und wenige Tage darauf ging wieder ein absonderlicher Akt der Borgiawirthschaft in Scene. Am 17. September proklamirte der Papst unter Beistimmung der sämmtlichen neunzehn damals in Rom anwesenden Kardinäle die Uebertragung der Besitzungen der Gaetani, Savelli und Colonna an das Haus Borgia. Das zweijährige Söhnlein, welches Madonna Lukrezia von dem ermordeten Alfonso d'Aragon hatte, wurde mit Sermoneta, Albano, Nettuno, Norma, Ninfa und anderen Ortschaften ausgestattet. Ein anderes Kind, Giovanni Borgia, „römischer Infant", erhielt Nepi, Palästrina, Paliano, Rignano und andere Städte zugetheilt. Mit diesem „römischen Infanten" hatte es eine eigene Bewandtniß. Der Papst hatte inbetreff der Person desselben und der ihm zugewandten Besitzungen zwei Bullen ausfertigen lassen, beide vom 1. September 1501 datirt*). In der einen bezeichnet Alexander den

*) Beide Bullen sind im Wortlaut aus dem Staatsarchiv von Modena mitgetheilt in dem Urkundenband zur „Lukrezia Borgia" von Gregorovius, Nr. 27 und 28, S 76 fg. Die Motive, warum der Papst in der ersten der beiden am gleichen Tage ausgefertigten Bullen den Knaben Giovanni Borgia als seinen Enkel, in der zweiten dagegen als seinen Sohn bezeichnete, hat Gregorovius (L. B. I, 175) einleuchtend dargelegt.

Knaben Giovanni Borgia als einen Sprössling Cesare's von einem ledigen Weibsbild („ex muliere soluta"); in der zweiten aber wird aus dem Enkel des Papstes plötzlich sein eigener Sohn. Denn er redet da den „römischen Infanten" also an: „Nicht von dem genannten Herzog (Cesare Borgia) stammst du, sondern von Uns und dem erwähnten ledigen Weibe (non de prefato duce sed de Nobis et dicta muliere soluta patiaris)". Alexander der Sechste nahm kein Blatt vor den Mund, das muß man sagen, sondern ging mit der Sprache frank und frei heraus. Nur der Name der „mulier soluta" wird uns nicht mitgetheilt. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die schöne Julia Farnese die Mutter des als „römischer Infant" (Infans Romanus) legitimirten und zum Herzog von Nepi gemachten Borgiabankerts gewesen sei. Freilich wäre dann verwunderlich, daß Alexander nicht gerade galant von der gesprochen haben sollte, welche er vordem als Himmelskönigin hatte malen lassen*). Noch verwunderlicher jedoch erscheint es, daß der Valentino die reiche Ausstattung seines Brüderleins und seines Nessleins geschehen ließ. Sicherlich hatte er dabei seine Hintergedanken, aber wir kennen sie nicht. Soviel indessen ist sicher, daß die Machenschaften der Borgia vom September 1501 schwarz auf weiß darthun, der Kynismus des Ausgeschämtseins und der Menschenverachtung könnte nicht weiter getrieben werden, als hier geschah.

Metze Fortuna jedoch fuhr fort, von diesen Freiern sich mit Vergnügen vergewaltigen zu lassen.

*) „Nicht gerade galant." Ich möchte damit andeuten, daß man „soluta mulier" nicht allein mit „lediges (unverheiratetes)", sondern sehr wohl auch mit „lockeres Weib" verdeutschen könnte.

Herzog Ercole und Erbprinz Alfonso droben in Ferrara waren mürbe gemacht und es handelte sich für sie nur noch darum, vom heiligen Vater eine möglichst große Mitgift für seine geliebte Tochter herauszupressen. Dazu half zu guter Letzt auch noch der Kaiser Maximilian mit, der mit seiner Einmischung, wie gewohnt, gerade das Gegentheil von dem erreichte, was er gewollt. Er schrieb dem Herzog von Ferrara, um ihm dringend abzurathen, seinen Sohn mit der Papsttochter zu verheiraten, und Ercole beeilte sich, dieses kaiserlichen Briefes als eines Drückers auf Alexander sich zu bedienen. Der Drücker wirkte. Der Papst bewilligte schließlich alle Forderungen des Este: 300,000 Dukaten sollte Madonna Lukrezia, die Herzogin von Spoleto, nach Ferrara mitbekommen in Baarschaft, in Kleinodien und Renten; der jährliche Tribut, welchen Ferrara an die römische Kirche als Oberlehnsherrin zu leisten hatte, sollte beträchtlich ermäßigt, die kirchenstaatlichen Kastelle und Gebiete Cento und Pieve sollten an Ferrara abgetreten und verschiedene kirchliche Pfründen und Beneficien der Familie Este zugeführt werden. Man ersieht aus alledem, was für einen großen Werth der Valentino dazumal auf eine Verschwägerung mit Alfonso d'Este legte.

Am 26. August ist der Ehevertrag im Vatikan, am 1. September im ferraresischen Schloß Belfiore festgemacht, unterschrieben und gesiegelt worden. Als die Nachricht am 4. September nach Rom gelangte, ließ der Papst den Vatikan illuminiren und die Geschütze der Engelsburg losfeuern. Es ging hoch her im Palast des Statthalters Christi, welcher seine Freude daran hatte, häufige Bälle zu veranstalten, um den Gesandten Ercole's zeigen zu können, was für eine flotte Tänzerin Madonna

Lukrezia sei, der es wenig verschlagen zu haben scheint, daß ausgemacht worden, sie dürfte ihren kleinen Rodrigo nicht nach Ferrara mitnehmen, sondern das Kind Alfonso's von Biseglia müßte unter der Vormundschaft von zwei Kardinälen in Rom zurückbleiben. Die Tochter des Papstes brannte auf die Vermählung mit Alfonso d'Este und nützte ihren ganzen Einfluß auf den zärtlichen Papa aus, um den Abschluß der Verhandlungen zu beschleunigen, d. h. den heiligen Vater zur Bewilligung aller Forderungen des Herzogs Ercole zu bewegen. Man mag in christlicher Liebe annehmen, daß diesem Drängen vonseiten der Dame ein ehrenwerthes Motiv zu Grunde gelegen habe, der Wunsch, aus dem vatikanischen Lasterpfuhl fortzukommen.

Das prächtige Geleite, welches der Herzog von Ferrara zur Abholung der Braut schickte und an dessen Spitze sein zweiter Sohn, der Kardinal Ippolito d'Este, ritt, zog am 23. December in Rom ein, unfern der Porta del Popolo vom Herzog der Romagna empfangen. Eine Reihe von Festlichkeiten begann, welche bis in das neue Jahr hinein währte. Koncerte, Komödieen, Stiergefechte, Bankette und Ballete löj'ten einander ab. Alexander der Sechste war wieder einmal ganz in seinem Element, noch als Greis derselbe unersättliche Vergnügling und Genußmensch, der er als Jüngling gewesen.

Am 6. Januar 1502 brach Madonna Lukrezia von Rom auf, um über Spoleto, Foligno, Pesaro, Rimini, Forli, Imola und Bologna gen Ferrara zu ziehen. Sie reij'te wie eine große Königin von dazumal, auf Anordnung ihres Vaters auf dem ganzen Wege an allen Rastorten mit Ehrenpforten, Illuminationen und Ehrensalven empfangen, angeredet, angereimt und angesungen.

Wie reich Alexander der Sechste seine Tochter ausgestattet hatte, erhellt schon daraus, daß sie unter vielen kostbaren Kleidern eins mitnahm, welches 15,000 Dukaten werth war, und daß sie 200 Hemden besaß, von denen manche 100 Dukaten das Stück kosteten. Silbergeschirr führte sie im Werthe von 30,000 Dukaten mit und in demselben verschwenderischen Stil waren ihr ganzer Hausrath, ihr Bettzeug, ihre Pferdegeschirre gehalten. Als sie am 2. Februar in Ferrara einzog, trug sie — wie die Schilderungen von Augenzeugen besagen — eine Camora (kurzes Kamisol) von dunkelfarbiger und mit Goldstickerei eingefaßter Seide. Darüber hatte sie ein loses Gewand von goldenem Gewebe geworfen. Auf dem Kopfe saß ihr eine kleine Mütze, deren Stoff und Farbe man nicht erkennen konnte, so reich war selbige mit Gold und Perlen geschmückt. Ihr zurückgekämmtes Haar fiel von dem Rande der Mütze frei über Nacken und Schultern hinab. Sie hatte ein Halsband um, aus großen Perlen, Diamanten und Rubinen zusammengesetzt, und vorn daran hingen eine Perle und ein Rubin von außerordentlicher Größe. Das Sattel- und Saumzeug des weißen Pferdes, worauf die Braut saß, war so kostbar, daß es auf 6000 Dukaten geschätzt wurde*). So ritt die Tochter des Papstes zum Dom von Ferrara, wo die Einsegnung ihrer Ehe mit Alfonso d'Este pomphaft statthatte.

Vanozza's Tochter war demnach glänzend versorgt. Im Sommer von 1505, als ihr Schwiegervater gestorben, ist sie Herzogin von Ferrara geworden.

*) W. Gilbert, Lukrezia Borgia, autoris. deutsche Ausg. von Steger (1870), S. 63 und 96. Gilbert ist Apologet und spielt sich in seinem übrigens unbedeutenden Buch als „Retter" seiner Heldin auf.

II.

Lukrezia's Einfluß auf ihren Papa Papst hatte immer noch ein Gegengewicht, obzwar ein schwaches, gegen die Tyrannei gebildet, welcher Cesare den Vater unterwarf. Nach der Entfernung der Tochter war der Sohn Alleinherrscher im Vatikan, in Rom und im Kirchenstaat.

Wie er seine Herrschaft übte, zeigt diese lakonisch-grausige Notiz in Burkhards Tagebuch vom 9. Juli 1502: „Aus dem Tiber zog man erwürgt und todt den Signor von Faenza, Astorre Manfredi, ungefähr achtzehn Jahre alt, schön von Antlitz und Gestalt, und zwei Jünglinge, wovon der eine fünfzehnjährig, der andere fünfundzwanzigjährig, zugleich mit ihnen eine Frau und viele andere Leute."

Der Herzog der Romagna hatte mit seinen Gefangenen in der Engelsburg aufräumen wollen, um für neue Opfer Platz zu schaffen. Der arme schöne Astorre Manfredi, sein Bruder Ottaviano und viele andere („multi alii"), darunter auch eine Frau („quaedam femina") waren erwürgt und in den Tiber geworfen worden.

Derweil war das berannte Piombino in die Hände von Cesare's Soldateska gefallen und war damit ein Stützpunkt für Anschläge auf Pisa, Florenz und Siena gewonnen. Aber zunächst sollten die „Tyrannen" von Urbino und Camerino daran, der Monteseltre und der Varano, womöglich auch der Bentivoglio in Bologna. Die Allianz mit Frankreich und der Rückhalt an Ferrara

ließen den Borgia mit größter Kühnheit vorgehen. Zugleich auch mit dämonischer List und Tücke. Denn nur ein Dämon vermochte die Arglist auszusinnen, womit der Valentino, am 13. Juni von Rom aufgebrochen, den Herzog Guidobald, einen seiner bisherigen Bundesgenossen, umgarnte, um dann plötzlich das Netz zusammenzuziehen, dessen mörderischen Maschen der Verrathene und Betrogene nur mit äußerster Noth entrann. Während der Flüchtling das schützende Mantua erreichte, zog Cesare am 21. Juni in den herzoglichen Palazzo des also erworbenen Urbino ein und raffte dort eine Beute im Werth von 150,000 Dukaten zusammen. Dann warf er sich auf Camerino, dessen Signor Giulio Cesare Varano er gefangen nehmen, einthürmen und etliche Monate später durch seinen Würgengel Michelotto erdrosseln ließ. Und während nördlich vom Apennin der Sohn Vanozza's — er betitelte sich jetzt „Cesare Borgia von Frankreich, Bannerherr und Generalhauptmann der heiligen römischen Kirche, Herzog der Romagna, Herzog von Valence, Herzog von Urbino, Fürst von Andria, Herr von Piombino" — im großen Stil Länderraub trieb, dispensirte in unscheinbarem drunten in Rom der Papa Papst das kostbare borgia'sche Erbschaftspulver. Daran, so hieß es allgemein, sei damalen der hortreiche Kardinal Battista Ferrari gestorben, seine erwucherten Schätze den Borgia hinterlassend*).

Aber in demselben Sommer und Herbst von 1502 drohten dem Valentino große und größte Gefahren.

*) Der römische Witz streute ihm Stachelblumen auf's Grab. Eine derselben, uns durch den päpstlichen Ceremonienmeister überliefert, duftete so: „Hier liegt Battista Ferrari; die Erde hat seinen Leib, der Stier (Borgia) sein Geld, die Hölle seine Seele."

Jene kamen von Frankreich her, diese aus seinem eigenen Lager. Er war gerade mit der Ausführung seines großen Anschlags beschäftigt, unter dem Vorwande, die vertriebenen Medici nach Florenz zurückzuführen, des florentinischen Staates sich zu bemächtigen, hatte zu diesem Zwecke abgesagte Feinde der Florentiner, einen Giampolo Baglione von Perugia, einen Pandolfo Petrucci von Siena und andere unter seinen Fahnen versammelt, hatte durch seinen Bandenführer Vitellozzo Vitelli, Graf von Montone, Arezzo und Borgo San Sepolcro erstürmen lassen, als König Ludwig der Zwölfte, von Florenz um Hilfe angegangen, mit einem Halt! dazwischenfuhr.

Der König war nach Oberitalien gekommen, um zu sehen, was sich dagegen thun ließe, daß sein treuloser Bundesgenoß Ferdinand von Spanien, mit welchem er das schändliche neapolitanische Raubgeschäft gemeinsam gemacht hatte, jetzt Neapel für sich allein haben wollte. Alle Opfer der Borgiapolitik und alle, welche es zu werden fürchteten, machten sich in die Lombardei und zum Franzosenkönig auf, um demselben ihre Aengste und Klagen vorzutragen. Ludwig wandte denn auch, ohnehin durch das Umsichgreifen Cesare's beunruhigt, das Verderben von Florenz ab. Aber zu weiterem Vorgehen gegen die Borgia war er nicht zu bewegen. Denn diese hatten ihn bald wieder herumzubringen gewußt. Der Valentino war im August keck zu dem Könige nach Mailand gegangen, um seine Bestrickungskünste spielen zu lassen. Zuerst gegen den höchst einflußreichen Kardinal Amboise, welchem er die Aussicht auf die päpstliche Tiare vorgaukelte, dann gegen den durch Amboise bearbeiteten Ludwig selbst. Zufrieden mit dem Erreichten,

kehrte der Borgia in die Romagna zurück; allein hier erwartete ihn äußerst Bedrohliches.

Den Baronen, Signoren und Condottieri, welche bislang im Bann und Sold Cesare's gestanden — hat doch auch ein Mann wie Lionardo da Vinci, welcher dem Valentino als Feldingenieur diente, diesen Bann und Sold nicht verschmäht — allen diesen Herren waren endlich die Augen aufgegangen. Sie hatten erkannt, wie sehr sie gegen ihren eigenen Vortheil gehandelt, indem sie dem Borgia dienten. Es war ihnen zum Bewußtsein gekommen, daß auch sie, einer nach dem andern, zur Vernichtung bestimmt und ausersehen wären, wenn der Drache Cesare in seinem Wüthen nicht gehemmt würde. Mehrere Signori vom Hause Orsini, Carlo, Paolo und Francesco Orsini, deren Befürchtungen und Absichten auch der Kardinal Giambattista Orsini theilte, traten mit Vitelli von Montone, Baglione von Perugia, Petrucci von Siena, Oliverotto von Fermo und Bentivoglio von Bologna in Verbindung und dann zu einer förmlichen Liga wider die Borgia zusammen. Sie brachten ein Heer von 10,000 Mann auf, schlugen im Oktober plötzlich gegen den Valentino los, nahmen viele Burgen und Ortschaften, führten den Herzog Guidobald nach Urbino zurück und schlossen, nachdem sie bei Fossombrone eine Abtheilung borgia'scher Truppen geschlagen und den Oberbravo Cesare's, den fürchterlichen Michelotto, um's Haar gefangen hatten, den Herrn und Meister desselben in Imola ein.

Allein diese Koalition krankte an dem losen Gefüge, woran alle buntzusammengesetzten Koalitionen zu kränkeln pflegen, und die Borgia zauderten nicht, wirksame Keile in die Fugen zu treiben. Wären die Verbündeten rasch

und entschlossen drauflosgegangen, so hätten sie höchst wahrscheinlich der ganzen Borgiawirthschaft den Garaus zu machen vermocht. Aber statt zu handeln, unterhandelten sie und darin konnten sie gegen Alexander und Cesare bei weitem nicht aufkommen. Diese beiden Spanier waren in der „welschen Praktik" viel besser bewandert als die Welschen selbst. Die meuterischen Condottieri gaben durch ihr thörichtes Zögern ihren Gegnern auch noch den Vorsprung, die Dazwischenkunft des Franzosenkönigs anrufen zu können. Ludwig, welcher bei dem beabsichtigten neuen Feldzug gegen die Spanier in Neapel der Freundschaft des Papstes nicht entrathen zu können glaubte, trat hilfreich für die Borgia ein. Er schickte ein Truppenkorps aus der Lombardei, um dem Valentino in Imola Hilfe zu bringen; er bot den unentschlossenen und unter sich uneinigen Ligisten an, zwischen ihnen und dem Herzog der Romagna zu vermitteln, und diese Haltung des Königs führte den Borgia auch noch andere Beistänber zu. Der Herzog von Ferrara erbot sich, im Nothfall Truppen zum Schutze des Papstes nach Rom zu senden, und die Signorie von Florenz schickte ihren Staatsschreiber Machiavelli nach Imola, um dem Valentino sagen zu lassen, daß sie nicht nur den ihr angebotenen Beitritt zur Liga von Magione, wo die Condottieri ihren Bund geschlossen, abgelehnt hätte, sondern auch bereit wäre, ihm bewaffneten Beistand zu leisten. Also diese jämmerliche Republik vom Arno suchte mittels demüthiger Unterthänigkeit die Gnade dessen zu erbetteln, welcher seit Jahren auf ihr Verderben gesonnen und noch so eben dieses Verderben mittels Anwendung von offener Gewalt herbeizuführen versucht hatte. In eine solche Tiefe

der Nichtswürdigkeit führt früher oder später allzeit und überall jene principlose „Von-Fall-zu-Fall-" oder „Von-der-Hand-In-den-Mundpolitik", welche ja auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder die Propheten des Byzantismus unter dem Namen Realpolitik für höchste staatsmännische Weisheit ausgeschrieen haben. . . . . .

Die Herren Ligisten von La Magione ließen sich, erschreckt durch das drohende Vorgehen des Franzosenkönigs, sowie durch die in Florenz und Ferrara herrschende Stimmung, jetzt durch die Borgia, vulgär zu reden, völlig breitschlagen. Sie hätten an die Parabel vom festgeschnürten und vom aufgelöst'ten Pfeilbündel denken sollen. Allein sie scheinen an nichts gedacht zu haben als daran, jeder für sich und möglichst rasch ihren Frieden mit dem „spanischen Stier" zu machen. Schon am 25. Oktober erschien, um dies im Namen der Orsini zu thun, Paolo Orsini beim Valentino in Imola, wo er höchst zuvorkommend empfangen wurde. Auch die übrigen Herren unterwarfen sich und versprachen, wiederum ihre Schuldigkeit als Condottieri des Herzogs der Romagna zu thun. Der Kardinal Giambattista Orsini folgte einer Einladung des Papstes, nach Rom zurückzukehren. Auch der Bentivoglio von Bologna wollte einer solchen Einladung folgen, wurde aber von den Bürgern seiner Stadt mit sanfter Gewalt verhindert, abzureisen, d. h. in die Borgiafalle zu gehen. Der Herzog Guidobaldo von Urbino, nach Auflösung der Liga schutz- und wehrlos, mußte wieder in die Fremde wandern und sein Urbino dem Sohn Alexanders überlassen.

Damit war jedoch die Episode von La Magione noch nicht zu Ende. Das Intrikenspiel sollte ein tra-

gisches Finale haben. Der „spanische Stier" wollte der Welt zeigen, was es zu bedeuten hätte, ihm Noth und Sorge bereitet zu haben.

Cesare that seinen reuigen Bandenführern gegenüber, als wäre gar nichts Unliebsames zwischen ihm und ihnen vorgefallen. Er war ganz Unbefangenheit, Heiterkeit und Freundlichkeit, ganz Bonhomme. Wie so völlig er den Herren vertraute, zeigte er klärlich dadurch, daß er die ihm zur Hilfe gesandten französischen Truppen heimschickte. Dann gab er den Herren auf, mit ihren Banden die Stadt Sinigaglia, welche im Besitze der Familie Rovere war, zu berennen und zu nehmen, während er selbst mit seinen Truppen sich auf Fano wandte. Die Condottieri gehorchten und zu Ende Decembers war Sinigaglia bereit zum kapituliren, erklärte aber, seine Thorschlüssel nur dem Herzog der Romagna übergeben zu wollen. Ganz in der Ordnung also, daß Cesare zu diesem Zwecke herkommen wollte und daß er, um für sich und sein militärisches Gefolge in der Stadt Platz zu haben, den Herren Bandenführern befahl, ihre Truppen in den Dörfern der Umgegend einzuquartiren. Sie thaten so und empfingen am 31. December vor dem Thore von Sinigaglia ihren Soldherrn, der sich wiederum so recht als guter Kamerad zu ihnen stellte und sie zu einer Berathung in den Palazzo lud, allwo er sein Absteigequartier nahm.

Sie kamen, Paolo und Francesko Orsini, Vitelli und Oliverotto, obzwar das starke „militärische Gefolge", d. h. das kleine Heer, welches der Valentino mitgebracht, sie wohl hätte stutzig machen können. Nur Petrucci traute nicht, sprang auf sein Roß und entkam. Die vier genannten Herren waren kaum die Palasttreppe

emporgestiegen, als sie von Hallbartiren umringt, entwaffnet, gefangen und gebunden wurden. Am Abend desselben Tages sahen die Wände eines Gemaches im Schloß ein schreckliches Schauspiel: zwei Männer, Rücken an Rücken auf Stühlen festgeschnürt, Vitellozzo und Oliverotto. So wurden sie erwürgt. Während dies geschah, ließ Cesare die in der Umgebung der Stadt zerstreuten Banden der Verrathenen durch seine Truppen überfallen und zersprengen und am folgenden Tage gab er zur Belohnung seiner Soldateska das unglückliche Sinigaglia der Plünderung preis.

Messer Machiavelli war Augenzeuge dieser Geschehnisse und hat noch später seiner Freude über diesen Borgiastreich Ausdruck verliehen. Er gab dem Valentino vollständig recht, welcher durch seine „Praktik" von Sinigaglia fraglos den Anspruch erworben hatte, zum „Principe" Modell zu stehen.

Nach dem Sohn trat auch der Vater wieder in Handlung. Am 3. Januar 1503 langte Cesare's Kurier, welcher den Schlag vom 31. December meldete, im Vatikan an. Tags darauf ließ der Papst den Kardinal Orsini, den Erzbischof Rinaldo Orsini und noch drei andere Prälaten vom Hause Orsini verhaften und einkerkern. Den Palast des Kardinals ließ er ausplündern und die Mutter Orsini's, eine achtzigjährige Greisin, erbarmungslos daraus auf die Straße stoßen. Am 22. Februar starb der Kardinal in seinem Kerker im Kastell San Angelo. Die borgia'sche „Cantarella" hatte, wie gewohnt, ihren Dienst gethan. Sie that denselben sieben Wochen später auch an dem Kardinal Giovanni Michiel, dessen Reichthümer der Valentino brauchte. Gegen die Burgen und Güter der Orsini ließ Alexander seinen

Sohn Jofred einen Raubzug führen. Die mit dem Kardinal zugleich verhafteten Prälaten aus diesem Geschlechte mussten mit schwerem Geld ihr Leben erkaufen. Zwischen alle diese Morde und Räubereien hinein ging der Karneval in Rom seinen alljährlichen lustigen Gang. Maskenzüge von äußerster Schamlosigkeit erschienen auf dem Petersplatze und der zuschauende heilige Vater lachte von Herzen dazu.

Unterdessen war der Herzog der Romagna von Sinigaglia aufgebrochen. Sein Absehen ging auf Città di Castello, Perugia und Siena. Solcher Schrecken fuhr her vor ihm, daß bei seiner Annäherung aus der erstgenannten Stadt die Vitelli flohen, aus der zweiten Giampolo Baglione, aus der dritten Pandolfo Petrucci entwich. Unterwegs traf ihn der Eilbote, welcher ihm die Meldung brachte, daß der Kardinal Orsini in Rom festgenommen worden sei. Sofort erhielt inbetreff der gefangen mitgeführten Orsini, Francesko und Paolo, Michelotto seine Befehle. Am 18. Januar wurden die beiden Unglücklichen erdrosselt. Città di Castello, Perugia und Siena unterwarfen sich dem Machtgebote des Valentino. Ganz Mittelitalien zitterte vor ihm, der mit dem Gedanken spielen durfte, eine Königskrone würde seinem Kopfe besser stehen als der Herzogshut.

Vorderhand aber mußte er seine Waffen rückwärts wenden, romwärts. Dort drohte dem heiligen Vater Alexander Gefahr. Die römischen Barone, voran von den Orsini der Sohn des erwürgten Paolo, Fabio, und der Bruder des in der Engelsburg wohl schon mit dem „weißen Pulver" im Leibe sitzenden Kardinals, Giulio, hatten, ihren Untergang durch die Borgia vor Augen, Verzweiflungswaffen erhoben. Im Vibelton verkündete

der Statthalter Christi: „Ausrotten will ich dieses ganze Haus!“ und rief seinen Sohn aus dem Toskanischen herbei. Cesare kam mit seinen wilden Söldnerbanden, seine Marschlinie mit Raub und Verheerung markirend. Mitte Februars stand er in Sutri und verschritt dazu, den Giulio Orsini in Cäre durch einen seiner Hauptleute, den Conte della Mirandola, belagern zu lassen. Er selbst ging nach Rom, von wo er im April, als Cäre kapitulirt hatte, sich aufmachte, um die zweite Hauptveste der Orsini, Bracciano, zu berennen.

Es kennzeichnet sein Sinnen und Trachten zu dieser Zeit, daß er zum Fahnenbild einen siebenköpfigen Drachen wählte. Der sollte anzeigen, daß der Valentino gewillt und entschlossen sei, alles zu verschlingen, wonach er gelüstete. Er war jetzt oder schien wenigstens eine Macht, die gefürchtetste in Mittelitalien, und das Borgiaglück stand im Zenith, stand so hoch, daß Cesare rasch den Tag herankommen sah, allwo sein Vater Papst ihn zum König der Romagna und der Marken krönen würde.

Aber der auf einem Berge von Freveln und Gräueln aufgerichtete Bau dieser Herrlichkeit war doch nur ein Schwindelbau, ein Kartenhaus. Ein Windstoß konnte selbigen ins Schwanken und Wanken bringen. Sogar ein bloßer Windhauch erregte Befürchtungen. So einer kam gerade jetzt von Frankreich her, wo der den Borgia so nützlich gewesene Verbündete, König Ludwig, es fürder nicht räthlich fand, dem fressenden Borgiafeuer neues Holz zuzutragen. Im Gegentheil, er wollte dasselbe möglichst eindämmen und stiftete daher eine Liga zwischen ihm selber, Florenz, Siena, Lukka und Bologna. Dadurch jedoch ließ sich der Valentino um so weniger einschüch-

tern, als gleichzeitig die Sachen der Franzosen drunten in Neapel ganz elend gingen, ja der Feldhauptmann des Königs von Spanien, „el gran capitano" Consalvo, die französischen Streitkräfte daselbst allenthalben geschlagen und vernichtet hatte. Die Borgia machten daher eine jener realpolitischen Schwenkungen, wie sie einer Staatskunst „von Fall zu Fall" so leicht werden. Man bändelte mit Spanien an, zunächst nur, um dadurch dem Franzosenkönig einen drastischen Wink zu geben, wie sehr er zur Ausführung seines Plans, Neapel zurückzuerobern, des Papstes und des Valentino's bedürfe. Ludwig stellte die Forderung, das neugerüstete Heer, welches er unter La Tremouille nach Unteritalien senden wollte, müßte freien Paß durch den Kirchenstaat haben und der Herzog der Romagna sollte sich mit seinem Kriegsvolk auch jetzt wieder den Franzosen anschließen. Die Borgia ihrerseits verlangten, daß ihnen der König seine Bundesgenossen, die Florentiner und Sienesen, preisgäbe, sowie gegen die Orsini völlig freie Hand ließe. Dafür würden sie den Durchpaß der Franzosen gestatten, welche derweil im Toskanischen aufmarschirten, aber der Valentino sollte nicht dazu verhalten werden, den Zug nach Neapel mitzumachen.

Die Verhandlungen kamen nicht zum Abschluß, weil man auf beiden Seiten Hintergedanken hatte und einander nicht traute. Ein Mord im richtigen Borgiastile lief bei dem Hin- und Herdiplomatisiren auch mit unter. Der Geheimschreiber des Papstes, Troche, sollte die Anbändelungen der Borgia mit Spanien an den Franzosenkönig verrathen haben. Er entfloh aus Rom, wurde eingeholt, zurückgebracht und am 8. Juni auf Befehl und im Beisein Cesare's durch den allzeit handfertigen

Michelotto erdrosselt. Zur selbigen Zeit wurden auch wieder Geldgeschäfte im richtigen Borgiastile gemacht. Messer Michelotto vollführte eine Razzia im Ghetto, um die Geldsäcke der Juden anzuzapfen, und der heilige Vater bot wieder einmal 11 Kardinalshüte aus, welche am 31. Mai bereitwillige und vielzahlende Abnehmer fanden. Die Kriegskasse des Valentino war demnach gefüllt und er hatte in Rom und nahe dabei an 9000 Mann schlagfertiger Truppen zur Hand. Wären die Franzosen, welche zu Anfang Augusts von Toskana her dem Kirchenstaat sich näherten, nur erst vorüber und nach dem Neapolitanischen hinunter gezogen, so würde die Borgiapolitik zu neuen Schlägen und Triumphen ausholen können.

Aber da kam der Windstoß, welcher den Schwindelbau des Borgiaglückes zerblies.

12.

Am 12. August 1503 speis'ten Alexander der Sechste und der Herzog der Romagna als Gäste des Kardinals Ariano von Corneto in der Weinbergsvilla desselben zu Abend. In der Nacht erkrankten Vater und Sohn, dieser heftig, jener tödtlich. Beide litten an hochgradigem Fieber mit Erbrechen, Krankheitserscheinungen, welche die Hundstagehitze in dem malariabehafteten Rom alljährlich mit sich zu bringen pflegte.

Der Kraftmensch Cesare Borgia überstand die Krankheit, obzwar mit Noth. Der Papst dagegen vermochte den Stoß nicht zu verwinden. Er starb, nachdem er dem

Bischof Peter von Kulm gebeichtet*), Absolution, Kommunion und letzte Oelung empfangen hatte, am Abend vom 18. August.

Klatschbase Opinione Pubblica rannte in der Stadt von Haus zu Haus, raunend, zischelnd, belfernd: „Der Teufel hat ihn geholt! In Affengestalt ist er gekommen, die Seele des Papstes zu fassen, da sie ausgefahren." Selbst ein ernster Mann, der Marchese Gonzaga von Mantua, schrieb aus Isola Degli Orsini an seine Frau Isabella, man habe den sterbenden Statthalter Christi sagen hören: „Ich komme, es ist in der Ordnung, warte nur noch ein Weilchen (Jo veniro, l'e ragione, expecta anchor un pocho)!" Das habe er zu dem Teufel gesagt, mit welchem er, um Papst zu werden, vor zwölf Jahren einen Pakt gemacht und dem er um die Tiara seine Seele verschrieben. Weiterhin schrieb der Markgraf, im Augenblicke des Verscheidens Alexanders seien sieben Teufel im Gemache gesehen worden. Sobald er ausgeathmet, habe sein Leichnam zu gähren und sein Mund zu schäumen begonnen, „wie ein Kessel über Feuer thut (come faria uno caldero al focho)". Der Todte sei auch so über alles Maß aufgeschwollen, daß er keiner Menschengestalt mehr geglichen habe und so breit wie lang gewesen. Man habe ihn ohne viele Umstände („senza molto honore") zu Grabe gebracht.

Damit stimmte, wenn der ferraresische Geschäftsträger Beltrando schon am 19. August an den Herzog Ercole schrieb: „Der Leib des todten Papstes war schrecklich anzusehen, schwarz und aufgetrieben, und viele hegen

*) „Welche Beichte mag dieser Mann gehört haben!" Gregorovius.

gar keinen Zweifel, er sei an Gift gestorben („il sia intravenuto veneno“).

Gemeint war: am Borgiagift.

Die Zeitgenossen, ältere und jüngere, haben, wenige ausgenommen, übereinstimmend geglaubt, die Schlange sei an ihrem eigenen Gift zu Grunde gegangen. Tagebücherführer, Zeitbücherschreiber, fachmännische Historiker von dazumal, ein Sanuto, ein Materazzo, ein Jovius, ein Bembo, ein Guicciardini und andere, sie alle waren der Ueberzeugung, Alexander und Cesare wären an ihrem berüchtigten „weißen Pulver von angenehmem Geschmack“ erkrankt, während sie einen andern damit hätten „expediren“ wollen. Namentlich aber ist es die Autorität Guicciardini's gewesen, welche der Legende vom Ende Rodrigo Borgia's die Geltung einer historischen Thatsache verschaffte. Freilich trägt die Legende eine sehr romanhafte Färbung, allein das berechtigt noch nicht dazu, sie ohne weiteres als unwahr zu verwerfen. Sie hat in hohem Grade die Wahrscheinlichkeit für sich. Auch ist ja, wie bekannt, die Geschichte nicht selten poetischer als die Poesie, und endlich kann man es nur mit sittlicher Genugthuung vernehmen, daß der Skorpion auf dem Stuhle Petri von seinem eigenen Stachel die Todeswunde empfangen habe.

Die Legende, wie sie uns am glaubhaftesten der als gewissenhaft bekannte Marino Sanuto in seinem „Diarium“ überliefert hat, lautet der Hauptsache nach also: — Der Kardinal Ariano von Corneto erhielt eines Augustmorgens die Benachrichtigung, daß der Papst mit seinem Sohn Cesare ihn am Abend besuchen und bei ihm speisen wollte, aber das Konfekt mitbringen werde. Der Kardinal entsetzte sich darob, denn er war sehr reich und

demnach überzeugt, der heilige Vater oder dessen Sohn wollte ihn vergiften, um in den Besitz seiner Schätze zu gelangen. Er überlegte, was zu thun wäre, und fand nur ein Mittel der Rettung. Er schickte zum ersten Tafeldecker des Papstes und ließ denselben um einen möglichst baldigen Besuch bitten. Als der Tafeldecker kam, führte Ariano selbigen in sein Kabinett und schob ihm zehn blanke Goldstücke in die Hand mit der Bitte, dieses Zeichen seiner Zuneigung annehmen zu wollen. Der päpstliche Tafeldecker machte zuerst Umstände, nahm aber dann doch das Geld und das ermuthigte den Kardinal weiterzugehen und zu dem Manne zu sagen: „Du bist mit den Absichten Sr. Heiligkeit vertraut und darum ist es für dich kein Geheimniß, daß der Papst und sein Sohn beschlossen haben, mich mittels des Giftes, das sie mir heute Abend beibringen wollen, aus der Welt zu schaffen. Ich bitte dich daher demüthig, dich meines Lebens zu erbarmen." Nach einigem Hin und Her ließ sich der Tafeldecker, durch die große, ihm in Aussicht gestellte Belohnung verlockt, bewegen, dem Kardinal zu eröffnen, wie und wasmaßen selbigem das Gift beigebracht werden sollte. Wann das Abendessen zu Ende, sollte er, der Tafeldecker, drei Schalen mit Konfekt auf die Tafel stellen, eine vor den Papst, eine zweite vor den Kardinal, eine dritte vor den Herzog der Romagna hin. Die vor den Kardinal hingestellte Schale würde vergiftetes Zuckerwerk enthalten. Ariano flehte den Mann an, die Schalen mit dem Zuckerwerk beim Aufstellen derselben zu vertauschen, also, daß das mit dem Borgiapulver zubereitete vor den heiligen Vater zu stehen käme. Schrecken befiel den Tafeldecker ob dieser Zumuthung, allein die 10,000 Dukaten, so ihm der Kardinal als

Belohnung versprach, wendeten ihm den Sinn. Er gab nach, versprach zu thun, was Ariano verlangte, und that dann am Abend wirklich so. Der Papst aß von dem gepulverten Konfekt, welches für den Kardinal bestimmt gewesen war, erkrankte und starb.

Es liegt auf der Hand, daß diese Ueberlieferung zu zweifelnden Fragen sattsame Veranlassung gibt. Vor allem zu dieser: Wie kam es denn, daß der Valentino, vor welchen doch eine nicht vergiftete Schale hingestellt worden, zugleich mit seinem Vater und unter denselben Symptomen erkrankte? Dies zu erklären, müßte man annehmen, Cesare habe von demselben Zuckerwerk genossen wie der Papst. Warum hat dann aber die Legende nichts davon gesagt? Verdächtig ist auch, daß Sanuto erzählt, Alexander sei schon „am nächsten Morgen" (nach der Vergiftung) gestorben. Das sieht ganz so aus, als sollte dadurch der drastische Effekt der Giftscene erhöht werden. Endlich muß doch noch einmal darauf verwiesen werden, daß in demselben Fiebermonat August in Rom eine Menge Menschen an der Malaria und an der Dysenterie erkrankte und starb. Summa Summarum: die Legende vom Tode des Papstes am Borgiagift mag als historischer Roman passiren, aber zweifellos klargestellte Geschichte ist sie nicht . . .

Der Valentino war noch nicht im Stande kümmerlicher Genesung, sondern vielmehr noch fiebergeschüttelt, als sein Vater starb und, wie gemeldet, schluderig zu Grabe gebracht wurde. Er hat nachmals zum Machiavelli gesagt, er hätte alle Möglichkeiten, die sich aus dem Ableben seines Vaters ergeben könnten, vorbedacht und ermessen und für jede derselben hätte er das geeig-

nete Auskunftsmittel bereitgehalten*); er hätte in seine Rechnung nur diese Ziffer nicht eingestellt, daß er mit dem Papste zugleich vom Tode bedroht werden könnte. Entstellten Gesichtes, unvermögend, sich auf den Beinen zu halten, auf seinem Krankenlager mit Ohnmachten kämpfend, war der Valentino dennoch weit entfernt, sich verloren zu geben. Wäre er gesund und bei voller Kraft gewesen, hätte vielleicht Rom das Schauspiel gesehen, daß der Bastard Alexanders an der Spitze seiner 9000 Söldner sich zum römischen Cäsar oder gar zum römischen Papst aufwarf. Ob solche Gedanken von großartiger Verwegenheit inmitten von Cesare's Fieberphantasieen auftauchten? Schwerlich. Die Realpolitik phantasirt nicht, sie rechnet und zwar mit Nächstliegendem. Geld würde man zunächst brauchen, viel Geld. Laßt unsern Hauptmann für alles, unsern vielgetreuen Michelotto, es aus der vatikanischen Schatzkammer beschaffen!

Der vielgetreue Michelotto that, wie ihm befohlen war. Er verfügte sich in den Vatikan, setzte dem Kardinal-Schatzmeister Casanova den Dolch auf die Brust, zwang ihm die Schlüssel zur Schatzkammer und den Geldtruhen ab und sorgte für die Ueberführung von 100,000 (oder gar, wie Sanuto wissen will, von 300,000) Dukaten in den Palazzo seines Herrn im Borgo, welches Stadtquartier von Kriegsknechten des Borgia wimmelte.

Der kranke Mann war doch, wenigstens zur Stunde noch, eine Macht, mit welcher man rechnen mußte, und

*) „Aveva pensato a tutto quello che potesse nascere morendo il padre, e a tutto aveva trovato rimedio." Il Principe, cap. 7.

man rechnete mit ihr. Die Gesandten italischer Fürsten und Republiken, die Botschafter der fremden Mächte, die Unterhändler des Kollegiums der Kardinäle drängen sich an dem Bette des Valentino, welcher ja in diesem Kollegium über acht Stimmen unbedingt zu verfügen hat. Am 30. August kommt man zu diesem Kompromißschluß: der Borgia verläßt binnen drei Tagen mit seinen Truppen die Stadt, zieht sich nach Nepi zurück und verbürgt die Freiheit des Konklave, wogegen das heilige Kollegium ihn als Generalkapitän der Kirche, sowie als Herzog der Romagna anerkennt und unter Trompetenschall ausrufen läßt, daß jede Beschimpfung der Borgia und ihrer Parteigänger mit dem Tode bestraft werden soll.

Cesare hat wohl deutlich gesehen, daß der springende Punkt in der Sachlage die neue Papstwahl wäre. Vom Ausfall derselben hing für ihn zuvörderst alles ab. Sein vertrauter Anhänger Bonafede, Bischof von Chiusi, machte sich daher eifrig daran, im Konklave borgia'sche Leimruthen aufzurichten und borgia'sche Fallen zu stellen. Die Absicht ging in erster Linie darauf, den Kardinal Amboise, welcher mit dem Valentino engbefreundet und selbigem vielverpflichtet war, auf den Stuhl Petri zu setzen; in zweiter Linie, falls Amboise nicht durchzudrücken wäre, sollte die Wahl auf den alten Kardinal Piccolomini gelenkt werden, von welchem mit Bestimmtheit zu erwarten, daß er sich den Borgia dankbar und gewogen erweisen würde. Ohne den Rückhalt an einem günstig gestimmten Papst glaubte Cesare nicht auskommen zu können. Es wurde jetzt doch offenbar, daß der Sohn Alexanders des Sechsten kein Mann von Genius, kein schöpferischer, selbstherrlicher Geist war,

sondern nur ein scharfverständiger Diplomat, kein Held, sondern eben nur ein Rechner, dessen Rechnungen zudem kein Facit mehr ergeben wollten, sowie in die von ihm gehandhabte Rechenmaschine des Verbrechens eine Störung kam.

Die Störung war da, die Maschine arbeitete nur noch mangelhaft und versagte bald ganz den Dienst. Die Botschaft vom Tode Alexanders des Sechsten rief von einem Ende der Halbinsel zum andern einen Schrei des Frohlockens hervor. Alle Feinde der Borgia hatten darauf gelauert. Jetzt rührten sie sich an allen Ecken und Enden und handelten gemäß ihrer Ueberzeugung, daß es mit der Borgiawirthschaft bald aus und vorbei sein würde. Viele der vom verstorbenen Statthalter Christi und seinem Sohn Cesare Beraubten konnten sich sofort ungehindert wieder in den Besitz von Land und Leuten setzen. Der Sforza kehrte nach Pesara, der Varano nach Camerino, der Monteseltre nach Urbino, der Gaetano nach Sermoneta zurück. Die Zerbröckelung des Schwindelbaues auf dem Frevelberg hatte begonnen.

Derweil hatte sich der kranke Valentino am 2. September von Rom nach Nepi aufgemacht. Hallbartire trugen den auf einer mit schwarzem Tuch beschlagenen Sänfte Liegenden. Er nahm seine Mutter Vanozza mit, sowie zwei seiner Bastardkinder, Girolamo und Lukrezia, auch seinen Bruder Jofred und die beiden Knaben Rodrigo und Giovanni Borgia, also seinen Neffen und seinen Halbbruder, deren späteres Schicksal ziemlich dunkel ist. Der Reisezug ging unter dem Schutz einer starken Bedeckung von Reisigen vor sich. In Nepi, wo er im Laufe des Septembers nur langsam und noch

nicht völlig genas, erfuhr der Herzog der Romagna, mit dessen Herzogschaft es aber nachgerade scharf und immer schärfer bergab ging, daß der Kardinal Piccolomini unter dem Namen Pius des Dritten als Papst aus dem Konklave hervorgegangen sei. Freilich sollte der hinfällige Greis nur 26 Tage lang auf dem Stuhl Petri sitzen, so daß er nicht einmal Zeit hatte, alle seine 12 Kinder beiderlei Geschlechts im Vatikan einzuherbergen, wohl aber, den Bischof von Chiusi zum Governator von Rom zu machen und dem Valentino die Rückkehr nach Rom zu gestatten.

Demzufolge zog Cesare am 3. Oktober mit den Seinigen wieder in Rom ein, geleitet von 150 Küraßreitern und 500 Fußknechten. Er war, obzwar noch bleich und schwach auf den Beinen, voll Zuversicht. Der Papst erwies sich ihm durchaus günstig und handelte mit ihm als dem Herzog der Romagna, deren feste Plätze die Hauptleute seiner Söldnerbanden besetzt hielten. Romagnolische Städte, z. B. Cesena, sandten sogar Abgeordnete zum Borgia, um ihn ihrer Treue und Anhänglichkeit zu versichern. Er ließ sich gegen den Venetianer Giustiniani, Botschafter beim heiligen Stuhl, dahin aus, daß er gewiß wäre, nicht nur seinen jetzigen Besitz zu behaupten, sondern auch das davon Verlorene zurückzugewinnen.

Die Enttäuschung kam rasch. Die Orsini, die Todfeinde der Borgia, erhoben sich, unterstützt von Gesinnungsgenossen, im Kirchenstaat in Waffen gegen den Valentino und brachten denselben in Rom selbst in die bedrohlichste Klemme, indem sie den Borgo umschlossen und sperrten, so daß Cesare in seinem Palazzo förmlich belagert war. Nur der Beihilfe befreundeter Kardinäle,

sowie des Papstes selber, verdankte er es, daß er mit seiner Familie in den Vatikan und von dort mittels des unterirdischen Ganges in die Engelsburg sich zu retten vermochte. Da aber das Kastell gegen die überlegenen Streitkräfte der Orsini und ihrer Verbündeten voraussichtlich nicht lange zu halten war, so beabsichtigte der Eingeschlossene, mit dem Beistande des Papstes als Mönch verkleidet aus der Engelsburg und aus Rom zu entweichen, um sich mit seinen in der Romagna stehenden Hauptleuten Michelotto, Da Spicione und Della Volpe zu vereinigen.

Da starb am 18. Oktober, fünf Tage, nachdem der Sohn Alexanders eine Zuflucht im San Angelo gefunden, Pius der Dritte. Das ist ein schlimmer Streich gewesen, ein schlimmster für den Valentino, der jetzt eigentlich nur noch ein Gefangener war. Dennoch verzagte er nicht. Machiavelli, in diplomatischer Mission eilends von Florenz gekommen, sah ihn am 26. Oktober im Kastell und schrieb an die Signorie daheim: „Der Herzog ist in der Engelsburg eingeschlossen, allein trotzdem hofft er mehr als jemals, noch große Dinge zu thun, vorausgesetzt, daß es ihm gelinge, einen Papst von *seiner* Mache zuwegezubringen."

Das gelang nun aber nicht, obgleich er wähnte, es wäre gelungen. Sei einer noch so realpolitisch, zuletzt kommt zumeist ein noch Realpolitischerer über ihn, wie über den Louis Verhuell, genannt Bonaparte, der Bismarck kam.

Unter den Bewerbern um die Tiara stand Julian della Rovere in der ersten Reihe. Erst ein Gegner der Borgia, hatte er sich bei Gelegenheit der Brautfahrt Cesare's nach Frankreich mit ihnen ausgesöhnt und war

dann sogar in dem und diesem ein Förderer ihrer Wirthschaft gewesen. Er zeigte sich auch jetzt geneigt, mit dem Valentino einen Handel zu machen, und man kam rasch zu einem „Do, ut des“. Am 29. Oktober verpflichtete sich der Kardinal, falls er Papst würde, den Borgia in seiner Würde als Gonfaloniere der römischen Kirche zu bestätigen, sowie ihn als Herzog der Romagna anzuerkennen, und Cesare seinerseits versprach, über die Stimmen der spanischen und anderen Kardinäle von borgia'scher Mache zu Gunsten Giuliano's zu verfügen. Er, der so viele überlistet hatte, ließ sich jetzt dermaßen überlisten, daß man versucht wird, seine Naivität zu belächeln. Wie konnte er, der niemals angestanden, Wort und Eid zu brechen, so es ihm Vortheil brachte, wähnen, daß ein anderer ihm worthalten würde?

Am 1. November 1503 wurde Della Rovere im Konklave gewählt und stieg als Julius der Zweite auf den Stuhl Petri. Jetzt hielt es der Valentino nicht mehr für nöthig, sich hinter den Wällen der Engelsburg zu bergen. Er erschien, umgeben von Edelleuten seines Hauses und Offizieren seiner Truppen, im Vatikan, um den neuen Papst zu beglückwünschen, und wurde gnädig empfangen. Das ging so etliche Tage lang. Aber im Verlaufe derselben mußte er erfahren, daß verschiedene Städte in der Romagna, wie Forli und Imola, rebelliren und ihre ehemaligen Herren zurückrufen wollten. Nur der festen Plätze, in welchen seine zuverlässigsten Hauptleute befehligten, war er noch sicher, und da zur Liga seiner alten Feinde auch die Florentiner und Venetianer zu treten Miene machten, so saß ihm der Herzogshut nur noch sehr lose auf dem Kopfe. Er begehrte Urlaub vom Papst, um gegen die „Rebellen“ zu

marschiren; aber jetzt zeigte sich Julius der Zweite, wie er war. In einem Gespräch mit Machiavelli, dem florentinischen, und Giustiniani, dem venetianischen Gesandten, äußerte der heilige Vater: „Keinen Stein von meinen Festungen soll der Herzog haben. Ich habe im Grunde dem Borgia nur die Sicherheit seines Lebens und höchstens noch den Besitz seiner Privatbesitzungen verbürgt. Die Romagna gehört dem heiligen römischen Stuhl."

Der Pontifex war nicht der Mann, sich mit der Aeußerung seiner Ansicht zu begnügen, sondern verschritt dazu, dieselbe zur Thatsache zu machen, d. h. die päpstliche Souveränität über den Kirchenstaat wieder herzustellen. Julius der Zweite wußte, was er wollte, und hatte das Zeug, es durchzusetzen. Sobald das die Leute merkten, wurde auch hier die alte Geschichte wieder neu, daß alle Bestimmbaren, alle Wanker und Schwanker dahin fielen, wo zur Stunde die größte Kraftentwickelung stattfand. Demzufolge gewann der Papst in eben dem Maße Parteigänger, in welchem der Borgia deren verlor. Auch die Verschwägerung mit Ferrara half jetzt nichts mehr. Der Herzog Ercole war eben auch ein Realpolitiker und hütete sich wohl vor dem Versuche, dem schon halb untergesunkenen Bruder seiner Schnur ein Rettungsseil zuzuwerfen.

Im Gefühle seiner wachsenden Stärke ließ der Papst Befehle an alle Dynasten, Barone und Städtemagistrate im Kirchenstaat ausgehen, überall das Schlüsselbanner aufzupflanzen. Er warb Truppen und berief den Herzog von Urbino zum Generalkommando derselben. Als der Valentino sich weigerte, Cesena und andere noch von seinen Condottieri gehaltene feste Plätze in der Romagna herzugeben, ließ ihn Julius am 22. No-

vember verhaften, und daß er es thun konnte, bewies, das mehrerwähnte Schwindelhaus sei stark im Verkrachen begriffen. Während Cesare im Schatzkammergebäude des Vatikans in „fürstlicher" Gefangenschaft gehalten wurde, empfing er die Nachricht, daß zwei seiner Getreuesten, die Hauptleute Michelotto und Della Volpe, seinen Feinden in die Hände gefallen. Unlange darauf, im Januar 1504, ließ sich der Gefangene zu einem neuen Pakt mit dem Papste herbei. Gegen Uebergabe der Festungen in der Romagna sollte Cesare nach Ostia gebracht und dort freigelassen werden, um sich nach Frankreich einzuschiffen.

Nach mancherlei Weiterungen wurde dieser Vertrag in Vollzug gesetzt. Julius der Zweite ließ den gedemüthigten Borgia durch Kardinal Santa Croce nach Ostia geleiten und dort am 26. April freigeben. Aber zu seinem Unglück schiffte sich Cesare mit dem Häuflein von Getreuen, die auch im Mißgeschicke bei ihm aushielten, nicht nach Frankreich ein, und so kam er aus dem Regen unter die Traufe. Er hatte sich von Consalvo de Cordova, welcher inzwischen (am 31. December 1503) die Franzosen in einer Schlacht am Garigliano vernichtet und die spanische Herrschaft über ganz Neapel festgestellt hatte, einen Geleits- und Sicherheitsbrief zu verschaffen gewußt und wandte sich im Vertrauen darauf dem Neapolitanischen zu, wo er sich am 28. April 1504 im Castello Nuovo dem „großen Kapitän" vorstellte, der ihn freundlich aufnahm. Bald jedoch änderte sich der Ton. Auch hier wieder sollte Cesare mit seinen eigenen Waffen geschlagen werden, mit Treulosigkeit und Verrath. Dem Statthalter Christi war die Anwesenheit des Valentino in Neapel unbequem. Er wollte den Borgia,

dessen Ränkekunst er mit Recht fürchtete, überhaupt aus Italien forthaben. Darum lag er dem spanischen Statthalter in den Ohren mit dem Ansinnen, seinen Gast festnehmen zu lassen. Consalvo war dazu willig, trug aber doch Scheu, sein verpfändetes Wort ohne Umstände zu brechen, und ließ sich vonseiten seines Königs die Verhaftnahme Cesare's befehlen*). Am 27. Mai wurde dieser festgenommen, erst ins Kastell von Ischia gesetzt, hierauf am 20. August an Bord einer Galeere gebracht und nach Spanien abgeführt, wohin er von seinem ganzen Gefolge nur einen Pagen mitnehmen durfte. Alle Proteste und Verwendungen, welche Madonna Lukrezia von Ferrara aus zu Gunsten ihres Bruders zu erwirken wußte, blieben fruchtlos.

Nach seiner Ausschiffung in Spanien wurde Cesare zuerst in Conchilla in der Provinz Valencia eingeschlossen, später dann nach dem Kastell La Mota bei Medina del Campo verbracht. Er bestürmte seinen früheren Bundesgenossen, den König Ludwig von Frankreich, mit Briefen, damit dieser beim spanischen König sich für die Freigebung des Gefangenen verwenden möchte. Allein Ludwig fand es nicht der Mühe werth, auf diese Bitten einer gefallenen Größe zu antworten. Noch mehr, er entzog dem Borgia den Titel und die Renten eines Herzogs von Valentinois. Nun, Cesare war ja ein guter Lateiner und mag bei dieser Gelegenheit wohl ein be-

*) So stellt Tomasi in seiner „Vita di Cesare Borgia" (II, 339) die Sache dar. Es lief in Italien ein Gerücht um, die Witwe des ermordeten Duca di Gandia habe es bei dem spanischen Hofe durchgesetzt, daß gegen den Mörder ihres Gatten so feindselig vorgegangen würde.

kanntes Flügelwort des Ovidius in den Bart gemurmelt haben*).

Der Ränkekünstler ward auch im Donjon von La Mota nicht müde, allerlei Zettelungen anzuspinnen. Es hieß auch einmal, er hätte Ferdinand den Katholischen so herumzubringen gewußt, daß ihn der König nicht nur habe freigeben, sondern ihn auch an der Spitze einer Armada nach Italien schicken wollen, und zwar zunächst gegen den Statthalter von Neapel, dessen Treue dem spanischen Hofe verdächtig geworden sei. Sicher ist nur, daß es dem Borgia gelang, seinen Hüter Don Gabriel de Japia, Kastellan von La Mota, zu bewegen, ein Auge oder gar beide zuzudrücken, und demzufolge am 25. Oktober von 1506 aus seinem Gefängniß zu entkommen. Es muß ein kühnes Wagniß gewesen sein. Einer der Gefängnißwärter sagte zum Brantôme, als dieser zu seiner Zeit die Oertlichkeit besichtigte, die Entweichung Cesare's wäre nur mittels eines großen Wunders („por gran milagro") möglich gewesen. Die Flucht ging zuerst in das Gebiet des Grafen von Benavente, welcher dem Flüchtling Pferde und Führer gestellt hatte, und von dort nach Pompelona, wo der Entronnene am 3. December bei seinem Schwager, dem König von Navarra, eintraf.

Das machte großes Aufsehen in der Welt, zumal in der italischen. Man erwartete dort nichts anderes, als den Papstsohn noch einmal auf der großen poli-

*) Donec eris felix, multos numerabis amicos,
Tempora si fuerint nubila, solus eris.
(Sitzest dem Glück du im Schoß, wirst viele Freunde du zählen,
Aber vom Unglück umstürmt, wirst du dich finden allein.)

tischen Bühne auftreten zu sehen. Denn er war in Italien keineswegs vergessen und Julius der Zweite beeilte sich, die Besatzungen in den Städten und Kastellen der Romagna zu verstärken und alle alten Feinde der Borgia aufzufordern, gegen allfällige neue Borgiastreiche das Nöthige vorzukehren. Bald jedoch sind diese Besorgnisse hinfällig geworden.

Es war doch wie ein Spott der Nemesis, daß Cesare, dem die Königskrone von Italien in den Träumen seines Ehrgeizes vorgeschimmert hatte, in einem so zu sagen bettelhaften Handel zu Grunde ging. Sein Schwager, der Zaunkönig Jean d'Albret, lag in Fehde mit einem rebellischen Vasallen, dem Grafen Loys de Lerins, und stellte den Borgia an die Spitze seiner Truppen. Cesare manövrirte so, daß er den Grafen zwang, sich in der Burg von Viana einzuschließen. Bei der Berennung dieser Burg nun fiel er am 12. März von 1507 in einem Hinterhalt, empfing 22 Wunden und blieb todt auf der Walstatt. Sein Schwager ließ ihn zur Seite des Hauptaltars der Kirche Santa Maria im Flecken Viana beisetzen und später auf den Grabstein die Inschrift meißeln: „Hier birgt die Erde einen, welcher Schrecken in die Welt trug und nach seinem Gefallen Frieden oder Krieg machte. Wanderer, der du Sinn hast für das Wunderbare und das Erstaunliche zu werthen weißt, hier steh' still!"

Cesare's Gattin, Charlotte d'Albret, mit welcher er im Mai 1499 zu Chinon Hochzeit gemacht, hatte er später nicht wieder gesehen. Sie war im Januar 1500 Mutter eines Töchterleins geworden und starb, erst 32 Jahre alt, im März 1514. Ihre Tochter Loyse heiratete den Herrn Louis de la Tremouille, Prinz von Talmont,

und, nachdem dieser in der Schlacht von Pavia gefallen, in zweiter Ehe den Herrn Philipp de Bourbon-Busset. Was die gelegentlich erwähnten zwei Bastardkinder des Valentino angeht, so ist der Knabe Girolamo spurlos verschollen und die Tochter Lukrezia 1573 als Nonne gestorben.

Die alte Vanozza wußte sich in Rom zu halten, hatte zwar viel mit Processen zu schaffen, blieb aber doch im Besitz eines reichlichen Auskommens, erlebte nach dem Tode ihres Papstes noch drei Statthalter Christi, starb im November 1518 und wurde in Santa Maria del Popolo mit großem Pompe begraben. Ihr jüngster Sohn, Jofred, wußte sich bis zu seinem Tod im Besitze seiner Titel und Güter als Principe di Squillace zu behaupten. Seine Frau, Donna Sancia, starb 1506 kinderlos. Rodrigo, der Sohn des ermordeten Alfonso di Biseglie, durfte nicht zu seiner Mutter nach Ferrara kommen. Er starb dreizehnjährig zu Bari im Hause seiner Tante von väterlicher Seite, Isabella d'Aragon, und war also der Glücklichste seiner ganzen Sippschaft, da bekanntlich „jung stirbt, wen die Götter lieben". Giovanni Borgia, jener „römische Infant", welchen Alexander der Sechste zuerst für einen Sohn seines Sohnes Cesare ausgegeben, dann als seinen eigenen „ex muliere soluta" anerkannt hatte, erschien i. J. 1517 am Hofe von Ferrara und wurde von Madonna Lukrezia, wie es scheint, förmlich als Bruder behandelt. Später, 1530, wurde er in Rom sichtbar, wo ihm seine Mittel erlaubten, im Herrenstile zu leben. Weiter wurde von ihm nichts mehr gehört oder vermerkt. Lukrezia Borgia selbst hat sich bis zuletzt als Herzogin von Ferrara sehr verständig geführt und darum auch obenauf gehalten.

Mehr als ein Mann von Geist, Stattlichkeit und großem Stand hat sich noch in die Tochter des Papstes verliebt, aber sie war zu klug, um ihrem Gemahl gegründeten Anlaß zur Eifersucht zu geben. Sie wußte sehr wohl, daß dieser Alfonso nicht mit sich spassen ließe. Sie gebar demselben fünf Kinder. Ihr ältester Sohn wurde der Nachfolger seines Vaters als Herzog Ercole der Zweite, ihr Sohn Ippolito starb als Kardinal, ihre Tochter Leonora als Nonne. Sie selbst ist lange zuvor, am 24. Juni 1519, im Schlosse von Ferrara im Beisein ihres Gemahls gestorben, dessen Achtung und Zuneigung sie sich zu erwerben gewußt hatte.

Jahrhunderte sind dahingerollt, seit das große Schweigen sie alle mitsammen, Schuldige und Schuldlose, Frevler und Opfer, eingeschlungen hat. Von all ihrem Glück und Glanz ist keine Handvoll Staub mehr übrig. Nur der Name Borgia ist geblieben, um für allzeit mit Laster, Ruchlosigkeit und Abscheu gleichbedeutend zu sein. Denn die Weltgeschichte ist doch das „Weltgericht", die Herren Hofhistoriographen und ihre Nachstreber mögen sagen, was sie wollen.

Eine Emancipirte

des

siebzehnten Jahrhunderts.

Juni 1885.

1.

Bekanntlich und leider stehen die Deutschen an Nationalsinn noch immer weit hinter den übrigen Kulturvölkern zurück. Die jammersälig-partikularistische Gestaltung unserer Geschichte erklärt das. Es gab ja jahrhundertelang keinen deutschen Staat, wie hätte es ein deutsches Staatsgefühl geben können?

Im naturnothwendigen Gegensatz zu unserer politischen Krähwinkelei entwickelte sich kulturgeschichtlich unsere Weltbürgerei mit ihrer hellen Licht- und ihrer dunklen Schattenseite. Der deutsche Genius gab dem sehr begreiflichen Hang und Drange nach, aus der erbärmlichen Wirklichkeit in ein idealisches Wolkenkuckuksheim emporzustreben und sich dort mittels wunderbarer Schöpfungen das Weltbürgerrecht zu erwerben. Aber je höher und kühner da droben sein Flug, um so tiefer versank drunten die Masse des Volkes in vaterlandslose Philisterei.

Hierzu war noch der unselige Riß gekommen, welchen die sogenannte Reformation in die Nation gemacht hatte. Infolge dessen gingen bei der dazumal vorgenommenen Neutheilung des Erdballs die Deutschen leer

aus. Sie hatten ja keine Zeit, an der Kolonialbeute sich ihren Antheil zu nehmen und zu sichern. Denn sie hatten alle Hände voll damit zu thun, um theologischer Flausen und scholastischer Lappalien willen einander bitter zu hassen, einander pfäffisch zu verfluchen, einander bis aufs Blut zu plagen, einander zu Hunderttausenden todtzuschlagen. In ihrer dogmatischen Verbohrtheit, in ihrem konfessionellen Wahnwitz duldeten sie nicht nur, nein, wünschten und förderten sie auch, daß unser Land die Walstatt wurde, auf welcher andere Nationen ihre Händel ausfochten. Selbstverständlich immer auf Kosten Deutschlands, ganz einerlei, ob die Losung lautete: Hie Luther! oder: Hie Loyola!

Mit jenem erstgenannten Feldgeschrei auf den Lippen und mit ungemessener Ehrfurcht im Herzen hat auch der Schwedenkönig Gustav Adolf im Bunde mit Frankreich unser Land zum Versuchsfeld für seine Eroberungsgelüste machen können und dürfen. So tief hatte die Undeutschheit seiner Fürsten — die Kaiser inbegriffen — und die Glaubenswuth seiner Katholiken und Protestanten das Deutsche Reich herabgebracht. Nachdem dann der „Glaubensheld", welcher seine Absicht, Deutschland zu einer schwedischen Provinz zu machen, in ein so erbauliches Phrasenmäntelchen zu hüllen wußte, bei Lützen (1632) gefallen, haben die Schweden, immer als Verbündete Frankreichs, den Raub-, Brand- und Mordkrieg auf deutschem Boden noch sechzehn Jahre lang weitergeführt, um schließlich, mit deutschen Landstücken ausgestattet und mit ungeheurer Beute an Geld und Gut beladen, heimzuziehen. Für sie war jener entsetzliche Dreißigjährige Krieg, welcher unser Land in die unterste Tiefe des Elends stürzte, nur eine fröhliche Wikinger-

fahrt gewesen, d. i. ein Piratenzug im vergrößerten altskandinavischen Stil.

Unterstützt von seinem Kanzler Axel Oxenstjerna — neben dem Kardinal Richelieu der bedeutendste Diplomat des 17. Jahrhunderts — hat Gustav Adolf Schweden zu einer Großmachtstellung erhoben, von welcher es erst durch Karl XII., den tollen Säbelrassler, wieder endgiltig herabgestürzt werden sollte. Das Herabgleiten von der Schwindelhöhe begann jedoch schon unter den nächsten Nachfolgern des „Glaubenshelden", welcher keinen Sohn, sondern nur eine Tochter hinterlassen hatte.

Diese Christina, beim Tode ihres Vaters sechsjährig, war dazu bestimmt, auf der Geschichtebühne zwar keine große Königin, aber doch eine der absonderlichsten Figuren darzustellen, welche jemals über diese Bühne gegangen. Denn dieser Wirbelwind von Weib nimmt sich aus wie eine um zwei Jahrhunderte verfrühte Vorwegnahme der „emancipirten" Weibsbilder unserer eigenen Zeit. Es fehlt kein typischer Zug: weder der Blaustrumpf, noch die Mannshose, noch der Abscheu vor der Ehe. Auch hier muß man also wieder sagen: „Alles schon dagewesen."

Es darf angenommen werden, daß ein starker Tropfen Verrücktheit von mütterlicher Seite in das Blut des Kindes eingegangen. Denn Gustav Adolfs Witwe, die Brandenburgerin Maria Eleonora, war, milde gesprochen, eine wunderliche Frau. Beweis dafür schon die Thatsache, daß sie den heimgeholten Leichnam ihres Eheherrn nicht von sich lassen wollte und das Herz desselben in einer goldenen Kapsel beständig mit sich herumtrug. Die kleine Christina wurde übrigens nicht von ihrer Mutter, sondern im Hause ihrer an den Pfalzgrafen Johann

Kasimir von Zweibrücken verheirateten Tante Katharina erzogen. Wenn man der Selbstbiographie glauben darf, welche sie acht Jahre vor ihrem Tode, also nachdem sie alt und fromm geworden, verfaßt hat, so wäre diese Erziehung nicht die beste gewesen. Sie sagt geradeheraus, man habe sie durch übertriebene Nachsicht und Schmeichelei verderbt. Vielleicht hat die Stelle auch heutzutage noch eine allgemeinere Bedeutung. „Die Wahrheit findet nur mit Mühe Zutritt an den Höfen. Die Lügen sind daselbst zu mächtig und herrschend. Diejenigen, welche glauben, die einzige Zeit, da sich die Wahrheit den Fürsten nahe, sei ihre Kindheit, irren sich. Denn man fürchtet sie und schmeichelt ihnen selbst in der Wiege. Die Menschen gehen mit ihnen um, wie mit jungen Löwen, welche allezeit kratzen, wenn sie gleich die Leute noch nicht fressen. Jedermann gibt sich aus verschiedenen Absichten Mühe, sie zu verderben. Alle im Purpur Geborenen werden allezeit im Müßiggange, in der Unwissenheit und in der Weichlichkeit aufgezogen. Man erzieht sie unter Schmeicheleien und Lobeserhebungen“ *).

Es ist aber von den Aussagen Christina's immer etwas, mitunter sogar vieles abzuziehen. Sie hat nämlich von frühauf und bis zuletzt gern geflunkert. Mit ihrer Erziehung kann es ja nicht so übel bestellt gewesen sein, wenigstens was die Entwickelung ihres Intellekts

*) Archenholtz, Historische Merkwürdigkeiten, die Königin Christine von Schweden betreffend, worinne unter andern ein Werk dieser gelehrten Prinzessin von ihrem eigenen Leben; ins Deutsche übersetzt von J. F. Reifstein, Leipzig und Amsterdam, Pierre Mortier, 1751—60, III, 41. Die vier erschrecklich dicken Quartbände dieses Memoirenwerkes sind die Hauptquelle für den vorliegenden Aufsatz.

anging. Die junge Prinzessin kam schon frühzeitig in den Besitz einer umfassenden, ja gelehrten Bildung und die fliegt einem oder einer doch nicht nur so an. Genialität erräth allerdings viel, was Zunftbornirtheit niemals erochst. Aber auch zugegeben, daß in der Tochter Gustav Adolfs ein genialer Zug war, so muß doch bemerkt werden, daß die Erwerbung von Gelehrsamkeit ohne Anleitung und ohne dauerhaften Fleiß undenkbar ist. Christina freilich behauptet, alles aus sich selbst und wie im Fluge gelernt zu haben. „Ich lernte alle Sprachen, Wissenschaften und Uebungen mit wunderbarer Leichtigkeit. Ich wußte in dem Alter von vierzehn Jahren alle Sprachen, alle Wissenschaften und Uebungen, worin man mich unterweisen wollte. Nachher habe ich noch viele andere ohne Hilfe irgendeines Lehrmeisters gelernt und es ist gewiß, daß ich niemals einen Lehrer gehabt, weder um das Deutsche, das Französische, das Italienische, noch das Spanische, so wenig als mein Schwedisch, zu lernen." Daß sie die genannten Sprachen verstand und sprach, ist wahr. Ebenso, daß sie als achtzehnjähriges Mädchen des Lateinischen und Griechischen mächtig genug war, um den Tacitus und den Thukydides im Original lesen zu können. Ein wahres Ungeheuer von weiblicher Gelehrtheit also. „Mit den Uebungen" — sagt sie weiter — „war es gerade so. Ich lernte bloß ein wenig tanzen und reiten. Trotzdem kenne ich mich auch in den anderen Uebungen aus: ich kann mich aller Waffen und Gewehre ziemlich gut bedienen, fast ohne gelernt zu haben, sie zu führen. Ueberdies war ich nicht zu ermüden."

In diesen Jugenderinnerungen einer Emancipirten des 17. Jahrhunderts stoßen wir auch auf das kennzeichnende

Bekenntniß: „Ich besaß eine unübersteigliche Ungeschicklichkeit zu allen weiblichen Handarbeiten und hatte auch einen unüberwindlichen Abscheu und Widerwillen gegen alles, was die Frauenzimmer thun und sagen." Diese Aeußerung fand später eine Vervollständigung, wenn Christina, wie die Gräfin d'Aulnoy („Voyage d'Espagne", I, 12) aus ihrem Munde gehört haben will, sagte: „Ich habe die Mannsleute nicht deßhalb gern, weil sie Mannsleute, sondern darum, weil sie keine Weibsleute sind." An Offenherzigkeit läßt übrigens die Selbstkritik der Dame kaum etwas zu wünschen übrig. Sie gesteht: „Ich war jähzornig und aufbrausend, stolz und ungeduldig, verachtungsvoll und spottsüchtig. Auch ungläubig war ich und keineswegs fromm, und mein hitziges und ungestümes Temperament hat mich ebensosehr zur Liebe als zur Ehrbegierde geneigt gemacht." Endlich bekennt sie, daß sie „vom Laster des Fluchens und Schwörens wie von einer Seuche angesteckt gewesen sei".

Alles zusammengenommen demnach eine Virago vom Schlage der englischen Elisabeth, abgerechnet die Kunst der Heuchelei, allworin es bekanntlich die rothhaarige Tochter Heinrichs des Achten zur so unübertrefflichen Meisterschaft gebracht hatte, daß sie ihren Landsleuten noch heute als höchst verehrungswürdiges Muster und Vorbild gilt.

2.

Am 8. December von 1644 wurde Christina, noch nicht ganz achtzehnjährig, aus der Vormundschaft entlassen und als regierende Königin auf den schwedischen

Thron gesetzt. Die „Von Gottes Gnaden" erfreuen sich ja bekanntlich unter anderen auch dieses Vorrechts, auf einer Altersstufe, allwo gewöhnliche Sterbliche noch für unreif zur Führung ihrer eigenen Angelegenheiten erachtet werden, schon für befähigt zu gelten, die Angelegenheiten von Völkern und Staaten zu führen.

Zunächst ging alles gut. Das junge Mädchen bemühte sich, nicht nur eine richtige Königin vorzustellen, sondern auch eine zu sein. Sie nahm sich der Staatsgeschäfte mit Eifer an, saß dem Ministerrath, wenn man von einem solchen sprechen darf, mit Würde vor und entwickelte bei der Behandlung schwieriger Fragen Scharfsinn und Sachkenntniß. Daß sie daneben ihren gelehrten und künstlerischen Liebhabereien nachging und ihren Hof mittels Herberufung berühmter auswärtiger Philologen, Philosophen, Juristen und Publicisten zu einem sogenannten Musenhof zu machen trachtete, durfte für unbedenklich gelten, wenigstens solange, als alle diese gelehrten Schmarotzer noch aus den von Deutschland herübergeholten Raubgeldern unterhalten werden konnten und demnach das schwedische Volk nicht für derartige Hofzieraten zu arbeiten hatte. So ganz ohne nachtheiligen Einfluß auf die junge Königin blieb aber die Anwesenheit der fremden „Musensöhne" doch nicht. Denn wie es allezeit und überall Art und Brauch von Hofbonzen und Hofprofessoren war und ist, wetteiferten am schwedischen Hofe die „Säulen der Wissenschaft", ihre Gönnerin Christina zu beschmeicheln. Diese mit allem dem grotesken Schnörkelwerk der Gelahrheit und „Poeterey" von dazumal verzierten Schmeicheleien haben fraglos mitgewirkt, den Keim der Verkehrtheit, welcher in der Schwedenkönigin lag, zur Entwickelung zu bringen. Daß die gelehrten

Herren untereinander im ewigen Hader lagen und in ihren Zänkereien die kleinlichste Eifersucht und den grünsten Neid sehen ließen, ist so selbstverständlich, daß es der Belege dafür, welche Archenholtz in seinem Monstrum von Buch beigebracht hat, gar nicht bedurfte. An komischen Zwischenspielen in diesem Musenhofdrama fehlte es auch nicht. Ein französischer Windbeutel von der windbeuteligsten Sorte, der Arzt Bourdelot, welcher „die Zither spielen, artige Lieder singen, allerlei Räucherpulver machen und auch gut kochen konnte", hatte sich „durch seine Frechheit, seine lustigen Einfälle und seine glücklich angebrachten Stachelreden" bei der Königin so beliebt zu machen gewußt, daß er für eine Weile geradezu ihr Günstling war. Zwei der Hofprofessoren, Meibom und Naude, standen ihm irgendwie im Wege oder auch wollte er aus bloßem Muthwillen auf Kosten der beiden Pedanten sich und seine Gönnerin belustigen. Kurz, eines Tages wußte er es dahin zu bringen, daß Meibom eine „antike" Arie sang und Naude dazu ein „antikes" Ballet tanzte. Man kann sich denken, wie das geklungen und ausgesehen haben mag und wie der gesammte Musen- und Nichtmusenhof darüber in Lachen ausbarst. Zu spät merkten die beiden ehrwürdigen „Säulen der Wissenschaft", wie sie gefoppt worden, und wüthend darüber gab der Meibom dem Bourdelot keine „antike", wohl aber eine saftige moderne Ohrfeige. Christina rächte diese Beschimpfung ihres Günstlings damit, daß sie den Sänger antiker Arien und Austheiler moderner Ohrfeigen fortschickte.

Neben der gelehrten Kurzweil, welche, wie das mitgetheilte Beispiel zeigt, keineswegs immer eine feine war, ist am Hofe Christina's noch allerhand andere mit

stets wachsender Verschwendung von Zeit und Geld im Schwunge gewesen. Das Rennen, Reiten und Rumoren hörte nicht auf. Ringelrennen wechselten mit Thierhetzen, Schmäuse und Tänze mit italienischem Opernspektakel. Gewiß konnte die Jugend der Königin ihrem Wohlgefallen an derlei Zeitvertreib zur Entschuldigung dienen und im ganzen und großen hat sich Christina in den ersten Jahren immerhin so verhalten, daß sie die lobende Schilderung, welche der französische Gesandte an ihrem Hofe, Chanut, in seinen später (1675) gedruckten „Mémoires“ (I, 240 ff.) von ihr entworfen hat, nicht übel verdiente.

Allein solches löbliche Verhalten und Regiment war nicht von Dauer und allmälich kehrte Christina in ihrem ganzen Gebaren mehr und mehr die „Emancipirte“ heraus. An die Stelle gewissenhafter Erledigung der Staatssachen trat ein sichtbarer Ueberdruß an der Beschäftigung mit ernsten Dingen. Die Zerstreuungs- und Verschwendungssucht wuchs rasch und rascher, die Launenhaftigkeit wurde immer unberechenbarer, die Vernachlässigung von Anstand und Dekorum stets merklicher, der Günstlingewechsel anstößiger. Auf den Franzosen Bourdelot folgte in der Gunst der Königin der Spanier Pimentel. Am theuersten jedoch kam Schweden ein einheimischer Günstling zu stehen, der Graf Magnus Gabriel de la Gardie, der schönste und glänzendste Kavalier des Hofes, welcher im Alter von 22 Jahren von der Königin zum Oberst der Gardetruppen ernannt, dann zu anderen Ehren und Würden erhoben, item mit Zuwendungen, Belohnungen und Geschenken aller Art so überhäuft wurde, daß er aus seinem Grundbesitz allein jährlich ein Einkommen von 80 000 Reichsthalern beziehen konnte — ein für

dazumal überhaupt und vollends für einen schwedischen Edelmann kolossales Einkommen. Auch Bourdelot hatte als Ausbeute seiner Günstlingsschaft ein großes Vermögen aus Schweden mit heimgetragen. Man sieht, die Gunst Christina's war ein sehr wohlklingend Ding.

Welcher Art die Gegenleistungen der Günstlinge gewesen seien, bleibe dahingestellt und der mildesten Auslegung überlassen. Dabei aber ist doch nicht ganz zu übersehen, daß die Mutter der Königin meinte und sagte, ihre Tochter führe einen anstößigen Wandel, den „mein hochseliger Gustav Adolf, so er noch lebte, sicherlich nicht dulden würde", fügte Maria Eleonora hinzu. „Nun, so hat er gut gethan, zu sterben," gab die angegangene Emancipirte leichthin zur Antwort. Darüber entsetzte sich, wie billig, die Mutter, und noch mehr über die von der Tochter gelegentlich gethane Aeußerung, sie glaube, Heiden könnten so gut selig werden wie Christen. Die Königin-Mutter mag sich als die orthodoxe Lutheranerin, welche sie war, über solche Ketzerei unsanft genug ausgelassen haben, was die von kindlichen Gefühlen nicht sehr behelligte Christina damit vergalt, daß sie äußerte, Maria Eleonora sei der schwächste und ärmste Frauengeist, den sie jemals kennen gelernt, und sie schäme sich, die Tochter einer solchen Mutter zu sein.

Derweil nahm die Vernachlässigung ihrer königlichen Pflichten vonseiten der Königin immer zu. Ebenso mehrten sich die Reibungen und Zerwürfnisse, in welche sie infolge ihrer Reizbarkeit, ihrer Launenhaftigkeit und ihres Stolzes mit ihren bewährtesten Rathgebern gerieth; auch mit dem greisen Oxenstjerna, welcher doch die höchste Schätzung und Schonung verdient hätte. Die bösen Folgen einer unsinnigen Verschwendung der Staatsgelder

traten ebenfalls ein und fielen schwer auf Christina. Die riesige deutsche Kriegsbeute war schon zur Zeit des westfälischen Friedensschlusses vollständig „vermöbelt" und verthan. Im Jahre 1651 schon wies die Staatskasse eine trostlose Leere auf. Sowie aber die Königschaft unserer Sonderlingin nicht mehr die Mittel zur Prangerei und Prasserei lieferte, fand sie, daß es langweilig sei, auf einem Throne zu sitzen. Die Rechte des Königthums hatte sie gern und übermäßig ausgenutzt, die Pflichten desselben fand sie aber beschwerlich bis zum Ekel. Derartige verdrehte und verquerte Naturen besitzen ja überhaupt kein Pflichtbewußtsein. Sodann gereichte es der aufgespannten Genialität Christina's zu großer Widerwärtigkeit, daß ihre Minister und die Reichsstände ihr fortwährend anlagen, sie möchte eine standesgemäße Heirat eingehen, und zwar, was am passendsten und wünschenswertheften, mit ihrem Vetter, dem Pfalzgrafen Karl Gustav. Sie hatte nichts gegen den prinzlichen Vetter, welcher ja in sie verliebt war oder wenigstens so that. Aber heiraten? In aller Form eine Ehe schließen? Sich binden? Der lieben Freiheit entsagen? Nein, das sollte, durfte, konnte nicht sein!

Unter sothanen Umständen wurde ganz Schwedenland mit allem und allen, was und welche darin, der Tochter Gustav Adolfs nachgerade im höchsten Grade zuwider. Sie sehnte sich hinaus in die Weite. Sie malte sich das freie, sorglose, lustige Leben, welches sie in der Fremde führen könnte, mit den reizendsten Farben aus. Da würde es keine langen Ministergesichter, keine geistlosen Aktenstücke, keinen schauderhaften Kurialstil, keine entsetzlich langweiligen Rathssitzungen mehr geben,

sondern nur Wissenschaft, Kunst, Zerstreuungen und Vergnügen aller Art, Verkehr mit berühmten Gelehrten und Künstlern, Umgang mit feinen Hofherren, täglich und nächtlich Neues, Anregendes, Fesselndes. Möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, daß Christina noch mehr als von allen diesen Lockungen von dem Gedanken gekitzelt wurde, mittels Verzichtleistung auf eine Königskrone sich als Philosophin höchster Potenz aufspielen zu können.

Die „Philosophie" der emancipirten Dame erwies sich freilich gar bald als so winzigklein, daß sie in einem Weihwasserbecken der römischen Kirche bequem ertrinken konnte.

Schon im Jahre 1648 trug sich die Königin mit der Absicht, dem Throne zu entsagen und im Auslande ihren Neigungen zu leben. Bis zur Ausführung dieses Planes verstrichen aber noch sechs Jahre, obzwar sie schon am 25. Oktober von 1651 dem Reichsrath die Eröffnung machte, daß sie gesonnen, die Krone niederzulegen. Ihr Nachfolger sollte der Vetter Karl Gustav sein, welchem den Weg zum Königssitze zu ebnen sie eifrig beflissen war. Statt zu ihrem Gemahl machte sie ihn zum König von Schweden. „Er wird sich" — sagte sie — „über die Versagung meiner Hand jetzt wohl trösten; eine Corona ist auch ein schönes Frauenzimmer."

Recht hübsch gesagt. Es fehlte der Königin überhaupt nicht an Geist und an guten Einfällen. Desto mehr an gesundem Menschenverstand. Die letzten Jahre ihrer Regierung ließen das noch auffallender sehen als die früheren. Selbst Geijer, Schwedens bedeutendster Geschichtsschreiber, welcher sonst die Tochter des „großen" Gustav Adolf mit theilnahmevoller Schonung behandelt, hat sich in seinem Gewissen gedrungen gefühlt, zu sagen:

„Die noch übrige Zeit der Regierung der Königin ward so verwendet, als hätte sie ihren Abgang nicht betrauern lassen wollen.“ Aus dem Schonenden ins Wahre übersetzt, heißt das schlechtweg: Christina regierte bis zuletzt leichtfertig und gewissenlos. Die Staatsgelder, soviel deren mit allen Mitteln aufzubringen waren, wurden in unverantwortlicher Weise verschleudert, namentlich auch an den damaligen Günstling, den dreiundzwanzigjährigen „bildschönen“ Grafen Tott, welchen seine Gönnerin zum Herzog zu machen beabsichtigte. Der Hof wimmelte von Komödianten, Musikanten und sonstigen Schnurranten. Zwischenhinein waren auch Jesuiten gesprenkelt, welche in allerhand Verkleidungen sich der Königin angenehm zu machen wußten und an der „Bekehrung“ derselben arbeiteten. Christina tanzte Ballete, ritt Ringelrennen und hielt sogenannte „Värdskapen“ (Wirthschaften) ab. Wüste Völlerei gehörte zum Hofton oder, wie sich der alte schwedische Gewährsmann, dem wir hier folgen, drastisch ausdrückt, „Fressen und Saufen war Trumpf“.

3.

Am 11. Februar von 1654 berief Christina den Reichsrath und am 21. Mai die Reichsstände nach Upsala, um die Haupt- und Staatsaktion der Niederlegung ihrer Krone in Scene zu setzen und feierlich abzuspielen. Bei den Verhandlungen, welche die Inscenirung begleiteten, bewies die emancipirte Dame, daß sie, wenn es sein müßte, d. h. wenn es sich nicht um den Staat, sondern um ihre eigene liebwerthe Person handelte, sehr gut zu

rechnen verstände. Sie wußte sich ja für die Zukunft ein Jahreseinkommen von 240 000 schwedischen Reichsthalern zu sichern, ein für eine Exkönigin damaliger Zeit sehr anständiges Auskommen. Ausdrücklich behielt sich Christina vor die Herrschaft und Gerichtsbarkeit über ihre Hof- und Hausdienerschaft.

Die Peripetie des Entsagungsstückes hat ein Augenzeuge und Mitspieler, der Reichsdrost Graf Peter Brahe, in seinem Tagebuch so geschildert: „Die Renunciation der Königin geschah am Morgen vom 6. Juni und es war das ein trauriger Akt. Christina ging aus ihrem Gemach mit der Krone auf dem Haupt, mit dem Skepter und dem Reichsapfel in den Händen, angethan mit dem Königsrock und einem weißen Atlaskleide darunter. So begann sie ihre Rede (vor der Versammlung). Herr Schering Rosenhane gab eine passende, schön stilisirte Antwort. Darauf legte Ihre Majestät ein Attribut des Königthums, Krone, Skepter und Apfel, nach dem anderen ab, stieg vom Thron und sprach den Thronfolger (Karl Gustav von Zweibrücken) an, der sofort zum König gekrönt werden sollte, ihm die Wohlfahrt des Vaterlandes empfehlend, mit allen möglichen herrlichen und rührenden Lehren und Ermahnungen. Ihre Majestät stand und redete so ungezwungen, aber zuweilen von Rührung unterbrochen. Sie bewegte Männer und Frauen zu Thränen, weil sie sowohl ihren Stammbaum als ihre Regierung früher schloß, denn Gott es wollte. Stand da schön wie ein Engel. Darauf erwiderte der (neue) König schicklich und schön. Ihre Majestät wollte den König sogleich auf dem Throne sehen, aber er wollte nicht. Damit ging man aus dem Saal. Nachmittags 2 Uhr wurde der König gekrönt. Dann ging man zu Tafel."

Aus diesem Bericht erhellt, daß Christina am 6. Juni von 1654 gut gespielt und durch ihr Spiel die Zuschauer und Zuhörer, welche doch die Entkönigung der Phantastin wahrhaftig nicht zu beklagen hatten, bis zu Thränen gerührt hat. Sie mag sich, wie stark zu vermuthen ist, nachher im Kreise ihrer Vertrauten über die an sich selbst und an andern bewerkstelligte Rührung sattsam lustiggemacht haben. Denn mit nichts weniger als Bedauern und Trauern verließ sie ihr Heimatland, um draußen jenen abenteuerlichen Lebenswandel zu führen, wie er einer Emancipirten anstand.

Am 7. Juni verließ sie Upsala, um sich noch etliche Tage in Stockholm aufzuhalten und auch dort noch ein Stücklein schauzuspielen, indem sie „öffentlich zur Beichte und Kommunion ging", nach lutherischem Ritus, sie, die jedenfalls schon heimlich zum Katholicismus „bekehrt" war. Uebrigens ist es mit der lutherischen Gläubigkeit Christina's innerlich nie weit hergewesen. Menschen von Genialität, von wahrer oder von falscher, sind überhaupt im 16. und 17. Jahrhundert vom Lutherthum wenig eingenommen, ja kaum berührt worden. Dasselbe war ja von vornherein entschieden auf die hausbacken-verständige Mittelmäßigkeit zugeschnitten. Leute von Phantasie mochten am Ende aller Enden doch lieber an den römischen Papst mit seiner farbensatten vatikanischen Pracht glauben, als an den wittenbergischen mit seiner tristen Prädikantenkutte. Menschen von freiem Gedankenflug aber mußte der lutherische Bibelbuchstabengötzendienst nicht weniger kaltlassen als das thatsächlich schon damals vorhandene Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit. In stupidem Fanatismus und grausamer Unduldsamkeit haben, wie jedermann weiß oder wenigstens wissen

könnte, Papismus und Protestantismus bis zum 18. Jahrhundert wüthend gewetteifert, was vor allem die Geschichte der Hexenprocesse furchtbar beweist. Nicht allein die katholische Inquisition, sondern auch das protestantische Glaubensgericht hat Blutgerüste aufgeschlagen und Scheiterhaufen angezündet. „Suum cuique."

Christina hatte, die königlichen Schlösser gehörig ausplündernd, eine Menge von Kisten, Kasten und Koffern vor sich her ins Ausland gesandt. Dagegen wollte sie dorthin von ihrem gesammten schwedischen Gefolge und Gesinde nur vier Personen mitnehmen. Karl Gustav hatte ein stattliches Geschwader zu ihrer Verfügung gestellt, welches sie von Kalmar nach Deutschland hinüberführen sollte. Die launische Dame änderte aber ihren Reiseplan, reis'te über Halmstad dem Sunde zu und mußte demnach, bevor sie die Seeküste erreichte, das Stück dänischen Gebietes berühren, welches dazumal noch in das Festland von Schweden hineinschnitt. Während eines mehrtägigen Aufenthalts in der genannten Stadt kam ihr der Einfall, zum Zeitvertreib etliche von ihrer Dienerschaft auf großen Tüchern „prellen" zu lassen, wie das dem armen Sancho im Don Quijote gelegentlich auch widerfuhr. „Um freier reisen zu können", zog sie Mannskleider an, und als sie auf der Fahrt von Halmstad und Kollen der Küste zu an einen Bach kam, welcher die Gränze zwischen Schweden und Dänemark bezeichnete, stieg sie — einer Angabe bei Chanut zufolge — aus dem Wagen, that einen fröhlichen Sprung über das Wasser und rief aus: „Endlich bin ich einmal frei und fort aus Schweden, allwohin ich niemals zurückzukehren gedenke." Dieser Vorsatz ist aber später auch wieder hinfällig geworden.

Wollen wir uns die siebenundzwanzigjährige Emancipirte vorstellen zur Zeit, als sie in die Selbstverbannung ging, so können wir zu der „Konterfeyung" greifen, welche der Pater Mannerschied, Beichtvater des spanischen Gesandten am schwedischen Hofe, im Jahre 1653 in lateinischer Sprache von der Königin entworfen hat. „Ihre Gestalt erreicht kaum das Mittelmaß. Sie hat eine breite Stirne, ihre Augen sind wohlgeschnitten und abwechselnd von sanftem und feurigem Ausdruck. Sie besitzt eine Habichtsnase und einen mittelgroßen anmuthigen Mund. Von Weiblichem hat sie nichts an sich als das Geschlecht. Ihre Stimme, ihre Sprechweise, ihr Gang, ihr Mienenspiel und Gebaren, das alles ist männlich. Sitzt sie gleich nach Damenart zu Pferde, so reitet sie doch so, daß man ganz nahe bei ihr sein muß, um sie nicht für einen Reiter zu halten. Ich habe nie Gold oder Silber weder an ihren Kleidern, noch an ihrem Halse, noch an ihrem Kopfputz gesehen. Sie trägt nur einen einzigen Ring. Sie macht sich gar nichts aus ihrem Anzug. Nur einmal in der Woche läßt sie ihre Haare kämmen, ja mitunter geschieht es binnen vierzehn Tagen nie. Ich habe sehr oft wahrgenommen, daß die Aermel ihres Hemdes voll von Dintenflecken waren und manchmal habe ich sie auch in zerrissener Wäsche gesehen." Wir werden später sehen, daß Grund vorhanden, dieses, obzwar nicht gerade verführerische, Porträt für ein geschmeicheltes zu halten. Schon in einer Schilderung Christina's vom Jahre 1654, welche der „Hollandse Merkurius" brachte, wird ausdrücklich von „einer etwas hohen Schulter" der Dame gesprochen, welche — so heißt es auch hier — „vom Weibe nichts hatte als das Geschlecht".

Die Thatsache von Christina's Thronentsagung wurde natürlich sehr verschieden beurtheilt. Die einen bewunderten, die anderen verspotteten sie darob; diese erklärten sie für eine Philosophin, jene für eine Närrin. Die zeitgenössischen Gelehrten machten sich aus ihr ein wissenschaftliches Präparat oder Problem zurecht, an welchem sie dann mehr oder weniger pedantisch herumdokterten. Das Richtige hat wohl der Franzose Michel Levassor getroffen, wenn er meinte, die Tochter Gustav Adolfs „wäre durch das rauhe Klima ihres Königreichs, sowie durch eine eitle Begierde, sich in ganz Europa sehen zu lassen, und noch mehr durch wunderliche, ihrem Geschlecht eigene Launen zur Niederlegung der Krone verleitet worden" — und hinzufügte: „Es fehlte viel, daß ihre Bekanntschaft mit der Philosophie und die anderen schönen Kenntnisse, womit sie großthat, sie von ihren Schwachheiten befreit hätten. Ihr Fleiß und ihre Belesenheit waren ihr mehr schädlich als nützlich. Ihr Kopf wurde dadurch nicht heller und ihr Herz nicht besser."

4.

In Hamburg, wo sie ans Land gegangen, stieg Christina bei ihrem dort ansässigen „Hofjuden" Texeira ab. Eines Sonntags besuchte sie den Gottesdienst in der Peterskirche und Se. Ehrwürden der Herr Pastor Müller war so „galant", seiner Predigt den Text „von der Königin aus dem Reich Arabien" zu Grunde zu legen. Christina ließ ihr Gebetbuch in der Kirche liegen; als man es aufhob, um es ihr zurückzubringen, stellte

sich heraus, daß es ein nach Gebetbuchsart gebundener Vergilius war.

Am 30. Juni verließ sie die Hansestadt und reiste über Münster, wo sie als Mann gekleidet das Jesuitenkollegium besichtigte, und weiter über Deventer, Amersfort, Utrecht, Antwerpen nach Brüssel, woselbst sie vom spanischen Statthalter, dem Erzherzog Leopold, am 23. December mit großem Pomp und Prunk empfangen wurde.

In Stockholm hatte man derweil von der Absicht der Exkönigin, katholisch zu werden, Wind bekommen und schickte ihr darum den Grafen Tott nach, um sie beschwören zu lassen, von diesem Vorhaben abzustehen. Christina antwortete ausweichend, betonte aber, daß sie ihre Freiheit um den Preis ihrer Krone erkauft habe.

Am Abend vom 24. December 1654 legte die Tochter des lutherischen „Glaubenshelden" Gustav Adolf zu Brüssel im Kabinette des Erzherzogs Leopold, in dessen und verschiedener vornehmer Spanier Gegenwart, in die Hände des Dominikanerpaters Guemes das katholische Glaubensbekenntniß ab. Als sie dann nach katholischem Ritus gebeichtet hatte und der Mönch das „Absolvo" sprach, gaben die sämmtlichen Geschütze auf den Stadtwällen eine Freudensalve.

Das durften sie auch. Denn der Uebertritt von Gustav Adolfs Tochter war für die römische Kirche fürwahr kein geringer Triumph. Die Motive dieses Uebertritts oder „Abfalls" konnten der Politik Roms ganz gleichgiltig sein. Auf die breitspurigen Untersuchungen und langstieligen Erörterungen, welche zu jener Zeit darüber angestellt und vorgebracht wurden, auch nur andeutungsweise einzugehen, lohnt nicht der Mühe. Es ist nur zu sagen, daß von einer katholischen Ueber-

zeugung einer Frau, deren Lieblingsschriftsteller Petronius war und die den Vergil als Gebetbuch mit in die Kirche nahm, unter verständigen Menschen keine Rede sein konnte. Christina wurde katholisch, weil sie die Laune hatte, katholisch zu werden, und diese Laune mochte zunächst aus der Langeweile entsprungen sein, welche das Lutherthum ihr bereitet hatte. Einem lutherischen Pastor, welcher sie fragte: „Was hat Eure Majestät veranlaßt, katholisch zu werden?" soll sie zur Antwort gegeben haben: „Eure langweiligen Predigten." Diese Anekdote kann verlogen sein und dennoch bleibt sie wahr. Sodann mußte es ja der Excentricität unserer emancipirten Dame mächtig wohlgefallen, dem excentrischen Schritt ihrer Thronentsagung den noch excentrischeren ihres Katholischwerdens folgen zu lassen. Das mußte Staub aufwerfen, ganze Wolken von Staub! Das gab zu reden, zu schreiben, zu drucken! Das mußte die Blicke von ganz Europa auf die „Bekehrte" hinwenden! Die kühnsten Gelüste weiblicher Eitelkeit haben nie eine vollere Sättigung erfahren. Es kennzeichnet die ganz und gar theologische Weltanschauung von damals, daß der Uebertritt einer Frau, die ja nur noch eine Privatperson war, vom Lutherthum zum Papismus zu einer Angelegenheit von höchster Wichtigkeit nicht aufgebauscht zu werden brauchte, sondern von Hause aus den Menschen, Völkern und Parteien als eine solche erschien. Nur mühsälig vermögen wir heutzutage uns in eine solche Anschauung und Stimmung noch zurückzudenken und darum ist es für uns auch ganz einerlei, ob die erste Anregung zu Christina's „Abfall" auf den Franzosen Bourdelot oder auf den spanischen Jesuiten Macedo zurückzuführen sein mag.

Eine richtige Emancipirte trägt bekanntlich eine ewige Unruhe mit sich herum und wir finden diesen Charakterzug auch an der Exkönigin von Schweden. Es litt sie nicht lange an einem Orte. Sie wollte immer in Bewegung sein, um zu sehen und gesehen zu werden. Am 22. September von 1655 verließ sie Brüssel, um über Köln, Frankfurt und Augsburg nach Innsbruck zu reisen, wo sie in den letzten Oktobertagen eintraf. Diese Stadt auf ur- und erzkatholischem Boden war zum Schauplatz der feierlichen Verkatholisirung Christina's ausersehen. Die römische Kurie legte aus naheliegenden Gründen großen Werth darauf, daß, was zu Brüssel heimlich geschehen, in Innsbruck öffentlich und pomphaft wiederholt würde. Der Papst sandte einen berühmten Konvertiten von dazumal, den Hamburger Lukas Holstein, Stiftsherrn beim Sankt Peter und apostolischen Sekretarius, um das Glaubensbekenntniß der Exkönigin zu empfangen. Die prunkhafte Ceremonie ging am 3. November in der Domkirche vonstatten. Der Jesuit Staudacher predigte über den Text: „Höre, Tochter, siehe und höre, vergiß dein Volk und deines Vaters Haus, so wird der König Lust haben an deiner Schönheit; denn er ist dein Herr und ihn sollst du anbeten" (Psalm 45, 11—12). Dann Tedeum unter Trompeten- und Paukenschall und Kanonendonner. Christina führte ihre Konvertitinrolle mit vielem Anstande durch. Ich sage „Rolle". Denn als man sie nachmittags aus ihren Gemächern in der Hofburg abholte, um sie mit der Aufführung einer Komödie zu erlustigen, sagte sie zu den Kavalieren ihrer Umgebung: „Meine Herren, es ist nur billig, daß ihr mich abends zu einem Schauspiel führt, nachdem ich euch morgens

ein Vorspiel zum besten gegeben." Der Holländer Heinsius schrieb kurz darauf an seinen Freund Gronovius: „Du hast wohl schon erfahren, wie anmuthig unsere Heroine zu Innsbruck gaukelte (quam suaviter nugata sit Oenoponti heroina nostra)." So beurtheilten hellsichtige, nicht vom furor theologicus besessene Zeitgenossen die „Bekehrung" Christina's.

Von Innsbruck aus machte sie dem Könige Karl Gustav Mittheilung, daß sie sich „auf einen Befehl Sr. Heiligkeit hin jetzt öffentlich für das erklärt hätte, was sie schon seit geraumer Zeit gewesen". Dann eilte sie dem heißersehnten Reiseziel aller Konvertiten zu, der Siebenhügelstadt am gelben Tiber, in welcher sie am Abend vom 19. December „unerkannt" anlangte, um etliche Tage später dem Wunsche des Papstes gemäß einen feierlichen, mit dem weitläufigsten Pomp ausgestatteten Einzug durch die Porta del Popolo zu halten und im Palazzo Farnese bequartirt zu werden. Am folgenden Tage speiste sie bei Alexander dem Siebenten, dessen Stuhl aber „drei Zoll" höher war als der ihrige, wie es dem „Statthalter Christi" ziemte einer Königin gegenüber, auch wenn diese keine „Ex" gewesen wäre. Ja, der „Stuhl Petri", das muß man sagen, wußte und weiß allzeit den Thronen zu zeigen, daß er höher als sie alle, um mindestens „drei Zoll" höher, um weniger thut er es nicht. „Non possumus!" Das wird erst mit dem letzten Papst verstummen.

Daheim in Schweden rief die Kunde von Christina's „Abfall" einen gewaltigen Rumor hervor und wetzte das Lutherthum seine eifernde Zunge schneidig wider die „Renegatin". Man sah sich auch, wie das in solchen und ähnlichen Fällen Brauch und Uebung ist unter

Menschen, nach einem Sündenbock um, damit man selbigen mit der Abfallssünde der Erkönigin belüde und zwar nicht in die Wüste, aber doch vom Amte jagte. Der gesuchte Sündenbock wurde auch richtig gefunden in der Person von Johann Matthiä, so vordem Christina's Religionslehrer gewesen, und die orthodoxen Ochsen hörten nicht auf, wider ihn zu brummen und zu brüllen, bis seine Schriften verboten wurden und er selbst vom Amt und Brot gejagt war. Vergebens betheuerte der arme Greis, daß doch gewiß er nicht das Katholischwerden der Tochter Gustav Adolfs verschuldet hätte. Seine wirkliche und in den Augen der lutherischen Bonzen unverzeihliche Verschuldung war, daß er die Ansicht gehegt und bekannt hatte, es wäre von Vortheil für die Christenheit, wenn eine Vereinigung aller christlichen Kirchen angestrebt und erreicht werden könnte. Und darum wurde der gute Mann als „Ketzer" gehaßt und verfolgt. So war in Wahrheit und Wirklichkeit die „Toleranz" des Protestantismus, von welcher die Unwissenheit und die Parteibornirtheit soviel Schönes und Rühmliches zu sagen und zu singen wissen.

5.

Auch in Rom war aber nicht alles, was glänzte, Gold. Die ganze Herrlichkeit währte nicht gar lange. Dem unstäten Wesen Christina's mußten auf die Dauer auch die gemessene Würde, die prunkhafte Majestät und das weitläufige Ceremoniell des katholischen Kultus und des päpstlichen Hofes langweilig vorkommen. Vom

Lutherthum mochte sie „bekehrt" sein, aber von der gewohnten Zwanglosigkeit einer Emancipirten war sie keineswegs bekehrt. Sie machte sich gar nichts daraus, während der Celebrirung eines Hochamts mit ihrer prälatischen Umgebung ein lautes Gespräch zu führen, ja sogar laut zu lachen, und als der Papst solche Ungebühr mit Mißfallen wahrgenommen hatte und der Exkönigin als ein Mahnzeichen zu andächtigerem Gebaren einen Rosenkranz schickte, warf sie spöttisch die Lippen auf und sagte: „Ich bin denn doch nicht so eine Rosenkranzschwester." Um schlagfertige Antworten war sie überhaupt nicht verlegen. Als man ihr die von Bernini geschaffene Marmorstatue der Wahrheit zeigte, rief sie bewundernd aus: „Oh, das ist schön! Das ist schön!" Ein dabei stehender Kardinal bemerkte: „Gott sei Dank, daß Eure Majestät die Wahrheit lieben, welche Personen vom Stande Eurer Majestät zumeist verhaßt ist." Darauf Christina trocken: „Das ist auch kein Wunder, denn nicht alle Wahrheiten sind von Marmor und so schön."

Den römischen Adel verdroß es bald gewaltig, daß alle die Mühe, die er sich gab, und all der Geldaufwand, den er machte, um die vornehme „Bekehrte" mit Festlichkeiten aller Art zu ehren und zu unterhalten, die Exkönigin sehr kühl ließen. Die Dankbezeigungen Christina's waren kurz und karg und sie zeigte allen diesen Ducas und Principi, daß sie ihnen gegenüber stets als die Tochter Gustav Adolfs sich fühlte. Ganz natürlich also, daß die warme Bewunderung, welche die römische Gesellschaft anfänglich der Konvertitin entgegengebracht hatte, bald in boshafte Kritik umschlug und die Skandalchronik der „ewigen" Stadt ihre Gläubigen damit ergötzte, der Exkönigin das Ungereimteste und Tollste

nachzusagen. Christina ihrerseits nahm wahrhaftig auch kein Blatt vor den Mund und ließ in ihren Briefen aus Rom, insbesondere in den römischen Briefen aus späterer Zeit, ihrer scharfen Feder freien Lauf. Da steht zu lesen: „Hier in Rom gibt es nur Statuen, Obelisken und Prachtpaläste, aber keine Männer; statt solcher trifft man nur Schufte, Halunken, Hannswürste, Narren, Zudringliche, Bettler und Wüstlinge.“ Oder: „Die Kirche muß zweifelsohne unmittelbar von Gott geleitet werden, maßen ich jetzt in Rom vier Päpste kennen gelernt habe, von welchen keiner gesunden Menschenverstand besaß.“ Oder: „Es gibt kein nichtswürdigeres und ränkesüchtigeres Geschmeiß als das Gewürm der Mönche.“ Es ist klar, zur in der Wolle gefärbten Katholikin hatte ihr „Abfall“ Christinen nicht gemacht.

Im Sommer von 1656 hatte sie vorderhand von Rom gerade so genug, wie Rom von ihr. Sie bewerkstelligte daher wieder einmal einen Schauplatz- und Dekorationswechsel, indem sie sich in Civita Vecchia auf einer päpstlichen Galeere nach Frankreich einschiffte, in Marseille ans Land ging und, über Aix, Avignon, Lyon, Dijon und Auxerre reisend, am 4. September im Schlosse von Fontainebleau eintraf.

Der französische Hof hatte vollwichtigen Grund, der Tochter Gustav Adolfs eine königliche Gastfreiheit zu gewähren, und Christina vergalt dieselbe damit, daß ihre Erscheinung in Paris und in den verschiedenen königlichen und prinzlichen Schlössern eine der Neugierde und Klatscherei hochwillkommene „curieuse“ Episode im französischen Hofleben bildete. Diese Episode wurde eingeleitet durch den Besuch, welchen die Duchesse de Montpensier, Nichte Ludwigs des Dreizehnten, als „La

grande Mademoiselle" berühmt und auch mehr als ein wenig berüchtigt, der reisenden Exkönigin zu Essonne abstattete. Die „große Jungfer" hat in ihren „Mémoires" von dieser Zusammenkunft Meldung gethan und spricht da von der weißen Haut, den blauen Augen, dem großen Mund, den schönen Zähnen, der gewaltigen Habichtsnase und der schiefen Gestalt Christina's, deren Erscheinung im ganzen übrigens die „eines netten jungen Mannes" gewesen sei. Weniger „nett" kam ihr Benehmen der Besucherin vor. Denn die fahrende und fahrige Emancipirte „fluchte" gelegentlich, „warf sich weit in den Sessel zurück, legte abwechselnd einen Schenkel über den anderen und nahm sonstige unziemliche Stellungen an". Charakteristisch war die gegen „La grande Mademoiselle" gethane Aeußerung Christina's, daß sie fürs Leben gern einmal einer Schlacht anwohnen möchte.

Am 8. September hielt sie zu Pferde ihren Einzug in Paris, angethan mit einem Scharlachwamms, auf dem Kopf eine Mannsperücke und darüber einen Mannshut mit schwarzer Feder. Es war ein groß Spektakel. Fünftausend Mann der Bürgerwehr standen im Faubourg St. Antoine unter Waffen und „tout Paris" war auf den Beinen, um das „gothische" Wunderthier von Weib zu sehen. Die Procession ging zuvörderst nach Notre-Dame, wo die Klerisei in pontificalibus am Portal die Exkönigin empfing, um sie in den Dom zu geleiten, allwo ein Tedeum gesungen ward. Hierauf führte man die Gästin zum Louvre, wo Prachtgemächer für sie hergerichtet waren. Der König hatte ihr den Herzog von Guise als Bewillkommner und Ehrenkavalier entgegengesandt und beigeordnet und von diesem Herrn existirt ein vertraulicher Brief, worin er einem Freunde

die Persönlichkeit und das Benehmen Christina's schilderte. Die angenehme und auch wohlunterrichtete Plaudertasche, Frau von Motteville, Hofdame der Königin-Mutter (Anna d'Autriche), hat uns dieses Schreiben in ihren „Mémoires" (IV, 59) überliefert. Es heißt darin unter anderem, daß die weiland Königin von Schweden ihren schiefen Wuchs und ihre „hohe Schulter" mittels ihres bizarren mannsartigen Anzugs zu maskiren suchte, daß sie stark gepudert und pomadisirt wäre, fast nie Handschuhe, dagegen Männerschuhe trüge. Auch ihre Stimme, wie alle ihre Gebärden wären mannsmäßig und sie spielte sich gern als Amazone auf („elle affecte fort de faire l'amazone").

Von Paris begab sich Christina nach Compiègne, wo sich dazumal das Hoflager befand, und hier machte sie die Bekanntschaft des Königs, der Königin, der Prinzen und Prinzessinnen, sowie des Kardinals und Premierministers Mazarin, mit welchem sie sich ganz gut verstand. Ueber den von „cette princesse gothique" hervorgebrachten Gesammteindruck hat sich die Augen- und Ohrenzeugin Motteville also ausgelassen: „Hätte man sie nach ihrem Aeußeren beurtheilen wollen, so mußte man sie verspotten und auslachen. Denn all ihr Thun und Lassen war extravagant. In nichts glich sie einer Frau. Es fehlte ihr sogar an der geziemenden Bescheidenheit und Schamhaftigkeit. Sie ging zu jeder Zeit und unter allen Umständen mit Männern um, als wäre sie selber ein Mann. Sie führte nicht allein über religiöse Sachen, sondern auch über Dinge, welche mit Zurückhaltung zu behandeln ihr Geschlecht gebietet, freche und ausgelassene Reden. Ihr Lachen über Späße in der Komödie war maßlos. Sie fluchte und ließ ihrer

Freigeisterei (son libertinage) freien Lauf. Sie hatte kein Hehl, daß sie alle Frauen verachtete, vonwegen der Unwissenheit derselben, und wollte sich nur mit Männern unterhalten. Es war ihr unmöglich, lange stillzusitzen. In Gegenwart des Königs, der Königin und des ganzen Hofes legte sie ihre Füße auf einen Stuhl, welcher nicht weniger hoch war als der, auf dem sie saß, und ließ von ihren Beinen viel zu viel sehen." Noch viel schlechter als in dieser Kennzeichnung kam Christina in den Briefen weg, welche später die Pfälzerin Elisabeth Charlotte, zweite Gemahlin von „Monsieur", d. h. dem Bruder Ludwigs des Vierzehnten, nach Hause schrieb. Was diese geschliffenste Frauenzunge und unerschrockenste Frauenfeder des 17. Jahrhunderts von der „Madame Christina", von ihren Liebhabern und Liebhabereien zu erzählen wußte, ist zu „drastisch" für unsere Zeit, welche — keineswegs darüber erröthet, die Schmutzromane eines Daudet und Zola in den Händen von Frauen und Mädchen, auch deutschen, zu sehen, und welche, immer zur größeren Ehre der lieben Prüderie, die rohe wie die raffinirte Pornographie zum „blühendsten" Literaturzweig gemacht hat. Menschheit, dein Name ist Heuchelei!

6.

Der erste Aufenthalt Christina's in Frankreich bezeichnete den Höhepunkt ihrer Odyssee. Mit dem Jahre 1657 trat die Wendung zum Niedergang ein. Das Meteor erstaunte und blendete die Menschen nicht länger. Man vergaß mehr und mehr, daß die emancipirte

„gothische" Prinzessin eine Königin gewesen, welche „aus Philosophie" ihrer Krone entsagt hätte. Früher, als der Reiz der Neuheit noch vorhanden, hatte man die scharfen Ecken ihrer Persönlichkeit übersehen. Jetzt stieß man sich daran, und was man weiland Genialität geheißen, nannte man jetzt Narrheit. Wenn man vordem geneigt war, das Unweibliche in ihrer Aufführung für entschuldbare „Sonderlichkeit" und „Excentricität" gelten zu lassen, so fand man nunmehr keine Veranlassung, der mund- und federscharfen Elisabeth Charlotte von Orléans zu widersprechen, wenn diese in ihrem sehr aufrichtigen Brusttonstile schrieb: „Madam Christina war eine galante Dame, wiewohl sehr ausgewachsen; sie war in allen Stücken debauchirt und redete von Sachen, von denen die größten Debauchés nur reden können." Eines Tages beklagte sich in einem londoner Salon das Hoffräulein Miß Chudleigh gegen Lord Chesterfield, man verklatsche sie, daß sie mit Zwillingen niedergekommen sei, worauf der Lord erwiderte: „Beruhigen Sie sich, Miß; ich glaube grundsätzlich immer nur die Hälfte von dem, was die Leute sagen." Auch wir wollen so billig sein, nur die Hälfte von dem zu glauben, was die Leute über die „gothische" Prinzessin zu sagen wußten. Das ist freilich alles, was wir thun können. Wenn Geijer meint, Christina sei immerhin besser gewesen als ihr Ruf, so mag das unwidersprochen bleiben, insofern dieser Ruf ein so schlechter war, daß es nicht eben viel Tugend erforderte, besser zu sein.

Sie hatte sich am französischen Hofe sehr gefallen, allein das Wohlgefallen war kein gegenseitiges. Namentlich ist der junge vierzehnte Ludwig — damals kaum zwanzigjährig — von unserer Emancipirten durchaus

nicht so entzückt gewesen, wie sie es von ihm war oder zu sein sich anstellte. Zuletzt scheint sie gemerkt zu haben, daß sie in Paris ein Gefühl der Ueberlästigkeit hervorgerufen hatte; denn sie hub im Spätherbste sich von dannen, um den Herzog von Savoyen mit ihrer nicht gerade holden Gegenwart zu beglücken und dann die nächste Zeit in Bologna, Pesaro und anderen Städten des Kirchenstaates zu verbringen. Leider war sie im folgenden Jahre des alten Sprüchleins: „Warst du wo wohl aufgenommen, mußt nicht zum zweitenmal kommen!" uneingedenk und richtete ihren Wanderstab abermalen Frankreich zu, obzwar der Kardinal Mazarin nur eine fragwürdige Einladung an sie hatte ergehen lassen und König und Hof von diesem wiederholten Besuche nichts weniger als erbaut gewesen sind. Mit Dingen wie Zartgefühl und Schicklichkeitssinn gibt sich jedoch eine Emancipirte bekanntlich nicht ab und so erschien die fahrende Exkönigin im Oktober von 1657 wiederum im Schlosse von Fontainebleau, allwo zu bleiben ihr von Paris her sehr verständlich bedeutet wurde.

Sie scheint sich in dem weiten Schlosse sehr unbehaglich gefühlt zu haben, um so unbehaglicher, als sich gerade dazumal innerhalb ihres Hofstaats, welcher eine sehr gemischte Gesellschaft darstellte, allerhand Ränke und Händel abspielten, zumeist von der gemeinsten Sorte. Es hatte ja so kommen müssen. Je mehr Christina selber zur Abenteurerin geworden, desto größere Anziehungskraft mußte ihr „Hof" für abenteuerliche Existenzen gewinnen. Da waren unter anderen die beiden italischen Nobili, der Marchese Monaldeschi, welcher der Exkönigin als Stallmeister, und der Conte Sentinelli, der ihr als Gardehauptmann diente und einen Bruder

hatte, welcher, wenn man der Dame Motteville glauben dürfte, zur Zeit der begünstigte Liebhaber Christina's gewesen wäre, während Monaldeschi das früher gewesen sein soll. Diese ganze unsaubere Geschichte ist nie recht klargestellt worden, aber doch so weit, daß die beiden „Nobili", Sentinelli und Monaldeschi, einander haßten bis aufs Blut, daß sie gegeneinander kabalirten, daß sie sich gegenseitig bei ihrer Gebieterin als Verräther anschuldigten und daß es schließlich der Gardehauptmann und sein Bruder über den Stallmeister davontrugen. Sie wußten die Exkönigin zu überzeugen, daß Monaldeschi an ihr zum Verräther geworden. Wieso und wasmaßen, das erfahren wir nicht oder wenigstens nur ganz obenhin.

Gewiß dagegen ist, daß Christina in ihrer Wuth rücksichtslos dreinfuhr und ein Stück „Kabinettsjustiz" lieferte, welches, auch falls sie noch eine wirkliche Königin gewesen wäre, nur für einen Mord gelten konnte. Eines Novembertages, etwa vierzehn Tage nach ihrem Eintreffen im Schlosse von Fontainebleau, befahl sie ihrem Gardehauptmann Sentinelli, den „verrätherischen" Stallmeister Monaldeschi zu „exekutiren". Sentinelli hatte nicht das geringste Bedenken, diesem Befehle nachzukommen, und unter seiner Leitung wurde die „Exekution" durch zwei seiner Leute in der Hirschgalerie des Schlosses vollzogen — im Beisein des Priors de Bel vom Trinitarierkloster in Fontainebleau. Die rachsüchtige Emancipirte hatte den Mönch als Zeugen der „Hinrichtung" kommen lassen und wir besitzen von ihm einen weitschweifigen Bericht über den ruchlosen und kläglichen Auftritt.

Am französischen Hofe, wo man es doch sonst bekanntlich mit dem Unterschied von Recht und Unrecht gar

nicht genau nahm, erregte Christina's sultanisches Vorgehen große Entrüstung. Den schon im Wachsen begriffenen Hochmuth des jungen Königs mochte dabei am meisten verdrießen, daß auf seinem Grund und Boden jemand etwas vollbracht hatte, was nur ihm als dem souveränen Herrn über Leben und Tod zustände. Die Behauptung der Exkönigin, sie hätte den Monaldeschi „exekutiren" lassen kraft der obersten Gerichtsbarkeit über „ihre Leute", die sie sich ja im Juni von 1654 vorbehalten, wurde von den Höflingen ganz unstatthaft befunden. Indessen fand sie nicht allein heftige Ankläger, sondern auch beflissene Vertheidiger. Der in der Hirschgalerie von Fontainebleau vollzogene Mord brachte das ganze Reich der Schulfuchserei in Aufregung und die Herren Mikrologen von damals verwandten ungeheuer viel Dinte und Druckerschwärze auf diesen „curieusen Casus". Bemerkenswerth ist aber, daß ein Mann wie Leibnitz sich auf die Seite Christina's stellte. Der juristische Formalismus, auch den eines Leibnitz nicht ausgenommen, hat es ja von jeher geliebt und verstanden, die einfachsten Begriffe so zu verwickeln, daß kein Verstand der Verständigen mehr zu unterscheiden vermöchte, was unten oder oben, hinten oder vorn, gerade oder krumm, recht oder schlecht.

Gelehrte Tiftelei vermochte aber den Stoß, welchen Christina's Ruf und Ansehen durch die Ermordung Monaldeschi's erlitt, doch nicht zu pariren. Es ging mit ihr von jetzt an sichtlich bergab. Ein Versuch, dem großen Cromwell eine Einladung nach England abzuschmeicheln, mißlang. Der Protektor wollte mit der emancipirten Dame nichts zu schaffen haben und schickte den Agenten derselben, einen gewissen Maldeschi oder

Madalschi mit langer Nase heim. Dieser Agent gehörte zu der Bande von „Welschen", allwomit die Exkönigin sich umgeben hatte, eine Gefolg- oder Gesindelschaft, welche große Aehnlichkeit mit jener aufwies, womit anderthalb Jahrhunderte später eine andere Emancipirte, Karoline von England, Gemahlin Georgs des Vierten, ihre abenteuerlichen Wanderjahre verbrachte und so schreiendes Aergerniß erregte, daß ihr Lebenswandel noch skandalhafter erschienen wäre als der ihres Herrn Gemahls, so das nämlich möglich.

Die Tochter Gustav Adolfs war jetzt schon so herunter, daß sie sich nicht schämte, ihre Zulassung zum französischen Hofe zu erbitten, zu erbetteln. Als sie die widerwillig gegebene Erlaubniß endlich erhalten hatte, kam sie am 24. Februar von 1658 von Fontainebleau nach Paris, wo man ihr im Louvre Obdach und Gemach gab. Ihre Aufnahme war aber in jeder Beziehung so, daß alles und jedes den Wunsch verrieth, sie sobald wie möglich wieder loszuwerden. Sie hatte gehofft, durch Mazarins Einfluß zu erwirken, daß man sie einlüde, ihren ständigen Aufenthalt in Frankreich zu nehmen. Allein der König und die Königin wollten davon nichts wissen und Christina mußte, ob sie wollte oder nicht, schließlich doch spüren, wie überlästig sie im Louvre sei. In der Fastenzeit verließ sie demnach Frankreich zum zweitenmal und reiste über Toulon und Livorno nach Rom zurück.

Sie weiter auf ihren Irrfahrten zu begleiten, müßte langweilend wirken. Sie selbst begann ja den Leuten nachgerade langweilig zu werden. Zwar unterließ sie nichts, um sich „en vogue" zu erhalten. Versuchte sie doch sogar noch verschiedene Haupt- und

Staatsaktionen und sich als Hauptperson derselben in Scene zu setzen. So, wenn sie zweimal, 1660 und 1667, in das ihr so „verhaßte“ Schweden reis'te, um, nachdem Karl Gustav gestorben, die Krone wieder anzusprechen und, nachdem der schwedische Reichsapfel als zu sauer sich erwiesen, ihre frühere Verzichtleistung noch einmal zu wiederholen. So auch, wenn sie 1668 um die erledigte polnische Königskrone sich bewarb und dabei ihre Agenten anwies, sie für jünger auszugeben als sie war, um den Polen vorzuschwindeln; sie könnte, allenfalls mit diesem oder jenem Magnaten verheiratet, noch Kinder bekommen. Aber ihre Gaukeleien zogen nicht mehr. Sie hatte ausgespielt. Ihre Zeit war um. Zwar lebten dazumal die Menschen nicht so dampfgeschwind und vergaßen nicht so telegraphenschnell wie heutzutage. Allein die „gothische“ Emancipirte, deren Erscheinung und Gebaren mit den Jahren keineswegs an Anmuth und Liebenswürdigkeit zugenommen hatte, war bei ihren Zeitgenossen doch ziemlich rasch „in Verstoß“ gekommen, um ein kennzeichnendes deutschösterreichisches Wort zu gebrauchen. In ihren alten Tagen war Christina nur noch so ein Inventarstück der „ewigen“ Stadt, wo sie am 19. April von 1689 gestorben ist. Man hatte die noch Lebende schon zu den Todten geworfen als gänzlich überflüssig und unnütz — „denn nur vom Nutzen wird die Welt regiert“.

Die

betrübsame, jedoch sinnreiche und lehrhafte

Geschichte

von dem

Bildungsfex Uriel Gumperle

und von der

Wagnerfurie Fortissima Pianosa.

December 1885.

I.

Es war einmal ein Musterknabe und der hieß Uriel Gumperle.

In und mit diesem Namen war schon und schön angezeigt, daß er ein gelungenes, „viribus unitis“ zuwegegebrachtes Produkt von Indogermanenthum und Semitenthum darstellte. „Uriel“ signalisirte das erhabenpsalmodisch hebräische, „Gumperle“ das bierdustig-gemüthlich-deutsche Element in seiner liebwerthen Persönlichkeit.

Er war von sehr guter Herkunft. Der Stammbaum seiner Mutter Jael Igel hatte fraglos dermaleinst unter den Rosenbüschen von Saron oder unter den Oleanderstauden der Ebene Esdrelom gestanden. Ja, ein berühmter Mikroskoptiker in der Specialität der Stammbäumeblattläuse hatte wissenschaftlich wahrscheinlich gemacht, daß Jael Igel, die jüngere der beiden Töchter von Jehoschua Igel aus Lowz, in mehr oder minder direkter Linie von jener Jael, der Frau Hebers, abstammte, welche dem schlafenden Sissera so rücksichtslos einen eisernen Nagel durch die Schläfen schlug. Jael Gumperle-Igel hatte übrigens mit dieser ihrer mörde-

rischen Ahnfrau nichts gemein als höchstens den Nasenschwung und war eine kreuzbrave Ehe- und Hauswirthin.

Was Uriels Vater Cyriak Gumperle angeht, so hätte selbiger, so es ihm darum zu thun gewesen wäre, Ahnen zu „proben" vermocht, die ihn nahezu hof- und stiftsfähig gemacht haben würden. Sein Ahnherr Hunibald Gumperle war zur Zeit der bekannten Bernsteinhexe als ritterlicher Pferdedieb gehenkt worden. Das stand urkundlich fest. Sodann ging in der Familie die Sage, Cyriaks Urgroßvater Barnabas Gumperle wäre von dem König Friedrich Wilhelm dem Ersten zum Ritter geschlagen worden, und diese Sage hatte einen viel geschichtlicheren Kern als z. B. die Tellssage. Barnabas Gumperle war wirklich geschlagen worden und zwar zweifelsohne von der genannten preußischen Majestät. Als er nämlich eines Tages in den Straßen von Berlin herumbummelte und Maulaffen feilhatte, wurde er unversehends von dem Könige betroffen, welcher bekanntlich das Bummeln und Maulaffenfeilhaben nicht leiden konnte und mit dem von einem Stockstreichehagel begleiteten Donnerwort: „Geh' heim, Kerl, und thu' was!" Barnabam von der Bildfläche verschwinden machte.

Die Erinnerung an diese allerhöchste Gunstbezeigung hatte im Hause Gumperle königstreue Unterthänigkeit zu einem, so zu sagen, eingehauenen Erbstücke gemacht. Seit Menschengedenken hatten sämmtliche Gumperles schwarzweiße Herzen in der Brust getragen „mit Gott für König und Vaterland". Es muß daher als ein räthselhaftes Naturspiel, ja geradezu als eine Naturwidrigkeit bezeichnet werden, daß der letzte Sproß einer so loyalen Familie nicht nur zeitweilig vom liberalen Schnupfen befallen, sondern mitunter sogar vom fort-

schrittlichen Veitstanz drehend gemacht wurde. Das waren jedoch nicht chronische, sondern eben nur, wie angedeutet, periodische Leiden. Der ungeheure Bildungstrieb, welcher in unserem Uriel rumorte, ließ ihn nie fertigwerden, nie zu einem Abschluß seiner Anschauungen gelangen. Er hat daher auch all sein Lebtag zwischen Philisterei und Weltbürgerei geschwankt wie, ich will nicht sagen, wie Buridans Esel zwischen den zwei Heubündeln, aber doch so ungefähr wie vordem der richtige Nationalliberale zwischen Bismarck und Lasker.

Vorderhand war er, wie gesagt, ein Musterknabe, welcher im Sommer nie in tiefes Wasser und im Winter nie auf's Eis ging, niemals ein Loch weder im Rock noch im Kopf heimbrachte, dagegen aus der Schule die allerbesten Noten im Wissen und im Wandel. Als Primaner war er Primus in der Klasse und er hätte zweifelsohne das maturste aller Maturitätsexamina gemacht, so nicht etwas dazwischengekommen wäre. Dieses ziemlich gewöhnliche etwas war, daß der zum Musterjüngling aufgeschossene Uriel von jener heftigen Kinderkrankheit heimgesucht wurde, welche in Kompendien der Pathologie als „Erste Liebe" rubricirt ist. Der Gegenstand derselben war Bellini's Norma, d. h. die kolossale Schönheit und Sängerin Adalberga Zwetschge, von welcher der selige Dietrich Christian Grabbe vorahnend gesagt hatte, ihre Stimme sei so schneidig, daß man sich damit rasiren könnte. Das konnte nun freilich Uriel nicht, weil er noch keinen Bart hatte. Auch erschien ihm ja Adalberga's Stimme lind und weich wie geschlagene Sahne.

Ade nun griechische Syntax und Logarithmen, ade Horaz und Tacitus, Sophokles und Demosthenes! Unser Musterjüngling liebte, liebte so, alswie, das fühlte er

bebend vom Scheitel bis zu den Hühneraugen, noch kein Primaner geliebt hatte, seit es Primaner gibt. Daß ihm neben und außer „seiner" Norma alles „ekelig", schaal und unersprießlich" vorkommen mußte, war selbstverständlich. Wie, ein von so einer aus Himmelsglut und Höllenfeuer gemischten Flamme bis zum Explodiren geheizter Jüngling sollte mit solchem Tand wie lateinische Aufsätze und griechische Präparationen sich befassen? Unmöglich! Uriels Schulkameraden nannten ihn einen Narren und hatten Grund dazu —

„But who, alas! can love and then be wise?"

So hätte der Gehänselte den Spöttern mit Byron antworten können. Aber er verschmähte es, diesen oder irgendeinen anderen Dichter zu citiren. Ihm hatte ja die „große Meisterin die Noth", diesmal in Gestalt von Liebesnoth, „mit ihrem heil'gen Wetterschlage" plötzlich zum Bewußtsein gebracht, daß er selber ein Dichter sei. Natürlich „Von Gottes Gnaden", mindestens. Hatte er sich von Stund' an, wo er „seine" Adalberga zum erstenmal als jungfräuliche, obzwar kinderbehaftete, Priesterin walten gesehen, ganz Werther gefühlt, so fühlte er sich jetzt zugleich ganz Göthe. Der Werther-Göthe oder Göthe-Werther gab sich also mit Vehemenz an's Dichten. In allen möglichen und unmöglichen Rhythmen und Reimen sang er „seine" Norma an. Ganz im Stillen und von ferne, versteht sich. Schließlich aber mußte er sein „himmelhochjauchzendes" und „zum Tode betrübtes" Herz der Angebeteten doch offenbaren. Es ging nicht anders, es mußte sein, er müßte sterben, wenn er es nicht thäte.

Und er that es. In der kunstvollen Form des Sonetts sollte es geschehen, denn er wollte „seiner"

Norma nebenbei auch zu verstehen geben, daß er denn doch etwas ganz anderes als ein Primaner wäre, nämlich ein bereits flügger, ja gereifter Künstler in Worten. „Stilgemäß" sollte das Schlußterzett des Sonetts mit dem Klimax der Klimaxe, d. h. mit dem Namen der Hochgeliebten abschließen. Aber „Zwetschge" — oh, alle ihr Musen, wo floß ein kastalischer Quell, aus welchem ein Reim auf Zwetschge zu schöpfen war? Unser Held zermarterte sein Gehirn und alle aufzutreibenden Reimlexika, umsonst, und schon wollte er verzweifeln, als ein Genieblitz sichtbarlich vor ihm niederfuhr. Hieß denn nicht sein liebster Mitprimaner, sein Herzensfreund, hieß er nicht Petschke? Ja wohl, so hieß er. Der unerfindliche Reim war gefunden, denn der Unterschied von g und k war doch wohl nicht von Belang. Das Meistersonett wurde geschaffen, mit den gehaltvollen und formschönen Dreizeilern:

So fest hast du mein Herze angebandelt,
Daß eher, schwör' ich, alle Stricke reißen,
Als daß dies Band der Zeitzahn wird zerbeißen.

So ganz hast du mein Fühlen umgewandelt,
Daß gern ich gäbe hunderttausend Petschke
Für dich, die einz'ge Adalberga Zwetschge!

beschlossen, unterzeichnet und mitsammt einem riesigen, aus den kostbarsten Treibhausblumen gebundenen Strauß an die Angebetete gesandt.

Die Primadonna war eine denkende Künstlerin und kannte sich aus in der Welt. Die Kostbarkeit des Straußes erweckte in ihr den nicht unangenehmen Gedanken, es könnte unter den Blumen eine Schlange, nämlich eine Brillantringschlange, oder sonst eine werthvoll gefaßte Huldigung verborgen sein. Als aber statt

dessen nur das mit „Ewig dein Uriel Gumperle“ unterschriebene Sonett zum Vorschein kam, fand sie es nach Ueberwindung eines kurzen Verdrusses schnurrig, daß ein ihr völlig unbekannter Gumperle sie so „schlankweg“ zu duzen sich erdreistete. Sie wußte zu ermitteln, daß Uriel der Sohn des reichen Großhändlers Cyriak Gumperle sei, der als eine Platzgröße in Mehl und Teigwaaren dastand. Sie ließ sich den Primaner beschreiben, und sintemal sie in ihren Mußestunden ein Stück Humoristin war, setzte sie sich hin und beantwortete Uriels Sonett mit einem Gegensonett. Darin war in den Vierzeilern auf Gumperle mit unerhörter Kühnheit gereimt Stumperle, Lumperle und Pumperle, während das Schlußterzett also ausklang:

Du guter Junge mit den krummen Haxen,
Bevor du dich erkühnst zu Liebesfaxen,
Laß' erst, ich bitt' schön, etwas Bart dir wachsen!

Nach Lesung dieser unzärtlichen, ja unzarten und sogar anzüglichen Antwort blickte Uriel zuvörderst unwillkürlich auf sein Bein- und Fußwerk nieder, wie selbiges von den Knieen abwärts in die sinnliche Erscheinung trat. „Ach was,“ sagte er zornig, „nicht die gerade, sondern die krumme Linie ist bekanntlich die Schönheitslinie.“ Dann kam ihm der Gedanke: „Sollte die allgütige Mutter Natur mich zu einem großen Reitergeneral bestimmt haben, zu einem Pappenheim, Zieten oder Blücher?“ Die heldische Anwandlung verflog aber wieder, als er das schnöde Klinggedicht der „Treulosen“ zum zweitenmal las. Er seufzte abgrundtief auf, ging hin und kaufte sich einen Revolver. Maßen er jedoch nicht schlüssig werden konnte, ob es tragischer, die Selbstmord-

waffe mit Blei oder aber mit Wasser zu laden, ließ er sie überhaupt ungeladen und beschloß, sein rothes Herzblut in Gestalt von blauer Dinte zu verspritzen. Mit solcher schrieb er auf feinstes Velin „Uriels Klagen um Norma", 101 Elegie. Diese herzblutige „Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben" las er seiner guten Mutter und seiner nicht weniger guten Tante Schemme Igel vor, einer so zu sagen leicht angeschimmelten Jungfrau, welche Zeit gehabt hatte, etwas, viel sogar „vor ihre Bildung" zu thun, wie sie sagte, und darum, wie nicht weniger auch als „Erbtante", das unfehlbare Familienorakel war. Die beiden Damen weinten, tiefgerührt durch diese Vorlesung, verschiedene Taschentücher naß und Fräulein Schemme Igel entschied, daß Uriel ein Dichter sei. „Wie er im Buche steht," sagte sie.

Vom Maturitätsexamen und von dergleichen Prosa mehr war fürder keine Rede. „Urielchen muß haben volle Freiheit, zu entwickeln seinen Genius," entschied Tante Schemme. Herr Cyriak Gumperle, der zwar in seinem Kontor und an der Börse, nicht aber in seinem Hause eine Platzgröße war, meinte schüchtern, wenn der Junge nicht regelrecht studiren wollte, so sollte er kaufmännisch sich ausbilden, um dermaleinst das Geschäft übernehmen zu können. Allein davon wollte der junge Herr, der nachgerade als großstädtischer „Flaneur" und „Viveur" sich aufzuspielen anfing, nichts hören und Tante Schemme entschied: „Aß er hat gelernt Dichter, wozu sollt' er lernen Trachter?" Uriel ging demzufolge an fremde Hochschulen, wo man nicht nach der Maturität fragte, und arbeitete an der Entwickelung seines Genius, was das Zeug hielt. Er wurde Alt- und Jung-Hegelist, Idealist, Materialist, Pietist, Darwinist, Atheist, Spiritist,

Nihilist, nicht etwa nacheinander, sondern vielmehr neben-einander, miteinander, unter- und durcheinander wie Koriander und Mäusedreck. Er stand auf der Höhe „zeitgemäßester Entwickelung", denn er war der reine Bildungskautschuk. Heute so, morgen anders. Am Montag taumelte er durch alle sieben Himmel des Idea-lismus, am Dienstag war er ein Realist aus dem ff. Was er am Mittwoch anbetete, verbrannte er am Don-nerstag. Seinem Fetisch vom Freitag spuckte er am Sonnabend ins Gesicht. Er war ein Schwärmer für alles, was neu. Jede neu aufgeblasene Schwindelblase entzückte und begeisterte ihn. Sein Glaube vermochte Berge zu versetzen, ganze Berge von Unsinn. Er glaubte sogar an die vom Hofrath Samstag gemachte Entdeckung, daß Judas Mathäus ein großer Mann gewesen sei. Dann wieder, vom heftigsten skeptischen Raptus ergriffen, bezweifelte er alles und jedes, den Vorschritt und den Rückschritt, konservative Hauche und liberale Säuselungen, die Aufrichtigkeit Windtmachers, die Großmächtigkeit des Deutschen Reiches, die Ersprießlichkeit der deutsch-östrei-chischen und der deutsch-russischen Allianz, die Seide-spinnerei unserer alexandrinischen Bücherwürmer, die kolossalen Verdienste der Göthephilologen um Orthographie und Vaterland, item noch viele andere dergleichen un-bezweifelbare und sakrosankte Dinge. Sogar an seinem eigenen Genie wurde er mitunter irre und das unter-schied ihn wunderlich von unzähligen seiner zeitgenössi-schen Mitgenies, welche, so sie mal einen auf Versesüßen hüpfenden Floh gefangen, des unheilbaren Größenwahns leben, sie hätten einen Löwen oder Elephanten erlegt.

Er aber brachte als Ausbeute seiner Lehr- und Wanderjahre wirklich so eine Art von Geschöpf mit heim.

Nämlich ein erschrecklich dickes Manuskript, enthaltend eine riesige, Lyrik und Didaktik, Epik und Dramatik „stilgerecht" verfilzende Dichtung in 55 Gesängen oder Akten, betitelt „Die Welttragödie der Zuchtwahl". Das war ein wahres Monstrum von Originalität, über-, ober- und unterirdisch, eine Transfiguration des Darwinismus, Vernichtung der Vergangenheit, Zusammenfassung der Gegenwart und Vorwegnahme der Zukunft, erstaunend, erschütternd, erdrückend, zermalmend. Wer diese ganze Welttragödie lesend oder hörend mitdurchgemacht hatte, der war fertig, mit dem war es aus und vorbei, und falls er nicht sogleich daran starb, so wußte er seitdem doch ganz genau, wie Sterbenden zu Muthe sei.

Etliche Tage nach seiner Heimkehr brachte Uriel in feierlicher Familiensitzung sein großes Werk zur Vorlesung. Der „Prolog" hob an mit der Strophe:

Stürzend in des Chaos Katarakte,
Wo die Urmolluske gähnt und stöhnt,
Fest beim Schopfe ich dieselbe packte,
Wie bis dato sie's nicht war gewöhnt.
Und in der Begeist'rung Kataklysmen,
Riß ich sie auf's Mammuthflügelroß,
Das in ungeheuren Paroxismen
Mit uns hin durch's Universum schoß.

So ging es erhaben weiter und der Prolog war noch nicht ganz zu Ende, da trat schon der gute Herr Cyriak Gumperle als Schnarchchor zur Welttragödie in Handlung. Der Dichter las tapfer zu, bis ihm am Schlusse der 10 Gesänge oder Akte der Exposition die Stimme versagte. Mama Jael weinte in sanfter Rührung. Tante Schemme fiel, nach heroischer Ueberwindung eines Kinnbackenkrampfes, ihrem Neffen um den

Hals und vermochte im Ueberschwang des Entzückens nur zu sagen: „Oh, du geborener Poet!“

Natürlich mußte Uriels wundervolle Schöpfung so rasch wie möglich gedruckt werden und zwar prächtig, was für Papa Cyriak eine Gelegenheit bot, zu erfahren, welche Preistarife Papierfabrikanten, Buchdrucker, Buchbinder und Verleger hätten. „Die Welttragödie der Zuchtwahl“ erschien und hatte, wie billig, einen „sensationellen“ Erfolg. Die Kritik beeilte und beeiferte sich, dem „Meisterstück von modernem Mysterienspiel“ und seinem Urheber ihre Huldigungen darzubringen. War doch der weiland Schulkamerad Uriels, Herr Dr. Nathan Petschke, sich schreibend Heribert vom Klingstein, unter die Literaten gegangen und wußte, „wie man das machte“. Eine der vielen „vornehmen“ Zeitschriften, womit das deutsche Reich staatmacht, begann ihre „Kritik der Welttragödie“ mit dem Satze: „In unserer auf der Spitze der Civilisation sich wiegenden Zeit wimmeln und wuseln, wie bekannt, die großen Dichter nur so herum; jetzt aber ist uns ein größter geboren: Uriel Gumperle.“

Mama Jael lief täglich zehnmal in die Prachtstube des Hauses, allwo das kostbar gebundene Exemplar der Welttragödie zu sehen war, welches ihr der Sohn als Geburtstagsgeschenk dargeboten. Da blickte sie aus ehrfurchtsvoller Ferne, so zu sagen, aber mit der zärtlichen Bewunderung des Mutterstolzes auf das Buch hin. Zu ihrer Schwester sagte sie in einer vertraulichen Stunde: „Wenn ich es nur auch thäte verstehen.“ „Ja, eigentlich versteh' ich es auch nicht,“ wollte Fräulein Schemme erwidern, verschluckte aber das Ende des angehobenen Satzes und zog vor, zu sagen: „Aß es gibt Literaturprofessoren, welche schreiben Kommentare über den Dante,

den Shakespeare und den Göthe, so wird sich wohl machen einer dieser Herren eine Ehre daraus, zu kommentiren den Gumperle."

Diese Weissagung wird ja wohl in Erfüllung gehen. Leider ist nun aber zu melden, daß Uriel es als Dichter bei seinem der übereinstimmenden Aussage unserer „vornehmen" Zeitschriften zufolge „klassischen" Erstling bewenden ließ. Warum? Das ist ein psychologisches Räthsel, welches wir nicht zu lösen wissen. Alles, was wir wissen, ist, daß er, wenn Herr Heribert vom Klingstein und andere Freunde ihn zu neuem „Schaffen" aufforderten, mit edler Resignation und verhaltener Wehmuth zu sagen pflegte: „Einer Muse, die einen Löwen geboren hat, darf man weitere Geburten nicht zumuthen."

2.

Wir finden unsern Welttragiker als armen Waisenknaben von etlichen dreißig Jahren wieder.

Das „arm" ist aber nur redensartlich zu nehmen. Uriels verewigten Eltern hatten ihm ja ein schönes Vermögen hinterlassen und außerdem hatte er auch noch die Erbtante Schemme im Vorrath. So konnte er sich denn, gänzlich unberührt vom Kampf um's Dasein, sorglos und mit ganzer Seele an der Kulturarbeit des Jahrhunderts betheiligen und seine eigene Bildung zu einer vollkommenen ausgestalten. Das hat er denn auch redlich gethan, sowohl nach der wissenschaftlichen als auch und insbesondere nach der gemüthlichen Seite hin. Jeder Philanthropieschwindel konnte auf ihn zählen und im

Humanitätsdusel kam ihm keiner zuvor. Fügte es der Zufall, daß etwann in seiner Gegenwart die Rede darauf kam, es ließe sich für die Beibehaltung der Todesstrafe immerhin dies und das sagen, so gerieth er in Wuth, obzwar nur in eine stille. Denn er war ein friedsamer Mensch, der Herr Uriel Gumperle, und wenn er beim Auftauchen einer jeden neuen „zeitgemäßen" Idee, bei jedem neuen Triumph der Civilisation ganz Feuer und Flamme wurde, so kam es ihm doch nie in den Sinn, jemand anbrennen oder gar verbrennen zu wollen. Seine große, mitunter bis zur Angst gesteigerte Sorge war nur, mit seinen kurzen und nichts weniger als geraden Beinen dem dampfgeschwinden, ja blitzschriftschnellen „Fortschritt" unserer Zeit nicht nachkommen zu können.

So hätte er denn sein harmloses und in sich vergnügtes Dasein harmlos und in sich vergnügt weitergeführt und beschlossen, so nicht in dasselbe eine erschütternde Erscheinung getreten wäre.

Diese Erscheinung war Fräulein Fortissima Pianosa, mit deren Auftreten unsere wahrhaftige Historia einen höheren Schwung nimmt, ja vermuthlich dann und wann sogar an's Lyrische streifen wird.

Im Hause der Tante Schemme hatte unser Bildungsfex — so despektirlich nannten ihn nämlich, wie ich als gewissenhafter Berichterstatter leider mittheilen muß, seine guten Freunde, Heribert vom Klingstein und Konsorten, wenn sie nach Vertrinkung seiner feinen Weine und nach Verrauchung seiner Echt-Importirten aus seiner Wohnung auf die Straße traten — also bei Tante Schemme hatte Herr Gumperle mehrmals eine Dame getroffen, welche nicht mehr in der ersten, wohl auch nicht mehr recht in der zweiten, aber doch noch nicht

ganz in der dritten Jugend stand. Eine robuste, aber nicht eckige Figur, Haut-Relief durchweg, schwarze, energische Augen, dicke und über der Nasenwurzel zusammengewachsene Brauen, außerordentlich kräftige Hände, Füße, auf welchen als auf breitester demokratischer Basis auch eine noch größere Last mit aller Sicherheit hätte stehen können. Im übrigen eine deutsche Jungfrau, „stilgerecht" nach Tacitus. Herr Dr. Nathan Petschke, will sagen Herr Heribert vom Klingstein, welcher ihr ebenfalls beim Fräulein Schemme Igel begegnet war, meinte in seiner leichtfertigen Sprechweise, der Reflex von Fräulein Fortissima Pianosa's unnahbarer Jungfräulichkeit habe sich in Gestalt eines malerischen Bärtchenschattens auf ihrer Oberlippe niedergeschlagen.

Diese liebenswürdige Dame, deren Holdseligkeit es keinen Abbruch that, daß sie im Besitze eines hübschen Vermögens war, hatte die Eigenheit, wo sie saß, stand oder ging, immer mit vor sich hingestreckten Armen und weitgespreizten, juckenden, zuckenden Fingern zu gehen, zu stehen und zu sitzen. Dazu kam die zweite Eigenheit, daß sie sitzend, stehend oder gehend in kurzen Zwischenpausen die Füßespitzen hob, um dieselben bald sanft, bald kraftvoll wieder zu senken. Man kam unwillkürlich auf den Gedanken, es sähe ganz so aus, als suchte Fräulein Pianosa allfort mit den Fingern die Tasten und mit den Füßen das Pedal.

Und so war es in der That. Ein vollendet gelungenes Produkt der musikalischen Hochkultur des Jahrhunderts, war Fräulein Fortissima Pianosa ganz Pianoforte, ganz Sonate. Sie lebte in Noten, schwebte in Partituren, webte in Dur und Moll und strebte unermüdlich die Tonleiter auf und ab. Sie fühlte und

dachte nur in Tönen — soweit sie nämlich überhaupt dachte — und es bereitete ihr häufig Kummer, daß ihr gesunder Appetit sie verhinderte, ebenfalls nur in Tönen zu essen und zu trinken. Daß die Menschen für irgendetwas zwischen Himmel und Erde, was nicht Musik war, Sinn, Geschmack und Theilnahme haben könnten, das ging über ihr Vorstellungsvermögen. Der Anblick eines Klaviers wirkte auf sie wie der Magnet auf das Eisen, um nicht ungalanterweise mit Herrn Heribert vom Klingstein zu sagen, wie das rothe Tuch auf den Kampfstier. Ganz zog sie es, ganz sank sie hin und entwickelte nach gewaltigem Anschlag zehn Finger, welche es durch unausgesetzte Uebung bis zur Länge der Finger des Abbé Liszt gebracht hatten, also zu monumentaler Länge. Wachend klavierte sie, schlafend träumte sie, daß sie klavierte. Auf der Netzhaut ihrer Augen spiegelte sich das Weltall in Gestalt eines riesigen stuttgarter, wiener oder pariser Flügels und sie war nebenbei auch eine gläubige Christin, um der tröstlichen Verheißung willen, daß im Himmel die Engelkoncerte nie ausgingen.

In das Stadium der Gefährlichkeit trat Fräulein Pianosa's Philharmonie, als die Wagnerwuth in deutschen Landen zu grassiren anhob. Sie wurde davon so heftig angefaßt, daß der hämische Dr. Petschke-Klingstein ihr den nom de musique „Wagnerfurie" schöpfte. Das hätte sie aber, so sie davon gewußt, keineswegs gekränkt, sondern im Gegentheil gefreut. Denn sie wüthete wahnwild Wagner und für Wagner und ich selber habe erfahren, wie wuchtend diese Wagnerung unter Umständen werden konnte. Eines Abends trat ich in das Gesellschaftszimmer von Fräulein Schemme Igel, allwo natürlich Fräulein Fortissima in den Saiten ge-

raset hatte und jetzt eine kurze Pause machte, maßen die Zukunftsmusik sogar für solche Hände und Finger mitunter Pausen nöthig macht. Ich richtete mein Kommen immer so ein, daß ich voraussetzen konnte, der Hauptakt von der Langweilerei des ewigen Gedudels und Gedudels, Geklippers und Geklappers wäre schon vorüber, und man wird mir, einem „Musikbarbaren", welcher des altfränkischen Glaubens lebt, die Melodie mache die Musik, diese Ketzerei schon verzeihen.

Also ich trete ein, und bevor ich Zeit gehabt, die Herrin des Hauses zu begrüßen, stürzt Fräulein Fortissima auf mich zu und schießt mir wie aus einem Pistol die Frage ins Gesicht: „Kennen Sie Wagner? Lieben Sie Wagner?" „Nein!" entgegnete ich entschieden. Aber der Blick, so mich daraufhin traf! Alle vergifteten Dolche Abällino's und anderer berühmten Banditen sind nichts dagegen. Ich wundere mich noch heute, daß ich mit dem Leben davongekommen.

Fast noch mehr jedoch hatte ich mich zu verwundern, als ich erfuhr, daß Fräulein Pianosa doch auch einmal aus dem ätherischen Reiche der Töne in „die gemeine Wirklichkeit der Dinge" herabgestiegen sei, d. h. sich verheiratet habe. Also hatte es für sie außer der Musik doch noch etwas zwischen Himmel und Erde gegeben? Nämlich einen Mann?

Wie hier das „Ewig-Weibliche" sich geoffenbart hatte und dieses „Unbeschreibliche" zur vollendeten Thatsache geworden, das ist eine ziemlich langstielige Geschichte.

Erbtante Schemme war ihrem Neffen Uriel häufig in den Ohren gelegen, daß er eine Frau nehmen möchte. Die Gute hätte gar zu gern noch einen Großneffen be-

tantet. Aber Herr Gumperle wollte nicht, erklärend, er hätte alle Hände voll mit der Vervollkommnung seiner Bildung zu thun. Die Tante sprach dann auch nicht mehr vom Heiraten. Eine Weile hernach kam sie mit einem andern Anliegen angerückt. „Denke dir, lieber Uriel, dem lieben Wesen, meiner guten genialen jungen Herzensfreundin, meiner süßen Fortissima ist die Wohnung gekündigt worden. Da fiel mir denn ein, daß es doch eigentlich eine finanzpolitische Ungeheuerlichkeit sei, wenn du, aß du bist ein so hartnäckiger Junggeselle, dein großes Haus allein bewohnst." — „Aber ich habe ja das Erdgeschoß an das Bankinstitut von Taschenkehrer und Kompagnie vermiethet, liebe Tante." — „Das Erdgeschoß, ja; aber das zweite Stockwerk mit seinen schönen Räumlichkeiten steht leer und wirft gar nichts ab, während du im ersten Stock doch wahrhaftig übergenug hast Platz mit deiner Junggesellenwirthschaft. Aß aber jetzt ist Volkswirthschaft Trumpf und Vermehrung des Nationalreichthums, weißt du? so wirst du, rath' ich, zeitgemäß sein und dein zweites Stockwerk fruktificiren. Du thust damit einen Gefallen auch mir, einen persönlichen Gefallen." — „Wie so, liebe Tante, brauchst du etwa Geld?" — „Was werd' ich brauchen Geld, dein Geld! Weißt du doch, wie ich verstand und versteh', meins zu fruktificiren. Alles nur für dich." — „Ja, du bist gut mit mir, liebe Tante." — „Aß du weißt, ich bin gut mit dir, wirst du mir auch thun den Gefallen." — „Selbstverständlich. Sag' nur, wie und woso." — „Ja, siehst du, meiner lieben süßen jungen Herzensfreundin Pianosa gefällt die Gegend und Lage deines Hauses und da hab' ich ihr versprochen, daß du werdest ihr vermiethen dein zweites Stockwerk."

Wenn Tante Schemme versprochen hatte, mußte Neffe Uriel worthalten. Anderes war schlechthin undenkbar. Seufzend fügte sich Herr Gumperle. Und warum seufzend? Weil den guten Mann, welcher gerade in Spiritismus, Hypnotismus und derlei zeit- und stilgemäßen Ismen mehr tiefsinnige Forschungen anstellte, etwas Vierdimensionales anschauerte, dieses Vermiethungsabenteuer würde ihm übelbekommen. Tante Schemme brachte die Sache in Ordnung. Ihr lieber Neffe — „aß er hat gelernt Dichter, nicht Trachter", sagte sie — hatte in Geschäftesachen keine glückliche Hand, natürlich, und bevor er sich's versah, hatte er einen auf drei Jahre festgemachten Miethsvertrag mit dem „lieben süßen jungen" Fräulein Fortissima Pianosa unterschrieben.

Während das „liebe Wesen" seinen Einzug in das Haus Gumperle bewerkstelligte, konnte Herr Uriel, wann er die Treppe hinabging, zu verschiedenen malen wahrnehmen, daß Instrumente von allerhand Formen und Größen, Pianinos, Pianos und Flügel, treppan ins zweite Stockwerk geschafft wurden. „Herrgott — dachte er — sollte denn in jedes der sieben Zimmer so ein Ding zu stehen kommen?"

Nachdem der Einzug beendigt war, machte Fräulein Fortissima dem Hausherrn einen Anstandsbesuch und benahm sich dabei so „vornehm liebenswürdig", wie es ihre Mittel nur immer erlaubten. Freilich hätte es auffallen können, daß sie sich fortwährend unruhig im Zimmer umsah, die Arme vorstreckte, die Finger spreizte und die Fußspitzen hob und senkte. Auch sprachen ihre Augen deutlich genug: „Ich sehe etwas, was nicht da ist" — nämlich kein „Instrument". Aber Herr Gumperle achtete nicht darauf, weil ihn die hautrelief'sche

Erscheinung Pianosa's im allgemeinen und der rembrandt'sche Schlagschatten auf ihrer Oberlippe im besonderen ganz mit der absonderlichen Vorstellung erfüllte, die Dame müßte sich als Walküre auf seinem weiland „Mammuthflügelroß" höchst respektabel ausgenommen haben.

Am Abend dieses Tages kam Herr Uriel sehr mit sich und der Welt zufrieden nach Hause und legte sich mit dem Bewußtsein schlafen, an der Schaffung eines epochemachenden Werkes der Humanität des Jahrhunderts mitgewirkt zu haben. Es war nämlich von der philanthropischen Gesellschaft, deren eifrigstes Mitglied er war, die Gründung eines nach den denkbar humansten Grundsätzen einzurichtenden und zu bewirthschaftenden Instituts endgiltig beschlossen worden, welches „Stromer- und Strolchenheim" heißen und in der Vagabundenwelt „moralische Eroberungen" machen sollte.

Um Mitternacht weckte den glücklichen Schläfer ein gewaltiges Krachen, Brausen und Sausen, das von obenher kam. Er rieb sich die Augen. „Nein, wie es donnert! Und zu dieser Jahrszeit!"

Es donnerte aber nicht, es wagnerte. Der riesige Ring des Nibelungen wurde da droben auf der Klaviatur hin- und hergerollt.

Fräulein Fortissima Pianosa war von der Stimmung oder doch so ungefähr von der Stimmung angewandelt worden, welche den jungen Göthe befallen hatte, als er seinen „Ewigen Juden" zu dichten begann:

„Um Mitternacht wohl fang' ich an,
Spring' aus dem Bette 'raus wie toll;
Das Herz ist mir so übervoll,
Daß ich's nicht mehr verhalten kann."

Was aber beim jungen Göthe ein vorübergehender Anfall gewesen, das war bei der „lieben süßen jungen" Fortissima eine dauerhafte Gepflogenheit. Der Tag war eben nicht lang genug für ihre musikalischen Kraftentwickelungen. Das mußte nun Herr Gumperle schmerzlich erfahren. Es begann für selbigen eine Leidenszeit. „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!" Er wechselte siebenmal sein Schlafzimmer. Half nichts. Denn es stellte sich als fürchterlich wahr heraus: in jedem der sieben Zimmer des zweiten Stockwerks stand so ein Brumm- und Summ-, Brause- und Sausekasten. Herr Uriel brachte bei seiner Tante eine Klage an. Half nichts. Tante Schemme sagte nur: „Ja, Lieber, siehst du, meine süße junge Herzensfreundin muß halt gerecht werden ihrem Genius." — „Aber, liebe Tante, ihr Genius sollte doch wenigstens nachtschlafender Weile nicht so wüthen. Ich weiß jetzt und leider zu spät, daß ihr in allen ihren früheren Wohnungen gekündigt worden ist vonwegen dieses ewigen Veitstanzes auf den Klaviertasten." — „Veitstanz, was? Schäme dich, Uriel! Du willst sein ein Dichter und sprichst wie ein ordinärer Trachter, schäme dich und lass' mir meine liebe gute Fortissima in Ruhe." — „Ach Gott, wenn sie nur *mich* in Ruhe ließe," seufzte der Neffe und ging zu einem Rechtsanwalt. Half aber auch nichts. „Da steht Ihr Name unter dem Miethsvertrag, verehrter Herr Gumperle, und dieses Schriftstück ist so geschickt und pfiffig stilisirt, daß wohl ein Proceß zu riskiren, aber schwerlich zu gewinnen sein dürfte. Sie müssen sich eben in Geduld fassen. Die Klavierpest ist nun einmal eine der Völkerkrankheiten unserer Zeit und muß durchgelitten werden, allwie im Mittelalter der Schwarze Tod und

andere Pestilenzen durchgelitten werden mußten. Gegen Moden und Seuchen ist nicht aufzukommen. Man muß sie sich vertoben lassen."

So der Rechtsmann. Der Medicinmann seinerseits, dessen Rath einzuholen der nervös und halbkrank gewordene Herr Gumperle bald in den Fall kam, meinte: „Ich an Ihrer Stelle, lieber Herr, würde der Wüthrichin das Schlachtfeld überlassen und auf Reisen gehen."

„Das will und kann ich dermalen nicht."

„Warum denn nicht?"

„Weil ich vorgestern in den Vorstand von unserem „Stromer- und Strolchenheim" gewählt worden bin."

„Was ist das?"

„Eine humanitäre Gründung ersten Ranges. Wir hoffen, damit einer Reichskalamität, der Vagabundschaft, ein Ende zu machen und allem, was Menschenantlitz trägt, wieder zur Menschenwürde zu verhelfen."

„Ei, das ist ja prächtig!"

„Ja, lieber Herr Doktor, und alles nur mit moralischen Mitteln, mit Milde und Güte, mit Sanftmuth, mit brüderlichem Appell an die Brüderherzen."

„Der Stromer und Strolche?"

„Gewiß. Wir haben in der östlichen Vorstadt ein großes Haus mit Garten erworben und zweckdienlich eingerichtet zum „Stromer- und Strolchenheim". Wir halten Agenten, welche vor den Thoren die anreisenden Vagabunden antreten, anwerben, so zu sagen, und ihnen im „Heim" Herberge anbieten. Dort werden sie gebadet, gekleidet und beköstigt. Alles menschenwürdig, versteht sich. Wir behalten sie einen Monat lang, wir beschäftigen sie mit leichten Arbeiten, mehr nur Spielarbeiten, um sie sänftiglich und allmälig daran zu gewöhnen,

stillzusitzen und etwas zu thun; wir halten ihnen Vorträge über Menschenwürde und Bürgerpflichten, wir sorgen für passende Lesebücher und anständige Kurzweil. Im Sommer machen wir mit ihnen gemüthliche Landpartieen, um ihnen das Verständniß des Naturschönen zu erschließen und ihnen den Geschmack an harmlos idyllischen Freuden beizubringen."

„Und dann?"

„Dann entlassen wir schließlich die Gebesserten und mit der Gesellschaft Ausgesöhnten wieder in die Welt."

„Glück zu, lieber Herr Gumperle, und guten Morgen!"

An der Thür kehrte der Arzt wieder um.

„Ja" — sagte er — „da kommt mir ein guter Gedanke. Ihrer Noth, Herr Gumperle, ist leicht abzuhelfen. Heiraten Sie doch Fräulein Pianosa."

„Um Gotteswillen!"

„Nein, um Ihrer willen."

„Sie spassen."

„Durchaus nicht. Ich sage in vollem Ernste: Heiraten Sie das Fräulein! Dann bekommen Sie Ruhe. Sowie der Storch angeflogen kommt, wird sich sofort eine bedeutende Milderung des furor musicalis, woran Fräulein Fortissima krankt, herausstellen und die Wagneromanie der Dame schon beträchtlich abnehmen. Experto crede Ruperto! Ich rede aus eigener Erfahrung. Glauben Sie mir, die Windel schlägt den Wagner. Meine Frau war ja auch klaviersüchtig. Mit dem Erscheinen des ersten Kindes fing aber ihre Heilung schon sichtbarlich an, indem die Patientin nur noch unter Tags spielte. Als das zweite da war, schränkte sich die Klipper-Klapperei auf eine Stunde täglich ein.

Nachdem das dritte erschienen, wurde aus der ganzen Stunde eine Viertelstunde. Seitdem aber das vierte vorhanden, ist der Deckel des Brummkastens wie zugemauert. Heiraten Sie, mein lieber Herr Gumperle, heiraten Sie Ihre zweistöckige Mithausbewohnerin, welche, wie ich höre, gerade jetzt wieder wild in den Saiten wüthet."

Herr Uriel war nachdenklich geworden. Dann sagte er — und er mußte, um das von oben herabdröhnende Gewagner zu übertönen, laut schreien — „Es wäre eine That der Verzweiflung. Aber ein Ertrinkender greift nach einem Strohhalm."

„Na ja, der Strohhalm hat, rechne ich, im obschwebenden Fall den Umfang eines respektabeln Baumstammes. Da kann man sich schon daran halten."

„Und Sie glauben also —?"

„Nein, ich weiß: die Windel schlägt den Wagner. Das ist eine exaktwissenschaftliche Thatsache. Greifen Sie nach dem Baumstamm, greifen Sie frisch zu!"

„Ich will mir's überlegen."

Er zog sich zu diesem Zwecke in ein Hinterzimmer zurück, über dessen Decke das kleinste und folglich ungefährlichste der sieben „Instrumente" Fortissima's stand. Er war aber noch zu keinem Ergebniß seiner Ueberlegung gelangt, als Tante Schemme, trotz ihrer Jahre eine Dame von wieselartiger Beweglichkeit, angewieselt kam. Der Herr Hausarzt hatte bei ihr vorgesprochen und ihr mitgetheilt, was er dem verzweifelnden Neffen gerathen.

Kaum im Zimmer, eilte sie, ohne sich zum Ablegen von Pelzmantel und Muff Zeit zu gönnen, auf Herrn Gumperle zu, fiel ihm um den Hals und rief ihm mit in Rührungsekstase brechender Stimme zu:

„Gratulire dir, Herzensjunge, gratulire! Aß ich nun kann sagen: Oh, Herr, lass' fahren deine Dienerin im Frieden! freu' ich mich auf diese Hochzeit wie närrisch, wahrhaftig wie närrisch. Wann soll sie sein?"

„Aber, beste Tante, davon ist ja noch gar keine Rede, so weit sind wir noch lange nicht. Kenne ich doch die Gesinnung von Fräulein Pianosa nicht und ich selber muß mir doch die Sache erst überlegen."

„Ach was! Woso überlegen? Hast du denn gar nicht gemerkt, du schüchterner Jüngling, du, daß meine liebe gute Fortissima in ihrem süßen Herzen schon lange eine stille Neigung für dich hegt?"

„Von etwas Stillem hab' ich nichts gemerkt, sondern leider nur von den höllisch lauten Wagnernissen bei Tag und Nacht."

„Damit eben wollte sie dir verschämt zu verstehen geben, wie es um ihr gutes großes geniales Herz bestellt sei. Oh, du glücklicher Uriel!"

„Aber, Tante —"

„Was sollte da sein noch zu abern? Lass' mich nur machen! Alles in Richtigkeit. Oh, wie freu' ich mich auf den ersten Großneffen! Im Nothfall darf es auch eine Großnichte sein. Köstlich, köstlich!"

Damit eilte sie, den Muff als eine Siegesfahne über dem Hute schwingend, zur Thüre hinaus und fliegenden Schrittes die Treppe zum zweiten Stockwerk hinan.

3.

Also wurde Herr Uriel Gumperle verheiratet, er wußte nicht, wie.

Die Hochzeitsreise mußte selbstverständlich zum Festweihspiel oder Weihfestspiel nach Bayreuth gehen und Tante Schemme auch mitdabeisein, als Anstandsdame sowohl, wie auch als Schwärmerin „vor der Kunst".

Nachdem der achtzehnstündige Hochgenuß des ganzen Ringmusikdrama's durchgelitten war, bemerkte beim Nachhausegehen Frau Fortissima: „Wenn man sich unterstehen dürfte, dem „Meister" irgendwie dreinzureden, so würde ich die Verfinsterung des Zuschauerraumes beklagen. Man kann ja die Partitur nicht nachlesen."

Ermuthigt durch diesen Anklang von Tadel im Munde seiner theuren Ehehälfte, war Herr Gumperle unbedachtsam genug, zu sagen: „Eigentlich ist es doch fürchterlich langweilig gewesen."

Frau Fortissima zückte den Dolch der souveränsten Verachtung auf ihren Herrn Gemahl, d. h. sie warf ihm einen ihrer lebensgefährlichen Blicke zu, welche ich aus schaudernder Erfahrung nur allzu gut kannte.

Tante Schemme meinte: „Eigentlich wohl, lieber Uriel; aber uneigentlich ist es gewesen doch furchtbar schön!"

Im Gasthof angekommen, warf sich Frau Fortissima an das glücklicherweise vorhandene Instrument, wonach ihre Finger lechzten, und ritt bis tief in die Nacht hinein Walküre, ritt rumorend und rasaunend, bis Wirth, Kellner und Gäste in gemeinsamer Rebellion

halb gewaltsam sie aus dem Sattel, d. h. vom Klavierstuhl zogen.

Unsere Hochzeitreisenden verließen Bayreuth, diese geweihte Stätte, welche gewürdigt worden, endlich und zum erstenmal, des Meisters allerhöchsteigenmündiger Verkündigung zufolge, eine deutsche Kunst ins Leben treten zu sehen — sie verließen, sag' ich, Bayreuth nicht, ohne daß Frau Fortissima eine kostbare Reliquie oder Trophäe mitgenommen hätte. Es war ihr nämlich mit Hilfe der vielgewandten Tante gelungen, eine Schuppe des berühmten Lindwurms zu ergattern, welcher in dem ungeheuerlichen Ringding mitgespielt hatte. Diese Reliquie von nibelungischer Großartigkeit ließ sie in Gold und edles Gestein fassen, um sie fortan als Medaillon oder vielmehr als Brustschild zu tragen. Herr Dr. Heribert vom Klingstein bemerkte mehr oder minder witzig, Frau Fortissima Gumperle sei mit ihren schwarzen Rollaugen, mit ihrer bärtlichen Oberlippe und mit der schimmernden Tartsche vor der Brust eine leibhaftige Nibelungin, aber nicht so fast Brunhild, als vielmehr Grimmhild.

So verging ein Jahr und der guten Tante Schemme wollte ihre Großtantenschaft nachgerade fragwürdig vorkommen. Denn, siehe, der Storch kam nicht und Frau Grimmhild wagnerte wahnwild weiter.

Unter sothanen Umständen widmete sich Herr Gumperle immer philanthropischer und humanitätseifriger seinen Obliegenheiten als Vorständer vom „Stromer- und Strolchenheim". Mit zwei seit Monatsfrist verköstigten und verbesserten Insassen desselben, Barthel Pflartsch und Nikel Schnarz, machte er sich eines schönen Sonntagsmorgens im Hochsommer zu einer Landpartie auf, um den Genannten, bevor sie, „mit der Gesellschaft

ausgesöhnt", wieder in die Welt entlassen würden, schließlich noch „das Verständniß des Naturschönen" und „den Geschmack für idyllische Freuden" beizubringen. Ihr Weg führte sie durch reifende Kornfelder zunächst nach einem Dorfe, wo bei dem Herrn Uriel von der Schule her befreundeten Pastor die Predigt gehört werden sollte. So geschah es und Herr Gumperle hatte seine Freude daran, zu sehen, wie mächtig die Kernsprüche seines Freundes auf den Stromer Pflartsch und auf den Strolch Schnarz wirkten.

Nach also erfolgreich mitgemachtem Gottesdienst und flüchtiger Begrüßung des pastorlichen Freundes wurde weiter gewandert. Unser Menschenfreund benützte die sichtbarlich erweckte Stimmung seiner Pfleglinge, um ihnen die „auf die Fluren verstreute" Schönheit der allgütigen Mutter Natur auseinanderzusetzen und seinen Zuhörern klarzumachen, wie sehr zum Danke für alle diese Güte der Mensch verpflichtet sei, sich gut und redlich zu halten und zu führen. Seine Rede trof von Weisheit und Humanität und mit Anführungen aus Hölty's Ode auf das Landleben mischten sich darin Citate aus Schefers liebseligem Laienbrevier.

So kam man zu dem Wald und in den Wald hinein, allwo „fernab vom Geräusch der Welt" das mitgebrachte Mittagsbrot in idyllischer Schlichtheit und Zufriedenheit verzehrt und hernach Siesta gehalten werden sollte. Im kühlsten aller Gründe an einem dorfnovellistisch murmelnden Bächlein ließ man sich nieder. „Hier kann man den vollen Zauber der tieck'schen Waldeinsamkeit auf sich einströmen lassen," bemerkte Herr Gumperle. Die Herren Pflartsch und Schnarz betrachteten die Situation mehr von realpolitischen als von

romantischen Gesichtspunkten aus. „Schade, daß wir kein Oel und Essig nit mithaben! Hier wächst so schöne Brunnenkresse," meinte Stromer Pflartsch. „Hier wäre noch mehr Raum als in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar," sagte, sentimental angeschillert, Strolch Schnarz.

Die Eß- und Trinkvorräthe wurden aus dem Kober hervorgeholt und unter anmuthigen Tisch- oder vielmehr Moosteppichgesprächen genossen. Es war im säuselnden Schatten ein richtiges Menschenbrüdermahl, eine „stilgerechte" Agape, so zu sagen. Herr Gumperle fühlte sich sehr behaglich. Er reichte seine Cigarrentasche herum, auf daß seine lieben Pfleglinge einen Glimmstengel der Beschau- und Verdaulichkeit mit ihm rauchten. Dies vollbracht, streckte er sich auf das Moos hin, um ein Schläfchen zu machen, und seine Gesellschafter thaten wie er.

Unser Philanthrop mochte ein Stündchen geschlummert haben, als ihm war, als fühlte er sich unsanft angefaßt, und die Augen öffnend sah er sich unter den plündernden Fäusten vom Bruder Pflartsch, während Bruder Schnarz daneben stand, das große Messer, womit vorhin der kalte Braten zerschnitten worden, gegen ihn schwenkte und ihm nachdrucksam zusprach: „Bürger Gumperle, halte gefälligst dein Maul, oder ich stecke dir das da zwischen die Rippen!"

Der also menschenbrüderlich Gemaßregelte unterdrückte realpolitisch den halb ausgestoßenen Schreckensschrei. Auch von dem instinktmäßig gemachten Versuch, sich zu wehren, ließ er angesichts des drohenden Messers sofort ab. „Der Gescheidere gibt nach," dachte er. Seine große Belesenheit gab ihm in dieser peinlichen

Lage auch die tröstliche Erinnerung an die erweckliche Mahnung ein, welche vor Zeiten der Doktor Luther hatte ausgehen lassen: — „Ein Christ ist ganz und gar Passivus, der nur leidet. Der Christ muß sich, ohne den geringsten Widerstand zu versuchen, geduldig schinden und drücken lassen; weltliche Dinge gehen ihn nicht an, er läßt vielmehr rauben, nehmen, drücken, schinden, schaben, pressen und toben, wer da will; denn er ist ein Märtyrer auf Erden."

Ein Märtyrer, ja wohl. Der lutherische Orakelspruch paßte auf unsern Philanthropen wie angegossen. Die beiden Menschenbrüder nahmen ihm Uhr und Kette, Brillantring, Brustnadel und Börse. Sie zogen ihn aus bis auf das Hemd. Ja sogar — wenigstens behauptete das Herr Gumperle später — bis unter das Hemd. Weil jedoch über diesen Umstand keine venetianische Gesandtenrelation vorliegt, so kann er nicht wahr sein oder wenigstens muß ich denselben als historisch unfixirbar dahingestellt sein lassen. Außer Frage steht, daß die Herren Pflartsch und Schnarz ihrem Menschenbruder Gumperle seinen Cylinder und seine Stiefeln ließen — jenen, weil er jedem von ihnen zu groß, diese, weil sie jedem von ihnen zu klein.

Sie packten alles zusammen, in und auf den Kober, und Bruder Pflartsch, welcher selbigen schulterte, sagte: „Auf Wiedersehen, Bürger Gumperle, über's Jahr im anderen Sommer!" Bruder Schnarz fügte hinzu: „Bis dorthin werden wir es wohl wieder nöthighaben, gebessert und mit der Gesellschaft ausgesöhnt zu werden. Von Zeit zu Zeit und so zwischenhinein ist das ja ganz nett. Wünsche, wohl gespeist zu haben, Bürger Gumperle."

Damit schlugen sie ein nicht gerade humanes Gelächter

auf und sich selber mit ihrer Beute seitwärts in die Büsche, unsern Menschenfreund dem Nachdenken über die absonderlichen Zufälligkeiten einer mit gemüthlichen Landpartieen verbundenen Vorstandschaft vom „Stromer- und Strolchenheim" überlassend.

Die Lage von Herrn Gumperle war menschenunwürdig im verwegensten Sinne des Wortes, geradezu nichtswürdig. Ihm war so ungefähr zu Unmuthe wie weiland dem Eheherrn unserer schönen Urahne Eva nach dem weltberühmten Apfelbiß. Nur daß er sich „schuldlos wie ein Lamm" fühlte. Aber gerade der, obzwar ihm nur halb zum Bewußtsein gekommene Gedanke, daß seine Tugenden zu einem Fallstrick für ihn geworden, vermehrte seine aus Zorn, Scham und Angst gemischte Verzweiflung.

Er hätte sich zweifelsohne ins Wasser gestürzt, so das murmelnde Bächlein von diesem Element auch nur annähernd so viel aufzuweisen vermochte wie die liebe Dorfnovellistik. Er hätte sich an den nächsten besten Baumast aufgeknüpft, falls ihm irgendetwas Strickähnliches zur Hand war. Er hätte sich in seinen Cylinder verkriechen mögen. Er wollte das Lederwerk seiner Stiefeln zu einem Zulukafferschurz verschneiden, aber er hatte ja kein Messer.

Derweil machte sich die tieck'sche Waldeinsamkeit von der minder angenehmen Seite her spürbar. Der Tag war heiß gewesen, hatte sich aber in den feuchten Waldesschatten bei herannahender Dämmerung stark verkühlt. Herr Gumperle begann erst zu fröstelu und dann erbärmlich zu frieren. Er raffte sich auf und nahm zusammen, was noch von Lebensmuth in ihm. Er mußte fort aus dem verwunschenen Walde, sollte er nicht elend

zu Grunde gehen. Er suchte und fand den Rückweg zu dem gegen das Dorf hin gelegenen Waldsaum. Hier hielt er sich schlotternd im Busch, bis die Dunkelheit gekommen. Der Himmel hatte sich zum Glück mit Wolken bedeckt, Mond und Sterne waren unsichtbar und Nacht lag auf der Erde. Spähend und schleichend wie ein Dieb wagte er sich ins freie Feld und lavirte mit ängstlicher Vorsicht dem Dorfe zu, wo er bei seinem Freunde, dem Pastor Wuchtig, einen Unterschlupf suchen wollte.

Es gelang ihm, klopfenden Herzens und wankender Kniee, aber unbemerkt, das sammt der Kirche etwas abseits vom Dorfe gelegene Pfarrhaus zu erreichen. Aber was jetzt thun? Die Klingel ziehen? Das konnte nicht sein, denn es war doch sehr unwahrscheinlich, daß ihm sein pastorlicher Freund selber die Thüre öffnen würde. Im andern Fall jedoch — — ach Gott, ach Gott, was anfangen? Der kalte Schweiß rann dem Unglücklichen von der Stirne bei der Vorstellung, daß etwa die Frau Pastorin — — Aber es fing auch noch zu regnen an, er fror zu sehr, er konnte es nicht mehr aushalten — Noth kennt kein Gebot, Noth bricht nicht nur Eisen, sondern zieht sogar Klingeln — er klingelte.

Ein Hund schlug im Hause an. Die Thüre öffnete sich und im Rahmen derselben erschien — oh, Schmerz! — richtig die Frau Pastorin mit einem Licht in der Hand.

„Ein armer Mann" — stammelte Herr Gumperle.

„Barmherziger Himmel!" schrie die Frau Pastorin auf beim Anblick der gespenstigen Erscheinung, ließ das Licht fallen und wäre selbst gefallen, nämlich in Ohnmacht, so sie nicht ihre ganze Besinnung, sowie ihre Arme und Hände nöthiggehabt hätte, um zwei Paare

von Mädchenaugen, die ihr neugierig über die Schultern guckten, nebst Zubehör zurückzudrängen und die Thüre zuzuschlagen.

Der vernichtete Herr Gumperle hörte drinnen Frauenzimmergekreisch im Sopran, Tenor und Alt, dazwischen pastorlichen Baß und fistulirendes Hundegekläff. Er versuchte ebenfalls zu schreien, um sich zu erkennen zu geben. Aber da ging die Hausthüre wieder auf und heraus stürzten der Pastor Wuchtig und der Pastorshund Muckerle. Dieser fuhr unserm armen Uriel an die glücklicherweise bestiefelten Beine, jener, bewaffnet mit dem derben Knotenstock, welchen er unter Umständen sein Kompendium der Pastoraltheologie zu nennen pflegte, schrie: „Infamer Strolch, quem ego!“ und verschritt ohne weiteres dazu, diesen Text mit Zurhilfenahme besagten Handbuches unserm unglücklichen Märtyrer der Humanität nachdrucksam auszulegen.

Also durch Wuchtig von oben bepredigt und durch Muckerle von unten besprochen, stieß Herr Uriel ein unartikulirtes Schmerzgebrüll aus wie ein homerischer Held, wand, drehte und zwirbelte sich im Kreise herum und brachte es endlich dazu, aus letzten Leibeskräften zu schreien: „Wuchtig, hör' auf und höre doch, ich bin ja dein lieber Freund Gumperle!“

„Was, der Gumperle? Du? In solchem prähistorischen Aufzug? Mensch, in nomine dei sive diaboli, was soll denn dies bedeuten?“

„Dies,“ entgegnete der trotz seines Keuchens und Zähneklapperns galgenhumoristisch angefaßte Vorständer vom Stromer- und Strolchenheim — „dies bedeutet das Gebessert- und mit der Gesellschaft Ausgesöhntsein unserer beiden lieben Menschenbrüder Pflartsch und Schnarz.

Aber jetzt, um Gotteswillen, heißen Thee oder sonst etwas Heißes und ein Bett! Ich bin hin, Wuchtig, ganz hin."

4.

Herr Gumperle mußte etliche Tage lang im gastlichen Pastorshause das Bett hüten. Frau Fortissima und Tante Schemme waren aus der Stadt gekommen, ihn zu pflegen. Uriel hätte seinen Patientenzustand gar nicht ungern verlängert. Er fand den Landaufenthalt behaglich, weil es unter dem Dache seines Freundes keine musikalischen Leiden gab. Aber die liebe süße Frau Gemahlin trieb zur Heimkehr. Ihr war es unbehaglich hier außen. Sie fühlte sich in die äußerste Barbarei verschlagen. „Kein Instrument im ganzen Hause!" brummte sie der Tante zu, das Land der Klaviere mit der Seele oder vielmehr mit den Finger- und Füßespitzen suchend. Sie hatte zwar schon am ersten Tag im hintersten Hinterzimmer des geräumigen Pfarrhofes ein altes verstaubtes Spinett aufgespürt. Allein die Saiten und Tasten des ehrwürdigen Dinges waren gesprungen und gebrochen, als sie kaum darauf zu wagnern angehoben hatte. Es litt sie nicht länger da, sie mußte heim zu ihren Penaten, d. h. zu ihren sieben Instrumenten, und Herr Gumperle mußte mit.

Der Gute hat die gemüthliche Landpartie mit Bruder Pflartsch und Bruder Schnarz, die Schrecken der tieck'schen Waldeinsamkeit, die Eindrücke von Wuchtigs pastoraltheologischem Kompendium nie mehr ganz verwunden.

Trotzdem jedoch wurde er immer gebildeter. Allerdings, in den zeitstilgerechten Artikeln der Vagabundenverwöhnung und der Verbrecherhätschelung machte er nicht mehr. Darin hatte er doch allzuviele Haare gefunden. Er legte seine Vorstandschaft vom Stromer- und Strolchenheim nieder und veräußerte die in seinem Besitze befindlichen Aktien dieser „humanitären Gründung ersten Ranges". Aber als echter Sohn der Zeit warf er sich jetzt mit der ganzen Kraft seines Genius auf die Naturwissenschaften. Hatte er nicht in jungen Jahren die „Welttragödie der Zuchtwahl" geschaffen? War das nicht eine prophetische Ahnung gewesen, daß auf diesem Felde sein eigentlicher Lebenszweck zu suchen und zu finden wäre? „Hic Rhodus, hic salta!" Alles andere war ihm fortan Basel und Bettel.

Der Eifer, womit er jetzt zu studiren und zu forschen anhub, hatte etwas Rührendes, ja mitunter fast etwas Rasendes. Er las sich durch Berge von naturwissenschaftlichen Büchern hindurch, er richtete sich ein physikalisches Kabinett und ein chemisches Laboratorium ein, er lief in alle naturwissenschaftlichen Vorlesungen, drängte sich allen Professoren vom Fach auf und reis'te den Vorträglern nach, die sich sommerlang von einem Kongresse zum andern fortschwatzten. Er lebte, so zu sagen, nur noch in „Zellen" und verkehrte nur mit Infusorien. Er kletterte so unermüdlich, wie seine Frau Gemahlin die Tonscala, seinerseits die Leiter der Descendenztheorie auf und ab: von der Monere bis hinauf zum homo sapiens und vom Gorilla bis hinunter zum Urwurm. Seine Fortschritte waren riesig. Er wurde ein begeisterter Vivisektor, vor dem kein Frosch und kein Kaninchen, kein Hund und keine Katze mehr sicher war, und er ent-

wickelte sich zum liebevollen Bacillenzüchter. Und bei allen diesen Mühen und Anstrengungen fühlte er sich so munter und so jung, daß er zu spüren glaubte, seine Glatze schicke sich an, neue Haare zu treiben.

Seine Aufopferungsfähigkeit im Dienste der Wissenschaft war gränzenlos. Zur Zeit, als die große Entdeckung der glücklichen Exstirpation des Magenkrebses gemacht worden war, erwachte er eines Morgens mit Magendrücken und diagnosticirte sich sofort als Magenkrebsler. Er packte seinen Koffer, um in die schöne Phäakenstadt hinunter zu eilen und sich dem berühmten Exstirpator als Objekt anzubieten. Da kam aber zum Glück Tante Schemme dazwischen, mit etlichen Zeitungsblättern bewehrt, allworin zu lesen, daß die glücklich geheilten Magenkrebsler einige Tage nach der Operation sammt und sonders gestorben seien.

Der guten Tante war es übrigens um ihre Großtantenschaft nachgerade bang und immer bänger geworden. Der böse Storch wollte nicht kommen und Frau Fortissima-Grimmhild wagnerte wahnwild weiter.

Auch ein gelegentlich von Herrn Heribert vom Klingstein hingeworfenes Wort gab der Tante zu denken. Sie hatte dem Genannten einen sanften Vorwurf gemacht, weil er sich so selten mehr im Hause Gumperle sehen ließe, und darauf hatte der Herr vom Klingstein erwidert, er könne die im Hause Gumperle herrschende Temperatur nicht mehr vertragen. „Woso und warum, Herr Doktor?“ — „Weil diese Temperatur eine fatale Aehnlichkeit mit der zumeist überheizten in verschiedenen Staatsanstalten hat, z. B. in Irrenhäusern.“ — „Sie glauben —?“ — „Ich glaube bekanntlich gar nichts, sondern meine nur, mein lieber alter Freund Uriel sei durch die ewige Wagnerei

der lieben süßen Frau Grimmhild so stocktaub geworden, daß er kein vernünftiges Wort mehr hört." . . .

Eines Nachts lag der Forscher Gumperle schlaflos, wie ihm das ja häufig begegnete. Im Zimmer nebenan stand der erard'sche Flügel, welcher zu dieser Zeit gerade das bevorzugte Instrument von Frau Fortissima war. Sie hatte alle Schrecken der „Götterdämmerung" entfesselt und wüthete so wacker im Weltuntergangswirrsal, daß die Weltesche Yggdrasil in ihren Wurzeln wankte.

Mitten im Grauen dieser „endlosen Melodie" durchzuckte den schlaflosen Forscher ein Offenbarungsstral oder sonderte vielmehr, wissenschaftlicher zu sprechen, sein Gehirn einen kolossalen Gedanken ab.

Wie? Wenn dem Milzbrand und der Tollwuth mittels Milzbrand- und Hundewuth-Impfung gewehrt werden kann, sollten dann nicht mittels Musikwuth-Impfung einer zur Zeit immer gräßlicher grassirenden Pestilenz Gränzen gesetzt werden können?

Begeistert sprang Herr Gumperle vom Lager, setzte sich hin und meldete seine ungeheure Findung brühwarm dem Akademiker und Impfheiland Pasteur in Paris. Die Antwort erfolgte umgehend und war in die verbindlichsten Formen gekleidet. Der Impfheiland anerkannte Herrn Gumperle's „pensée lucide" als eine Entdeckung, welche der leidenden Menschheit zu unberechenbarem Troste gereichen könnte. Das Princip, von welchem der Forscher und Finder ausgegangen, sei unfehlbar. Es handle sich nur um die Beseitigung der Schwierigkeit, die Theorie in Praxis umzusetzen, d. h. den Musikwuthstoff zu extrahiren und zu übertragen. Dem „génie pénétrant" des deutschen Gelehrten werde

es ohne Zweifel gelingen, dieses große Problem glücklich zu lösen.

„Ja, so werde ich thun," sagte Herr Gumperle entschieden. Er schwelgte im Hochgefühle wissenschaftlicher Größe. Es kam ihm sogar vor, er sei auch körperlich um ein Beträchtliches gewachsen. Es war ihm, er gehe auf riesigen Stelzen und den letzten Vers der ersten Ode des Horaz zu verwirklichen werde folglich für ihn keine Unmöglichkeit sein: —

„Sublimi feriam sidera vertice."
(Zu den Sternen empor hebe den Scheitel ich.)

Es ist ein großer Schmerz für mich, melden zu müssen, daß etwas dazwischen kam, zwischen Uriels Scheitel und die Sterne. Nämlich der Neid der Götter, welcher es Herrn Gumperle verwehrte, das große Problem zu lösen und seine herrliche Entdeckung zum Troste der musikleidenden Menschheit fruchtbar zu machen .....

Derweil war der herzensguten und, mit Abrechnung ihrer Marotten und Schrullen, auch verständigen Tante Schemme das vom Herrn Dr. Petschke-Klingstein leicht hingeworfene Wort schwer auf der Brust gelegen. Sie erinnerte sich dabei, daß auch ihr seit einiger Zeit im Hause ihres Neffen dies und das nicht mehr so recht geheuer vorgekommen sei. Sie war demnach ernstlich beunruhigt und besorgt, hatte jedoch keine Ahnung, was für ein Verhängniß über dem Dache dieses Hauses schwebte.

Eines Vormittags machte sie sich auf, um ihrem Neffen eine wohlüberdachte tantlich-mütterliche Predigt zu halten, daß er sich doch nicht überforschen, und der Frau Fortissima eindringlich zuzusprechen, daß sie sich um's Himmelswillen nicht überwagnern möchte.

Ach, die Gute kam zu spät. Das Verhängniß hatte sich schon durch Dach und Decken auf die Insassen des Hauses Gumperle niedergesenkt.

Der Tante fiel es auf beim Treppensteigen, daß keins der sieben Instrumente Grimmhilds in Thätigkeit war. Es herrschte im Treppenhaus und in den Korridoren eine unerhörte Stille. Tante Schemme wandte sich zuvörderst den Gemächern der Hausherrin zu und es mußte ihr schier unheimlich vorkommen, daß aus selbigen keinerlei Gebrumm und Gesumm, keinerlei Geklipper und Geklapper hervorscholl. „Gott, da muß es ein Unglück gegeben haben!“ dachte die Tante und klopfte zaghaft an die Thüre von Frau Fortissima's Empfangszimmer. Als kein „Herein!“ erfolgte, drückte Tante Schemme die Thüre auf, trat ein und sah sich der Hausfrau gegenüber, die sich vom Fenster her ihr zukehrte.

Die Tante reichte ihr die Hand hin, aber Frau Fortissima sah mit einem seltsamen Blick über diese Hand und über die ganze Tante hinweg.

„Guten Morgen, liebes Kind,“ sagte die Tante.

„Ja, ja, der Morgen fängt gut an,“ gab Fortissima mit einer wunderlich heiseren Stimme zur Antwort. „Schön, daß du kommst, alte Sparbüchse. Denke dir, der Uriel ist verrückt geworden, total verrückt. Hält sich für einen Komma-Bacillus und jagt die Leute aus dem Zimmer, damit sie ihn nicht einathmen. Das kommt von dem dummen Studiren. Im übrigen“ — und hier schlug ihre Stimme in gellende Fisteltöne um — „im übrigen, weißt du? mußt du sofort Siegfrieds Trauermarsch auf mir spielen! Sonst sag' ich dir die Freundschaft auf.“

Tante Schemme stand erstarrt. Es schwindelte ihr, es schwamm ihr vor den Augen. Die Zunge klebte ihr am Gaumen und die Haare hätten sich ihr bergwärts gesträubt, so es nicht die einer Perücke gewesen wären. Der geniale Uriel, der Schöpfer der „Welttragödie der Zuchtwahl", in einen Cholera-Bacillus, die süße Fortissima in ein Instrument, in einen wiener oder pariser Flügel verwandelt — war eine höllischere Spiegelfechterei der Hölle denkbar? Die Tante griff sich an die Stirne, welche sich mit kaltem Schweiß bedeckt hatte. Sollte sie selber verrückt geworden sein? Oder war das Unglaubliche wahr und der Wahnsinn des Wahnsinns wirklich? Instrumente und Bacillen wirbelten durch das Hirn der armen alten Dame. Ihr war wind und weh. Sie stieß ein hysterisches Lachen aus und sank zerschmettert auf einen Stuhl . . .

Meine Nerven wollen es nicht leiden, daß ich bei der erschrecklichen Katastrophe im Hause Gumperle länger verweile, als es die Pflicht des gewissenhaften Berichterstatters schlechterdings erheischte. Die fixen Ideen der beiden unglücklichen Opfer des reißenden Kulturfortschritts unseres Jahrhunderts bleiben vorderhand für. Bacillus-Uriel und Flügel-Fortissima mußten an demselben Tage in das Irrenhaus gebracht werden. Tante Schemme, nothdürftig von ihrem Schrecken erholt, leitete den traurigen Transport. Ihre Herzensgüte kam überhaupt in der zärtlichen Sorge für die beiden Patienten höchst löblich zum Vorschein.

Frau Fortissima's Leiden stellte sich bald als unheilbar fest. Die arme Ueberwagnerte barst häufig in Raserei aus, so daß man genöthigt war, sie für immer in einer Tobzelle zu verwahren. Herr Gumperle dagegen wurde nach

einiger Zeit als geheilt entlassen. Skeptiker, wie der Herr Dr. Petschke-Klingstein, wollten seine völlige Heilung freilich bezweifeln. Indessen war es gewiß, daß er im Hause und auf der Straße den Leuten nicht mehr zurief, sie sollten ihm aus dem Wege gehen, um nicht in die Gefahr zu kommen, ihn einzuathmen. Herr Dr. Petschke-Klingstein mußte das anerkennen, meinte aber mit liebloſem Achſelzucken, der laute Wahnſinn des „Bildungsfeyes" ſei in ſtillen Blödſinn übergegangen und der Reſt werde Gehirnerweichung ſein. Im übrigen bot die „Affaire Uriel und Fortiſſima" dem Herrn Doktor für eine ganze Woche prächtigen Schreibeſtoff, den er als Korreſpondent hochkonſervativer wie tiefdemokratiſcher Zeitungen in Europa und in Amerika nach allen Seiten hin verarbeitete.

Seine traurige Weiſſagung inbetreff des Endſchickſals ſeines bildungseifrigen Freundes wurde jedoch durch die Zeit lügengeſtraft.

Denn Herr Gumperle erlebte eine Art von phyſiſcher und moraliſcher Wiedergeburt, als nach dem Tode von Göthe's letztem Enkel die frohe Botſchaft durch das deutſche Reich ſcholl, die Riegel und Siegel des Göthe-Archivs ſeien endlich aufgethan und gelöſ't. Was für Menſchengeſchicke bedingende und Völkerſchickſale beſtimmende Fragelöſungen waren nicht da zu erwarten!!! Vielleicht fand jetzt — denn war Göthe nicht auch Naturforſcher geweſen? — neben einer Menge von anderen Problemen das der Muſikwuth-Impfung ebenfalls ſeine Erledigung.

Herr Gumperle eilte, begleitet von der treuen Tante Schemme, nach Weimar, kaufte ſich dem Göthehauſe gegenüber an und richtete ſeine Fenſter zu Obſervatorien

ein, um die ungeheuren Orakel und Offenbarungen als der Erste aus dem Heiligthum hervorbrechen zu hören und zu sehen.

Er wartete darauf bei Tag und bei Nacht, und wenn er inzwischen nicht gestorben ist, so wartet er noch immer.

Römische Cäsaren.

August und November 1885.

I.

Tiberius.

Tiberius tristissimus, ut constat, hominum.
(Tiberius war, wie bekannt, der schwermüthigste der Menschen.)
Plinius der ältere.

1.

Im Jahre 14 der christlichen Zeitrechnung, am 19. August, ist zu Nola in Campanien Gajus Julius Cäsar Octavianus Augustus gestorben, der Rächer seines von der republikanischen Aristokratie Roms ermordeten Großoheims, der Begründer nicht, aber der Feststeller und Ausbauer der römischen Monarchie.

Der nahezu siebenundsiebzigjährige Kaiser — denn er war es, welcher den Namen Cäsar zuerst im Sinne des kaiserlichen Herrschertitels trug — hatte seinen Stief- und Schwiegersohn Tiberius, welcher sich in Brundusium nach Illyrien einschiffte, bis nach Beneventum begleitet und war von dort nach Nola gereis't. Hier erlitt er einen heftigen Rückfall in die Dysenterie, welche er sich unlängst durch eine Verkältung in Astura zugezogen hatte, von

der er aber während eines Aufenthalts in Neapel und auf der Insel Capreä (Capri), einer Privatbesitzung der cäsarischen Familie, scheinbar vollständig genesen war.

Seine Umgebung erkannte bald, daß es verzweifelt um ihn stände, und die Kaiserin Livia jagte ihrem Sohn Tiberius Kuriere nach, um den muthmaßlichen Thronerben an das Sterbebett des „Herrn der Welt", des „imperator urbis et orbis", zurückzuholen. Er kam. Ob aber noch rechtzeitig, ist fragwürdig, wenn schon einer der Hauptquellschriftsteller, aus welchen wir, der vielen und nur allzu begründeten kritischen Bedenken ungeachtet, römische Kaisergeschichten schöpfen müssen — Sueton — mit Bestimmtheit versichert, Tiberius habe seinen Stief-, Schwieger- und Adoptivvater noch am Leben getroffen und in langem Geheimgespräche die letzten Willensbestimmungen desselben empfangen.

Augustus täuschte sich keineswegs über seinen Zustand und nicht allein mit ruhiger Gefaßtheit, sondern sogar mit heiterer Ironie sah er dem letzten Augenblick entgegen. Dieser Mann hatte ja alles genossen, was die Erde selbst dem kühnsten Begehren zu bieten vermag. Er war einer jener großen Verbrecher der sogenannten Weltgeschichte, —

„Die stört nie im Innern
Bei lebendiger Zeit
Ruhloses Erinnern
Und vergeblicher Streit —"

einer jener Weltkomödianten, welche eine Laufbahn voll Frevel und Ruchlosigkeit nur als eine Rolle fassen und führen, deren Text, so bilden sie sich ein, das unwiderstehliche Schicksal selber gedichtet habe. Die Erinnerung an die Myriaden von Menschenopfern, die er

der Erlangung und Festhaltung seiner Kaiserschaft dargebracht hatte, beeinträchtigte gewiß nie weder seinen Appetit noch seinen Schlaf. Es ist ihm sicherlich nie eingefallen, seine Füße darauf anzusehen, ob von den Blutströmen, die er durchwadet hatte, um zum Kaiserthron zu gelangen, kein Roth daran haften geblieben. Er nahm sich niemals Zeit zu Gewissensbissen und zu dergleichem „unpraktischen" Zeug mehr. Er hatte genug zu thun, gut zu schauspielen. Mit vollendeter Heuchelkunst wußte er den Leuten weiszumachen, das ihnen von ihm auferlegte Joch wäre keins. Seine Monarchie heuchelte immerzu noch die Republik, deren Formen und Formeln er ja bestehen ließ. Im übrigen war diese Monarchie, welche wenigstens Ordnung und Sicherheit schuf, eine Wohlthat. Wie wäre auch in diesem Rom, wie es durch die Gräuel der Zeit des Marius und Sulla, weiterhin durch die Bürgerkriege während der beiden Triumvirate geworden, die Republik, eine wirkliche Republik, noch eine Möglichkeit gewesen? Schon der bloße Gedanke war Narrheit.

Ja, mit Gelassenheit und Humor erwartete der Kaiser das Ende, als ein Mann, der bis in seine Fingerspitzen hinaus überzeugt war, daß mit dem Tod alles aus und vorbei. Konnte der, welcher mit Antonius und Lepidus zusammen die fürchterlichen „Proscriptionslisten" entworfen hatte, an eine Fortdauer nach dem Tode, an eine jenseitige Vergeltung glauben? Nein. Die Märchen vom Elysium und vom Tartarus, welche der geschmeidige Hofpoet Vergil in so wohlklingende Verse gebracht hatte, waren ja ganz gut als Unterhaltungsfüllsel für müssige Stunden; aber daran zu glauben, das konnte selbstverständlich nur dem Pöbel zugemuthet werden.

Am Morgen seines letzten Tages fragte der zum Sterben Bereite, ob man in der Stadt von seinem Zustande Kenntniß hätte und ob sich die Leute darüber beunruhigten. Als man ihm gesagt, alles ginge in Nola den gewohnten Gang, hieß er einen Spiegel bringen und ließ sich frisiren. Dies geschehen, richtete er an die sein Lager umstehenden vertrauten Höflinge die Worte: „Sagt einmal, Freunde, habe ich die Posse des Lebens mit Anstand (commode) durchgespielt?" fügte mit leiser Stimme aus dem Epilog zu einer griechischen Komödie die Verse hinzu:

„Wenn das Stück euch hat gefallen,
Nun so laßt den Beifall schallen!"

ließ sich in die ausgestreckten Arme der Livia fallen, sagte dieser Frau, welche er sehr geliebt und wohl auch ein bißchen gefürchtet hatte, noch ein zärtliches Wort und verschied.

Tiberius Claudius Nero, der Stief-, Schwieger- und Adoptivsohn des Todten, war jetzt Princeps, Imperator, Cäsar. Denn seine Nachfolge im Besitze der höchsten Macht über den römischen Staat und damit über den „Erdkreis" ging ohne Schwierigkeit vonstatten, obzwar der römische Adel den neuen Herrscher sehr scheel ansah. Diese mit leicht zählbaren Ausnahmen bis zum Angefaultsein verderbte Aristokratie war durch Augustus so gezähmt worden, daß die Söhne und Enkel und Vettern derer, von welchen Julius Cäsar umgebracht worden war, alles Ernstes an den „göttlichen" Ursprung glaubten, welchen die höfische Poesie, wie sie im „augustischen Zeitalter" aufgekommen, dem julischen Geschlechte, das seine Herkunft vom sagenhaften Trojaner

Aeneas ableitete, unterthänigst angeschmeichelt hatte. Der neue Kaiser war kein Julier, sondern nur ein Claudier und das ist ihm von den römischen Legitimisten niemals verziehen worden. Er galt diesen Junkern, welche ihren Legitimismus wunderlichst mit Republikanismus zu verquicken liebten, als ein Eindringling. Und um wie viel mehr vollends den Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses!

Hier liegt zweifelsohne die Wurzel des schlechten Rufes, welchen man in den Kreisen der römischen Aristokratie dem Tiberius zurechtmachte, lange bevor er denselben verdiente. Hier wurden die Farben gerieben und gemischt zu jenem Bild eines Ungeheuers, einer Verkörperung des Begriffes „Tyrann", als welches und als welche das Alterthum den Sohn der Livia den späteren Zeiten überliefert hat. Und so gewaltig war die Wirkung und Nachwirkung des Hasses, welchen der römische Adel dem Nachfolger des Augustus von Anfang an trug, daß sogar der hohe Geist eines Tacitus der Ueberlieferung sich beugte und die Erscheinung des Tiberius mit einer Voreingenommenheit und Einseitigkeit ansah und behandelte, welche die moderne Kritik dem großen Geschichtschreiber nachwies und mit Recht zum Vorwurf machte. Schon der geistvolle französische Skeptiker Montaigne hat im 16. Jahrhundert den Anstoß zu solcher Kritik gegeben und merkwürdig ist auch, daß Napoleon i. J. 1804 gegen Fontanes über die Mängel der taciteischen Geschichtschreibung sich ausließ, welche seither durch deutsche Kritiker wie Krüger, Sievers, Höck, Wietersheim, Stahr, Hertzberg und andere, sowie durch englische wie Ihne und Merivale allseitig untersucht und erörtert worden sind. Die Quelle dieser

Mängel ist gewesen, daß Tacitus ein überzeugter aristokratischer Republikaner oder republikanischer Aristokrat war, welcher ehrlich und fest glaubte, mit der Unterwerfung der römischen Aristokratie durch die cäsarische Monarchie habe der unaufhaltsame Untergang des römischen Staatswesens angehoben. Von diesem Gesichtspunkt aus hat er auch den Tiberius und dessen Regierung angesehen. Aber die berühmte Schilderung dieser Zeit in seinen „Jahrbüchern" ist keineswegs folgerichtig durchgeführt. Denn nicht selten richtet sich doch der Geist der Wahrhaftigkeit in dem „großen Koloristen" gegen die Zumuthungen vonseiten der Parteibornirtheit und der Klatschtradition entschlossen auf. Dadurch kam Ungleichheit und Unfolgerichtigkeit in das Gemälde.

Wäre Tacitus konsequent verfahren, so hätte er, welcher nicht nur im politischen, sondern auch im ethischen, also im besten Sinne ein Aristokrat war, den Tiberius eigentlich sympathisch ansehen und behandeln müssen. Denn der Kaiser, obgleich mit Abrechnung seiner letzten Regierungsjahre einer der besten Regenten, welche Rom jemals gehabt, war bei der urtheilslosen Menge, der er etwas vorzuschauspielen verschmähte und deren Gunst oder Abgunst er gleichermaßen stolz verachtete, im höchsten Grade unpopulär. Die Menge will beschmeichelt und mit schönen Worten geködert sein. Der Erzheuchler Augustus hatte das wohl gewußt und sehr geschickt bethätigt. Sein schwermüthiger Nachfolger verschmähte diese kleinen, aber für einen Monarchen immerhin großen Künste und Kniffe und blickte mit derselben Gleichgiltigkeit auf den Haß der Junker wie des Pöbels herab.

Schwermuth war diesem Mann an- und eingeboren.

In die Menschenverachtung hat er sich erst eingelebt. Und sie galt auch nur seinen Zeitgenossen. Bezeichnend sagt Tacitus: „Ihm lag weniger der Beifall der Mitlebenden als die Anerkennung der Nachwelt am Herzen.“ Gewiß kein unedler Ehrgeiz.

Die gäng und gäbe Vorstellung von Tiberius wird sich gegen die Thatsache sträuben, daß er in der Blüthe seiner Männlichkeit für einen der schönsten Männer Roms galt. Seiner aus dem Alterthum herabgekommenen Porträtbüste zufolge, welche das vatikanische Museum bewahrt, war dieser Ruf wohlgerechtfertigt. Mag auch das Marmorbild des Prinzen etwas idealisirt sein, immerhin zeigt es uns einen edelgeformten Kopf und ein feingeschnittenes, geistvolles Antlitz, über welches ein Hauch von Melancholie gebreitet ist. Einen ganz andern Eindruck aber macht eine Porträtbüste, welche, im Museo Nazionale in Neapel zu finden, den altgewordenen Kaiser darstellt, gewitterdüster, um die gekniffenen Lippen einen schneidenden Zug von Skepsis, das ganze Gesicht wie von einer verderbenträchtigen Wolke von Haß und Hohn beschattet.

Wie er in diesen Bildnissen erscheint, so stand der junge und so der alte Tiberius in der Geschichte Roms — erst ein jugendlicher Heros, dann ein greiser Dämon, welcher viel, sehr viel gelitten und das Allerschlimmste erfahren haben mußte, um das zu werden.

Seine ganze Erscheinung ist keineswegs so räthselhaft, wie sie der oberflächlichen Betrachtung allerdings erscheinen mag. Um den gewordenen Tiberius zu begreifen, muß man den werdenden kennen. Der Knabe und Jüngling kann und soll uns den Mann und Greis erklären.

2.

Tiberius stammte von väterlicher und mütterlicher Seite aus dem hocharistokratischen Geschlechte der Claudier, welches, ursprünglich aus Sabinum nach Rom eingewandert, zu verschiedenen Zeiten in der römischen Geschichte eine so vortretende Rolle gespielt hatte, daß seine „Stemmata" (Ahnentafeln) fünf Diktatoren, zwanzig Consuln und sieben Triumphatoren aufwiesen. Im gleichen Maße jedoch, wie sich die Claudier durch ihre Verdienste um den Staat berufen, hatten sie sich durch ihren unbändigen Stolz und junkerhaften Hochmuth verrufen gemacht. Tibers Vater, Tiberius Claudius Drusus Nero, hatte als der Charakterschwächling, welcher er war, den Ruf seines Hauses nicht gemehrt. In den Bürgerkriegen war er zweiächslerisch von einer Partei zur andern geschwankt. Erst ein Genosse des Brutus und des Cassius, dann ein Mitkämpfer des Sextus Pompejus, hatte er seinen Frieden mit dem Triumvir Antonius gemacht und unterwarf sich dann schließlich dem Octavian.

Jahrelang hatte er infolge der angedeuteten Parteistellungen mit seiner jungen Gattin Livia Drusilla, von ebenfalls claudischer Abkunft, ein abenteuerliches Kriegs- und Wanderleben geführt und auf einem dieser Züge hatte ihm die erst vierzehnjährige Livia am 16. November des Jahres 41 v. Chr. seinen Erstlingssohn Tiberius geboren. Der Vater mußte häufig große Müh- und Drangsale bestehen, um Mutter und Kind vor den Soldaten des Octavianus zu retten, desselben Octavianus, den ein „wunderbares Spiel des Schicksals" später zum Gatten der Livia und zum Adoptivvater Tibers machte.

Livia, wohl zu schmeichlerisch als die schönste Frau ihrer Zeit gepriesen, aber fraglos eine der klügsten, eine kalte und berechnende Natur, war achtzehn Jahre alt, als sie die Blicke des siegreichen Triumvir Octavian auf sich zog, welcher ein ebenso großer Weiberjäger als Männervertilger gewesen ist. Er merkte bald, die schöne Livia wäre zu klug, ihn anders als durch Heirat in ihren Besitz gelangen zu lassen. Er beschloß also, sie zu heiraten. Freilich war auch e r bereits verheiratet, allein derartige Hindernisse wurden im damaligen Rom für gar keine angesehen. Octavian verstieß seine Gattin Scribonia, verstieß sie an demselben Tage, wo sie ihm seine Tochter Julia gebar, welche nachmals so fürchterlich verrufen, aber immer noch schlechter war als ihr Ruf. Zugleich befahl der Allgewaltige dem Tiberius Claudius Drusus Nero, sich ebenfalls von seiner Frau zu scheiden. Dies geschah und der gehorsame Ehemann trieb die Gefälligkeit so weit, daß er, so zu sagen, den Brautführer machte, als Octavian mit der Livia Hochzeit hielt. Drei Monate später gebar sie den Claudius Drusus Nero, welchen Sohn Octavian dem ersten Gemahl seiner Frau zustellen ließ, obzwar die römische Lästerchronik behauptete, er selber wäre des Kindes Vater. Tiberius Claudius Drusus Nero starb unlange darauf, nachdem er den Octavian zum Vormund seiner beiden Söhne Tiberius und Drusus bestellt hatte.

Tibers Kindheit und Jugend war eine nichts weniger als glückliche und es bewahrheitete sich an ihm auch der göthe'sche Ausspruch, daß niemand die ersten Eindrücke des Daseins je zu verwinden vermöge. Erst neun Jahre ist er alt gewesen, als er, römischem Brauche gemäß, seinem Vater auf dem Forum die Leichenrede halten

mußte. Von Natur scheu und verschlossen, wie er war, konnte sein Aufenthalt im kaiserlichen Palatium ihn immer nur mißtrauischer gegen sich selbst und gegen andere machen. Er vereinsamte schon als Knabe. Zwar seine Mutter liebte ihn und baute, wie nicht zu bezweifeln, auf die unverkennbaren bedeutenden Geistesgaben ihres ältesten Sohnes um so mehr hochfliegende Pläne, als ihre Ehe mit dem Cäsar Augustus, wie Octavian jetzt hieß, kinderlos blieb. Aber sein Stiefvater konnte ihn nicht leiden und zog ihm nicht nur, wie natürlich, die eigene Tochter Julia, sondern auch seinen jüngeren Bruder Drusus augenscheinlich weit vor. Tiberius fühlte, daß er überflüssig, daß er diesen und jenen im Wege. Das machte ihn ungesellig und, weil er sich nicht an den Leuten abschleifen konnte, eckig und steif in seinem Gebaren. Dazu kam, daß er infolge der Frühreife seines Verstandes, wie infolge der Verhältnisse, schon in Knabenjahren ein scharfer Beobachter wurde, und was er in seiner Umgebung vom Thun und Treiben der Menschen sah, mußte in seiner Seele den Keim der Menschenverachtung und des Menschenhasses entstehen und wachsen machen.

Schon frühzeitig hieß er seines unjugendlichen, ernsten und zugeknöpften Wesens wegen bei Hofe spöttlich „der Alte". Gerechter wäre es gewesen, ihn einen „Reifen" zu nennen. Denn schon als Jüngling war er zu einer geistigen Entwickelung gelangt, welche ihn fraglos zu den gebildetsten Männern seiner Zeit stellte. Und das muß man dem Augustus nachsagen, daß er, obzwar er es nur seiner Frau zuliebe that, umsichtig und treulich dafür besorgt war, seinem Stiefsohn alles zufließen zu lassen und zu gewähren, was zur Entfaltung

der glänzenden Anlagen desselben beitragen und ihn zur späteren Uebernahme der wichtigsten Stellen und Aemter befähigen und tüchtig machen konnte. In Jahren, wo andere Knaben das Leben nur erst für einen Tummelplatz für knäbische Spiele ansehen, wurde Tiber schon in das Verständniß von Staats- und Kriegsgeschäften eingeführt und zur Handhabung von Verwaltungssachen und militärischen Aufgaben angeleitet.

Daß er und was er gelernt, hatte er schon als Neunzehnjähriger zu zeigen Gelegenheit. Da machte er als Brigadegeneral — denn diesem modernen Officiersrang entsprach etwa der eines römischen Kriegstribuns — den ersten Feldzug mit, gegen die Kantabrer in Spanien. Von da an ist er viele Jahre lang fortwährend, im Krieg und im Frieden, an der Verwaltung des römischen Weltreichs in vorragender Weise betheiligt gewesen. Im Alter von vierundzwanzig Jahren leitete er einen Feldzug in Armenien. Zwei Jahre später ist er zum Civil- und Militärstatthalter von Gallien, also zur Regierung einer der wichtigsten Provinzen des Reiches berufen worden. Dann wieder hatte er in Pannonien (Ungarn und Dalmatien) den Heerbefehl zu führen und in allen diesen mit großer Verantwortlichkeit, mit vielen Anstrengungen, Gefahren und Mühsalen beschwerten Aemtern gelang es ihm, mehr und mehr das Vertrauen seines kaiserlichen Stiefvaters, sowie die Zuneigung seiner Untergebenen und die Achtung der öffentlichen Meinung zu gewinnen.

Wir besitzen dafür Zeugnisse von unanzweifelbarer Echtheit. Viel schon hatte es zu bedeuten, wenn ein junger Mann in Tibers Stellung, ein Prinz des kaiserlichen Hauses, im damaligen Rom ein geregeltes und wohl-

anständiges Leben führte. Im damaligen Rom, diesem ungeheuren Lasterpfuhl, dessen giftfarbigschillernde Oberfläche zwei bekannte Gedichtesammlungen des Zeitgenossen Ovid („Liebschaften" und „Liebeskunst") verführerisch genug widerspiegeln. Kein Zeitgenoß Tibers, überhaupt keiner unserer antiken Gewährsmänner weiß uns von Ausschweifungen des jungen Prinzen zu melden. Dagegen war seines Lobes voll ein so klassischer Zeuge wie Horaz, wohl der feinste Menschenkenner, der uns im ganzen Bereiche der römischen Literatur begegnet. Wenn seine Beziehungen zum Hofe und insbesondere zu seinem Wohlthäter, dem kaiserlichen Minister Mäcenas, ihn zwangen, gelegentlich dicke und nicht sehr wohlduftende Weihrauchswolken vor der Nase des Augustus aufsteigen zu lassen, so hat er sich doch anderwärts, wie seine Satiren und Episteln beweisen, die Freiheit des Urtheils und den Freimuth des Wortes durchaus bewahrt. In den zuletzt erwähnten seiner Werke hat er Beweise seiner Hochachtung für Tiberius niedergelegt, welche, fern von jeder Uebertreibung, schon durch die Einfachheit des Ausdrucks ihre Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit bezeugen. An einer Stelle kennzeichnet er den Prinzen als mannhaft und bieder („fortem bonumque"), an einer andern nennt er ihn gut und ruhmreich („bonus clarusque"), an einer dritten preis't er ihn als den tapfern Besieger der Armenier („Claudi virtute Neronis Armenius cecidit").

Also war mit der Zeit in das Dasein Tibers mehr Sonnenschein gekommen. Der hellste Stral desselben kam aus seiner glücklichen Ehe mit der Tochter von des Augustus berühmtem General und Minister Agrippa aus dessen erster Ehe mit einer Tochter des als Cicero's

Freund bekannten Ritters Atticus. Diese Dame, Vipsania Agrippina, mit welcher der Prinz frühzeitig vermählt worden, nennt Sueton eine vortrefflich zu ihm passende Frau („bene convenientem"). Tiberius liebte sie innig und dieser Ehebund war einer der wenigen, der sehr wenigen in Rom, welcher für die verschiedenen daselbst aufgethanen „Lästerschulen" kein Abhandlungsthema abgab. Vipsania hatte ihrem Gatten einen Sohn geboren, welchem er seinem Vater und seinem Bruder zu Ehren den Namen Drusus gegeben. Sie ging mit ihrem zweiten Kinde, als es dem Augustus beliebte, das Glück der Gatten brutal-gewaltsam zu vernichten.

3.

Ja, der Sonnenschein im Leben des Tiberius hielt nicht lange vor. Schon zog eine dunkle Wolke nach der andern am Horizont herauf und bald war das ganze Firmament über dem Prinzen eine bleischwere Düsterniß.

Die dynastische Politik des alternden Kaisers vernichtete unbedenklich das eheliche Glück und den häuslichen Frieden seines Stiefsohns. Augustus trachtete auf alle Weise, sein Haus im Besitze des Principats zu erhalten oder, nach unserer Ausdrucksweise, seine Dynastie auf dem Throne zu befestigen. Hiergegen vermochte keinerlei andere Rücksicht aufzukommen. Nun hatte er aber keinen legitimen Sohn und also beruhten seine dynastischen Wünsche und Hoffnungen auf seiner einzigen legitimen Tochter Julia, welche seine erste Gattin Scribonia ihm geboren hatte.

Die Prinzessin war schon zweimal verheiratet gewesen, erst mit des Kaisers Neffen Marcellus, dann nach dessen Ableben mit dem General und Minister Agrippa, dem Schwiegervater des Tiberius. Julia stand in ihrem achtundzwanzigsten Jahre, als Agrippa starb. Ob sie, deren begehrliches Auge noch bei Lebzeiten ihres zweiten Mannes auf den „schönen" Tiber gefallen war, oder ob, wie stark zu vermuthen steht, die Augusta Livia dem Augustus den Gedanken einer Heirat ihres Sohnes mit ihrer Stieftochter eingeblasen habe, muß dahingestellt bleiben. Genug, der Kaiser befahl seinem Stiefsohn, der zärtlich von diesem geliebten Vipsania den Scheidebrief zuzustellen, und die Julia, welche von Tiberius verabscheut wurde, zu heiraten. Widerspruch war unmöglich und der Prinz fügte sich in das Unvermeidliche. Vipsania ward verstoßen und i. J. 10 v. Chr. hielt Tiber seine unselige Zwangshochzeit mit der Tochter seines Stiefvaters.

Um zu wissen, was das heißen wollte, muß man sich erinnern, wer und was die Julia war. Ein Weib nämlich, welches den trefflichen, ja geradezu großen Agrippa zum gehörntesten aller Hörnerträger gemacht hatte, die auf dem Pflaster von Rom herumgingen. Ja, des Augustus einzige Tochter müßte unbedingt das verrufenste Weib ihrer Zeit genannt werden, so ihr Verruf etwas später nicht durch die Aufführung ihrer gleichnamigen Tochter, der jüngeren Julia, einigermaßen hintangedrängt worden wäre. Als Frau des Agrippa hatte sie fünf Kinder geboren, die vom Augustus adoptirten Prinzen Gajus Cäsar, Lucius Cäsar und Agrippa Posthumus, sowie die Prinzessinnen Agrippina und Julia. Es schien also zur Fortpflanzung des julisch-augustischen Hauses genug Material vorhanden. Die

Mutter der genannten Prinzen und Prinzessinnen kümmerte sich aber weder um diese, noch um die dynastischen Sorgen und Hoffnungen ihres Vaters. Sie lebte nur ihren Lüsten und führte ein Lasterleben, welches sogar einem so ausgesprochenen Höfling, wie der unter Tiberius dienende Stabsofficier Vellejus Paterculus, Verfasser eines Abrisses römischer Geschichte, einer war, Worte der Entrüstung entriß. Er sagt: „Des Augustus Tochter Julia, ganz und gar uneingedenk, was sie einem solchen Vater und einem solchen Gatten (Agrippa) schuldete, übersprang in ihren Ausschweifungen alle Schranken der Schamlosigkeit. Die Hoheit ihrer Stellung hat sie zum Maßstab ihrer Frechheit im Sündigen gemacht und alles für erlaubt gehalten, wonach sie verlangte." Etwas später hat Seneca, der Lehrer des Kaisers Nero, in einer seiner Schriften einen Auszug aus den amtlichen Untersuchungs- und Anklageakten mitgetheilt, welche nach dem Fall der Prinzessin auf Befehl ihres Vaters gegen sie aufgesetzt worden waren. Es ist daraus nur etwa diese Stelle mittheilbar: „Die verworfene Julia zählte ihre ehebrecherischen Buhler nach Dutzenden. Nachtschlafender Weile durchzog sie im schwärmenden Geleite ihrer Bakchanaliengenossen die Stadt und machte das Forum und daselbst die Rednerbühne, von welcher herab ihr Vater sein gegen den Ehebruch gerichtetes Gesetz verkündet hatte, vorzugsweise zum Schauplatz ihrer Lasterhaftigkeit."

Dieses Weib zu ehelichen wurde Tiberius von seinem kaiserlichen Stiefvater gezwungen, unter Beihilfe seiner eigenen Mutter Livia, deren Ehrgeiz sich der Hoffnung, obzwar vorerst nur einer sehr nebelhaft unbestimmten Hoffnung sich überließ, mittels der Heirat ihres Sohnes mit der einzigen Tochter ihres Gemahls könnte die

Thronnachfolge in ihr eigenes Geschlecht gebracht werden. Sueton erzählt, daß der Prinz nur mit großer Herzbeklemmung („non sine magno angore animi") gehorsam sich erwiesen habe, und setzt hinzu: „Die erzwungene Scheidung von der Vipsania schmerzte ihn tief und lange. Als er der Verstoßenen einmal zufällig begegnete, sah er ihr mit so starren und thränenvollen Augen nach, daß man Vorsorge traf, sie ihm fortan fernzuhalten." Es bedarf keiner betonten Hinweisung, daß alles, was mit der Ehescheidung und der neuen Eheschließung Tibers zusammenhing, wie ein scharfer und vergifteter Stachel in eine ohnehin zur Schwermuth geneigte Menschenseele sich einbohren mußte. Der unglückliche, gerade in seinen besten und zartesten Gefühlen so roh verletzte Mann fügte sich zuvörderst, gewiß hauptsächlich um seiner Mutter willen, unter das ihm auferlegte Joch. Die übelzusammengefügte Ehe mit der Julia währte jedoch — wie etwas vorgreifend gleich hier noch gesagt werden mag — nicht lange, wenigstens thatsächlich nicht lange. Nachdem der Sohn, welchen sie ihm geboren, bald nach der Geburt gestorben, schied sich der Prinz thatsächlich von der Zuchtlosen, wennschon er es nicht wagte, diese Scheidung auch öffentlich und rechtskräftig zu machen.

Bevor es dazu gekommen, hatte den Tiberius von anderer Seite her ein schwerer Schlag getroffen. Er hatte, aus seinem dritten Feldzug in Pannonien zurückkehrend, im Herbste des Jahres 8 v. Chr. in Pavia eine Zusammenkunft mit dem Augustus und der Livia, als in die genannte Stadt die Nachricht gelangte, sein Bruder Drusus, welcher das römische Heer in Germanien befehligte, sei von einem lebensgefährlichen Unfall be-

troffen worden. Derselbe hatte nämlich bei einem Sturz mit dem Pferde den Oberschenkel gebrochen und lag auf den Tod, welcher dann auch nach dreißigtägigem Leiden eintrat. Tiber warf sich in den Sattel, durcheilte, Tag und Nacht reitend und nur von einem Führer geleitet, die Alpenpässe, erreichte das jenseits des Rheins aufgeschlagene römische Lager und fand den zärtlich von ihm geliebten Bruder noch am Leben, aber doch schon rettungslos. Drusus hatte nur noch die Kraft, einen letzten Befehl zu geben, den Befehl, die Adler dem ankommenden Tiberius entgegenzutragen und denselben als Feldherrn zu begrüßen. Dann starb er in den Armen des Bruders, welcher den Todten in feierlichem Aufzug nach Italien und Rom geleitete, der Trauerpompa den ganzen Weg entlang zu Fuß voranschreitend („pedibus toto itinere progrediens"), zum Zeichen seines Schmerzes und seiner Verehrung des Hingeschiedenen, dem er auf dem Forum die Bestattungsrede hielt.

Die Schmähsucht und der Verleumdungsklatsch sind immer Merkmale grundverderbter Zeiten. Es kann dann zumal namentlich auch kein unvorhergesehener Todesfall eintreten, ohne daß sofort von Dolch oder Gift gemunkelt würde. Die Leute sind eben geneigt, einander das Schlechteste zuzutrauen, und haben ja Grund genug dazu. So gab denn der Tod des Drusus der römischen Gesellschaft willkommene Veranlassung zu düsterem Gemunkel, welches sich jedoch erst später lautzumachen wagte. Die Müssiggänger und Müssiggängerinnen von Klatschvettern und Verleumdungsbasen, welche die Fora, die Spazierhallen, die Parke und Bäder unsicher machten, zischelten einander zu, der arme Prinz Drusus sei von Gesinnung ein entschiedener Republikaner ge-

wesen und habe sich ernstlich mit dem Plane getragen, die römische Republik wiederherzustellen. Darum habe man ihn rasch mittels Giftes beiseite geschafft. Das wurde gierig gehört und gern geglaubt. Je abgeschmackter, desto glaubwürdiger. Die erlogene Schandthat wurde anfänglich dem Augustus zugeschrieben, später dann dem Tiberius auf sein Sündenregister gesetzt. Der ernste Tacitus hat die ganz sinnlose Verleumdung keiner Erwähnung werthgehalten.

Den erledigten Heerbefehl in Germanien übertrug Augustus i. J. 7 v. Chr. seinem Stiefsohn, welcher bis zum Jahre 5 diese schwierige Feldherrnpflicht erfüllte. So löblich, daß ihm die Ehre eines Triumphes zuerkannt, er auch zum zweiten Consulat berufen und endlich auf fünf Jahre mit der „tribunicischen Gewalt" ausgestattet wurde. Die letztgenannte Würde war schon ein großer Schritt vorwärts zur Mitregentschaft. Kaum nun hatte ihn die Triumphatorsbiga zum Jupiterstempel auf dem Kapitol emporgefahren, als er Rom schon wieder verlassen sollte, um nach dem Morgenland zu gehen und in Mesopotamien und Armenien gegen die Parther das Generalkommando zu führen. Gerade jetzt aber trat in sein Leben eine Krisis, welche ihn aus allen Stellungen und Staatsgeschäften hinauswarf und ihn für lange Jahre zu einem Verbannten machte.

4.

Beweggründe der peinlichsten und traurigsten Art bestimmten ihn, ein Entsagender zu werden.

Er konnte es nicht mehr ertragen, für den Ehe-

mann einer Julia zu gelten. Ihm mochte es vorkommen, als wiese man, wo er stand und ging, mit Fingern auf ihn, als sähe er überall das Spottlächeln und hörte allenthalben das Hohnzischeln. Er fand nicht den Muth — und auch das kennzeichnet seine Stellung — seine verworfene Scheinfrau bei ihrem Vater anzuklagen, oder er mußte das seiner Mutter zu gefallen unterlassen. Aber er ertrug es nicht länger, den „Elephanten" zu machen, will sagen die Ausschweifungen Julia's durch seine Anwesenheit zu decken, ja, eben durch seine bloße Scheinehemannschaft den Schein auf sich zu laden, als billigte er den Wandel des schamlosen Weibes. Dies war das eine Beschwerniß. Das andere ergab sich aus seiner fragwürdigen, ja wohl geradezu widerwärtigen Stellung in der kaiserlichen Familie. Er war ja dannzumal noch nicht der Adoptivsohn des Kaisers, sondern eben nur der Stiefsohn und darum als ein bloßer Eindringling angesehen. So ganz entschieden vonseiten der heranwachsenden Söhne der zweiten Ehe seiner verhaßten Scheinfrau, welche Prinzen, wie schon erwähnt, von ihrem Großvater förmlich adoptirt waren und die im Vollgefühl ihrer cäsarischen Prinzlichkeit zugleich übermüthig und neidisch auf den Stiefvater blickten.

Das alles vermochte Tiber nicht mehr auszuhalten. Er faßte deßhalb den raschen und kühnen Entschluß, das Netz, welches ihn einengte und zu ersticken drohte, zu zerreißen. Auch seine Mutter — und das wollte viel sagen — war nicht imstande, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, obzwar sie es sicherlich nicht an den eindringlichsten Vorstellungen fehlen ließ. Ihr mußte ja, was der Sohn thun wollte, als die Vernichtung ihrer stolzesten Hoffnungen erscheinen. Tiberius blieb fest,

legte alle seine Aemter und Würden nieder, verließ Rom, schiffte sich nach Griechenland ein und nahm als freiwilliger Exulant seinen Wohnsitz auf der Insel Rhodos, um, wie er sagte, daselbst wissenschaftlichen Studien und literarischen Arbeiten zu leben. Dame oder Dirne Julia ließ er selbstverständlich gern in der Hauptstadt des Reiches zurück, sehr gern, dagegen höchst ungern seinen fünfjährigen Sohn Drusus. Augustus hatte ihm verboten, den Knaben mitzunehmen — ein schwerer Wermuthstropfen mehr in den ohnehin vollen Kelch seiner Bitternisse.

Die Insel Rhodos war zu jener Zeit eine der Lieblingsstätten hellenischer Bildung und insbesondere berühmt um ihrer philosophischen und rhetorischen Lehranstalten willen. Sieben volle Jahre, vom Jahre 5 v. Chr. bis zum Jahre 2 n. Chr., von seinem 36. bis in sein 44. Lebensjahr, hat Tiberius daselbst gelebt. In der Zurückgezogenheit eines Privatmanns, allen öffentlichen Angelegenheiten durchaus fern, nur mit literarischen Fragen und philosophischen Problemen beschäftigt. Die Klätscher und Klätscherinnen in Rom die wollten freilich wissen, er hätte in dieser „verstellten Zurückgezogenheit nur über seinem Groll, seiner Heuchelei und seinen heimlichen Lüsten gebrütet". Allein Tacitus, welcher dieses meldet, hat sich doch gedrungen gefühlt, zu sagen, daß es nur auf widerspruchsvollem Gerede beruhte („rumoribus differebant"). Sueton seinerseits bringt aus der rhodisischen Zeit des Prinzen etliche liebenswürdige Züge von ihm bei. Mit den griechischen Poeten und Gelehrten der Insel verkehrte er in anspruchsloser Weise und ahndete auch eine ihm gelegentlich zugefügte Beleidigung in mildester Art.

Vier Jahre seiner Selbstverbannung waren herum, als ihm ein Schnellsegler den Beweis brachte, daß Gerechtigkeit unter Menschen doch nicht gerade immer und überall ein bloßes Wort sei, wie sie es allerdings zumeist zu sein pflegt. Die Prinzessin Julia war endlich zu Fall gekommen. Ihre Zuchtlosigkeit, verbunden mit einem unbändigen Hoch- und Uebermuth, hatte seit Tibers Entfernung jede Vor- und Rücksicht so sehr hintangesetzt, daß ihre gräuelhafte Lüderlichkeit zu einem öffentlichen Aergerniß ausgeschlagen war, welches zu grell, zu schreiend war, um ihrem Vater Augustus noch länger verhohlen bleiben zu können. Der Kaiser, nachdem er alles erfahren, war im höchsten Grade erschüttert und beschämt und man kann sich leicht vorstellen, daß die Kaiserin Livia es sich nicht eben angelegen sein ließ, seinen Grimm und Groll, seine Wehmuth und seine Wuth zu schwichtigen. Im Gegentheil, ja, wohl ganz im Gegentheil! Die einzige Tochter des Herrn der Welt zucht- und schamloser als die ärgste Gassendirne der Subura — (verrufenes Stadtviertel in Rom) — welch ein ungeheures Skandal! Augustus schämte sich dermaßen, daß er sich vierzehn Tage lang in sein Kabinett verschloß und selbst vertrautesten Höflingen keinen Zutritt verstattete. Als er erfuhr, daß Phöbe, die Lieblingszofe Julia's, die Mitwisserin aller Sünden der Prinzessin, sich erhängt habe, schrie er klagend auf: „Oh, warum ist Phöbe nicht meine Tochter!" Im ersten Zorn hatte er kraft altrömischen Vaterrechts die Sünderin eigenhändig tödten wollen. Mit Mühe davon abgebracht, ließ er der Gerechtigkeit den Lauf. Eine Untersuchung ward angeordnet und als Ergebniß derselben ein Anklagebericht an den Senat erstattet. Ueber die Buhler der

Prinzessin, soweit sich dieselben, deren Zahl Legion hieß, ermitteln ließen, ward Tod oder Verbannung verhängt. Sie selbst wurde als Gefangene nach der kleinen Felseninsel Pandataria — jetzt Vandotene, eine der Ponzasinseln unfern Neapel — gebracht, dort eingethürmt und in strenger Haft gehalten, mit Auferlegung von allerlei Beschwerden, auch mit gänzlicher Entziehung seiner Kost und des Weins. Erst nach Verfluß von fünf Jahren ließ der ergrimmte Vater sich bewegen, der gerichteten Tochter ein weniger armsäliges Gefängniß anzuweisen, die Stadt Rhegium. Wieder zu Gnaden angenommen hat er sie nie.

Wenn jedoch Tiberius etwa des Glaubens war, die Katastrophe der Julia müßte sofort eine günstige Wendung seines eigenen Geschickes herbeiführen, so täuschte er sich. Zwar seine Ehe mit dem verlorenen Weibe löf'te der Kaiser kraft väterlicher Gewalt, aber Tibers großmüthige briefliche Fürbitten um eine Milderung von Julia's Strafe ließ er unbeachtet und ebenso des Stiefsohns Wunsch, jetzt nach Rom zurückkehren zu dürfen. Augustus trug es ihm nach, daß er sich selbst verbannt hatte, und außerdem lag dem Kaiser sein ältester Enkel Gajus Cäsar, welchen er sehr liebhatte, in den Ohren, daß es besser, den Stiefvater zu lassen, wo er war. Es bedurfte noch längerer Zeit, bis die Augusta Livia ihren Herrn Gemahl soweit herumhatte, daß ihr Sohn — im achten Jahre seines Exils — die Erlaubniß erhielt, nach Italien und in die Reichshauptstadt heimzukehren, und noch dazu nur unter der ausdrücklichen Bedingung, auf alle und jede Betheiligung an den Staatsgeschäften zu verzichten und ganz und gar als Privatmann sich zu halten und zu führen.

So kehrte denn Tiberius, in sein fünfundvierzigstes Lebensjahr eingetreten, nach Rom zurück, wo die Leute ihn schon so ziemlich vergessen hatten. Nachdem er, wie der Brauch es forderte, seinen jetzt vierzehnjährigen Sohn Drusus auf dem Forum dem Volke als Volljährigen vorgestellt hatte, überließ er dem Jüngling das früher von ihm, dem Vater, bewohnte Haus des Pompejus in den Carinen und zog sich in eine in den Gärten des Mäcenas auf dem Esquilin gelegene oder, so zu sagen, verborgene Villa zurück, fest entschlossen, die ihm auferlegte Rückkehrsbedingung streng zu erfüllen. Darin beharrte er, wie es denn überhaupt als denkwürdig zu betonen ist, daß dieser Mann, welcher später den Despotismus zu einem Grauen erregenden Kunstwerke gestaltete, zu dieser Zeit keineswegs nach Macht und Herrschaft begierig schien. Ganz anders allerdings dachte hierin seine Mutter Livia, die fraglos in ihrer innersten Seelenfalte den Wunsch barg, ihren Sohn dereinst als Herrn der Welt zu sehen.

Dazu war freilich zunächst wenig oder gar keine Aussicht. Allein binnen kurzem gestalteten sich die Verhältnisse im augustischen Hause so, daß der geheime Gedanke der Augusta als kein so hoffnungsloser mehr erschien.

5.

Aus den Peristylien (Salons) der vornehmen Welt Roms ging das Geraune hervor, die tragischen Einbußen, welche die kaiserliche Familie erlitt, seien vornehmlich auf die gewissenlosen Ränke der Kaiserin Livia

zurückzuführen. Beweise hierfür liegen keine vor, es wäre denn, daß man die bezüglichen Aufstellungen und Behauptungen beim Tacitus und andern für beweiskräftig ansehen wollte. Die Livia brauchte auch gar nicht zur Giftphiole zu greifen, um die beiden älteren Enkel des Augustus, Gajus Cäsar und Lucius Cäsar, aus dem Wege zu schaffen. Diese Herren Prinzen sorgten ja mittels ihrer von der Mutter überkommenen und eifrig bethätigten Lüderlichkeit schon dafür, sich selber zu vergiften. In Festhaltung der immerhin tröstlichen Illusion, daß es auf Erden so etwas wie Gerechtigkeit gebe, könnte man die schweren Schläge, welche den Augustus als Vater und Großvater trafen, weniger der Livia als vielmehr der Nemesis zuschreiben, von welcher man sagt, daß sie die Weltgeschichte durchschreite, um die Pläne und Hoffnungen der Octaviane, Philippe, Napoleone u. s. w. zunichte zu machen.

Kurz nach des Tiberius Heimkehr starb, unterwegs nach Spanien, Lucius Cäsar zu Massilia (Marseille) am 20. August des Jahres 2 n. Chr. und 18 Monate später verschied Gajus Cäsar, auf der Rückreise aus Asien nach Italien begriffen, zu Limyra in Lykien an durch eine empfangene Verwundung gesteigerter Entkräftung. Der Kaiser versuchte die Lücke, welche diese ihn höchst schmerzlich ergreifenden Todesfälle gerissen, einigermaßen auszufüllen dadurch, daß er seinen jüngsten Enkel, Agrippa Posthumus, und zugleich seinen Stiefsohn Tiberius förmlich adoptirte. Das hatten die Bestürmungen vonseiten der Livia endlich doch zuwegegebracht, aber es war auch eine Staatsnothwendigkeit. Denn Augustus wußte recht gut, daß der rohe, bildungslose und halbtolle Junge, sein Enkel Agrippa Post-

humus, ihm keine Hilfe und Stütze im Reichsregiment sein könnte, daß dagegen Tiberius ihm das sein würde. Darum begleitete er den feierlichen Akt der Adoption am 27. Juni des Jahres 4 n. Chr. in der Sitzung des Senats mit den Worten: „Ich schwöre, daß ich um des Staatswohls willen den Tiberius an Sohnesstatt annehme." Etliche Jahre nachher sah sich der greise Kaiser in die bittere Nothwendigkeit versetzt, auch seine Enkelin und den letzten ihm gebliebenen Enkel als brandige Auswüchse von seinem Dasein zu trennen. Die jüngere Julia, eifrig darauf aus, im Laster ihre Mutter zu überbieten, wurde zur Buße dafür auf der Insel Trimerus (Tremiti) an der apulischen Küste eingethürmt. Agrippa Posthumus, zu allem Rechten unfähig und unwillig, war schon mit 19 Jahren ein so brutaler Wüstling, daß er durch sein Gebaren die Würde des kaiserlichen Hauses in den Koth schleifte. Sein Großvater ließ ihn daher auf der Insel Planasia (Pianosa) bei Elba gefangensetzen, woselbst er später (14 n. Chr.) getödtet wurde, unentschieden, ob noch einer Anordnung des Augustus gemäß oder einem Befehl des Tiberius zufolge.

So war für den Sohn der Livia die Bahn freigemacht. Aber schon jahrelang zuvor war das Verhältniß Tibers zu seinem Stiefvater ein besseres und traulicheres geworden. Die politischen und militärischen Fähigkeiten und Leistungen des Adoptivsohns mußten dem alten Kaiser mehr und mehr nothwendig werden und ihm auch mehr und mehr Achtung abgewinnen. Tiberius verstand es, ihm die ungeheure Bürde der Weltherrschaft zu erleichtern, ohne doch die Eitelkeit und Eifersucht zu verletzen, allwomit der Greis an dem

Besitze dieser Herrschaft hing. Der Kaiser machte sich allmälig immer bestimmter mit dem Gedanken vertraut, in seinem Stiefsohn seinen Nachfolger zu sehen. Eine Reihe von Auszügen aus Briefen des Adoptivvaters an den Sohn, welche Sueton uns überliefert hat, zeigt klärlich, wie hoch Augustus den Tiberius werthete und, in seiner Art, auch liebte. Er wird da „Allerliebster Tiber" (jucundissime Tiberi) angeredet und seiner feldherrlichen Tapferkeit, Umsicht und Wachsamkeit halber gelobt. Mit Fug. Denn Tiberius war es ja, welcher mittels wiederholter Feldzüge in Germanien und Pannonien die in jenen Gegenden sehr gefährdete Waffenehre und Macht Roms wiederherstellte und zur Geltung brachte. Das gute Vernehmen zwischen Stiefvater und Adoptivsohn, welcher in den letzten Jahren des Augustus als anerkannter Mitregent dastand, blieb ungetrübt bis zur Stunde, allwo zu Nola Tiberius die Zügel der Herrschaft aus der im Tode erstarrten Hand seines Vorgängers übernahm.

Wie war nun zu dieser Zeit der Ruf des fünfundfünfzigjährigen Mannes? Tacitus antwortet: „Man muß seinen Wandel als Privatmann und sein Verhalten als General unter Augustus vortrefflich nennen" (egregium vita famaque, cet.). Aber in demselben Athem deutet der römische Historiker an, diese Vortrefflichkeit sei nur eine scheinbare und hinterlistige gewesen, und spricht von erheuchelten Vorzügen („fingendis virtutibus"). Man muß sich eben gefallen lassen, daß beim Tacitus vieles unmotivirt und unvermittelt neben einander steht. Wie, bis zum fünfundfünfzigsten Lebensjahr, ja sogar noch verschiedene Jahre darüber hinaus — wie sich aus dem Zusammenhang der bezüglichen taci-

teischen Stelle ergibt — hätte Tiberius den Heuchler gemacht, um dann erst die Maske der Verstellung abzuthun? Nein unmöglich das! Wer so lange geheuchelt hat, kann gar nicht mehr aufhören, zu heucheln: die Heuchelei ist ihm zum Lebenselement, ja, zur Natur geworden.

Die historische Wahrhaftigkeit verlangt demnach gebieterisch eine andere Erklärung der furchtbaren Veränderung, welche mit Tiberius, dem Kaiser Tiberius vorging — übrigens nicht etwa plötzlich, sondern nur sehr allmälig. Eine unbefangene Prüfung und Werthung der uns zu Gebote stehenden Quellen dürfte zu diesem Ergebniß führen: — Die Masse von Verbitterung oder, gerade herausgesagt, von Galle, welche sich von kindauf in Tiberius angehäuft hatte, mußte den physischen Organismus des Mannes so verstimmen, daß infolge dieser Verstimmung auch eine psychische Hypochondrie eintrat, welche mitunter geradezu eine starke Färbung von Wahnsinn annahm. Solcher Wahnsinn — für welchen man ja die richtige Bezeichnung „Kaiserwahnsinn" gefunden hat — mußte sich dann um so schrecklicher gestalten und äußern, als einestheils in dem Gedanken, der Herr der Welt zu sein, etwas so Märchenhaftes, Verlockendes, Bezauberndes und Berauschendes lag, daß auch ein solid gebautes Menschengehirn davon wohl schwindelig und wirbelig werden konnte, und anderntheils fortgesetzte schlimme Erfahrungen den Tiberius wohl an der Welt, an den Menschen und an sich selbst irremachen und verzweifeln lassen konnten.

6.

„In Rom — so schreibt Tacitus da, wo er Tibers Regierungsantritt erzählt — wetteiferten Consuln, Senatoren und Ritter in der Knechtschaffenheit (ruere in servitium). Je höheren Ranges, desto gleißnerischer und zudringlicher. Mit einstudirter Miene, um ja keine Freude über den Tod des einen Fürsten und keine Betrübniß über des andern Gelangung zum Regiment sehen zu lassen, brachten sie in niederträchtiger Huldigung Thränen, Lachen und Seufzer mit- und durcheinander vor."

Hier ist im Lapidarstil angedeutet, warum Tiberius als Kaiser wurde, werden mußte, was er geworden. Diese römische Sklavenbande bedurfte der Peitsche und küßte sie.

Sueton seinerseits meldet: „In der ersten Zeit seiner Regierung benahm er sich ganz bürgerlich und fast wie ein Privatmann (civilem admodum ac paullo minus quam privatum egit). Von den großen Ehrenbezeugungen, welche man ihm verschwenderisch darbot, nahm er nur wenige und bescheidene an. Die Errichtung von Tempeln, die Stiftung von Priesterschaften ihm zu Ehren verbat er sich entschieden. Auch Standbilder sollten ihm nur mit seiner ausdrücklichen Erlaubniß aufgerichtet werden. Die Titel Imperator und Augustus lehnte er ab." Dies wird durch das Zeugniß des Cassius Dio bestätigt, welcher angibt, Tiberius habe nur den Titel Princeps führen wollen in der Bedeutung eines Vordersten, eines Fürsten, eines Ersten unter seinen Mitbürgern. Zu betonen ist auch die Nachricht beim Sueton, daß der neue Kaiser es verschmäht habe, gegen solche, die ihn und die Seinigen beschimpften und verleumdeten, gerichtliche Verfolgungen

anstrengen zu lassen, und daß er bei solchen Veranlassungen die Aeußerung gethan: „In einem freien Staate müssen Denkweise und Sprache frei sein."

Alles zusammengenommen, wird man also sagen dürfen, sagen müssen, daß die Anfänge von Tibers Regiment gut, würdig und löblich gewesen seien. Möglich, daß auch die Fortsetzung so geblieben, falls die Zeit eine andere war. Die sämmtlichen auf uns herabgelangten Berichte ergeben als Summe, daß der Nachfolger des Augustus seine Regentenpflichten etwa in der Art und Weise faßte und zu erfüllen strebte, wie viele Jahrhunderte später König Friedrich der Zweite und Kaiser Josef der Zweite sie gefaßt und gefällt haben; nämlich so, daß er sich als erster Diener des Staates fühlte und bekannte. Keineswegs nur in Worten, sondern vielmehr mittels seines ganzen Thuns und Waltens. Wäre der Begriff des modernen Konstitutionalismus auf das römische Staatswesen anwendbar, so könnte man versucht sein, den Tiberius einen konstitutionellen Monarchen zu nennen. Wie er sich im allgemeinen angelegen sein ließ, der eingerissenen Knechtseligkeit entgegenzuarbeiten, so bemühte er sich im besonderen, das tiefgesunkene Ansehen des Senats wieder zu heben, namentlich dadurch, daß er sich den Beschlüssen der „Versammelten Väter" unweigerlich fügte. Redlich und angestrengt arbeitete er für die Sicherung der Reichsgränzen und des römischen Machtbestandes, für eine gute Ordnung der Finanzen, für eine ehrliche Führung des Staatshaushalts, für die Handhabung einer unparteiischen Rechtspflege, für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums, für die Beschränkung des übermäßigen Luxus und für die Besserung der schlechten Sitten.

Aber trotz alledem und alledieſem hat der Kaiſer Tiber niemals das Gefühl der Liebe, ſondern allen Leuten nur die Empfindung ſcheuer Furcht eingeflößt. Tacitus hat das gewiß richtig aus der perſönlichen Erſcheinung des Fürſten erklärt, aus deſſen Mangel an verbindlichen Formen, aus ſeinem eckigen, ſchroffen, abſtoßenden Gebaren, das eben nur der entſprechende Ausdruck ſeiner düſteren Seelenſtimmung war. Es iſt dieſes Mannes Unglück geweſen, daß er nicht zu ſein vermochte, was ſein Vorfahr in ſo hohem Grade geweſen war, ein vollendeter Komödiant. Das Komödiantiſche unterhält und ergötzt ja die Leute, vorab müßige Weiber, welche letzteren allzeit, wie weltbekannt, bei Schaffung der ſogenannten öffentlichen Meinung nicht etwa nur einen, ſondern vielmehr alle zehn Finger, von der Zunge gar nicht zu reden, im Spiele haben. Tiberius verſchmähte es, den Gaukler, Wortſchaumſchläger und Süßholzraſpeler zu machen. Er gab ſich, wie er war, folglich als einen nichts weniger als liebenswürdigen Menſchen. Darum iſt er von Anfang an entſchieden unpopulär geweſen. Die Wucht ſeiner Unpopularität wirkte auf ihn wieder zurück, machte ihn von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde verſchloſſener und unzugänglicher, mißtrauiſcher und argwöhniſcher. Die Folge hiervon war eine finſtere Vereinſamung inmitten der Machtfülle und des Glanzes der Weltherrſchaft. Dieſe Vereinſamung mußte mehr und mehr ſeine krankhafte Verſtimmung und Verbitterung ſteigern, bis zuletzt, vollends ganz durchgiftet und durchfeucht durch entſetzliche Enttäuſchungen, das kranke Gemüth des Herrſchers in wilden Wahnſinn, in wüthende Verzweiflung ausbarſt.

Sueton und Tacitus ſtimmen darin überein, daß,

obzwar Tiberius „mit der Zeit mehr und mehr den Fürsten herauskehrte, dennoch in seinem Wesen die Seite der Milde und der Fürsorge für das Gemeinwohl noch die vorherrschende blieb", und daß diese gute und glückliche Periode seiner Regierung neun Jahre gewährt habe, bis zum Tode seines einzigen Sohnes, des Kronprinzen Drusus, auf welchen der Vater die größten Hoffnungen gesetzt hatte und der i. J. 23 n. Chr. nach kurzer und scheinbar unbedeutender Krankheit wegstarb. Allerdings vergiftet, wie acht Jahre später kundwurde, aber keineswegs durch den eigenen Vater, wie der dummboshafte Stadtklatsch munkelte. Selbst Tacitus konnte nicht umhin, diese absurde Verleumdung als solche zu brandmarken („Haec vulgo jactata prompte refutaveris"). Gewiß aber ist dem Kaiser nicht verhohlen geblieben, daß die hauptstädtische Lästersucht ihm selbst das Abscheulichste, die Vergiftung des eigenen Sohnes, gewissenlos anlog, und wiederum auch dadurch mußte die Schneide der Menschenverachtung und des Menschenhasses tiefer in seine Seele gedrückt werden. Oftmals gab er diesen Eindrücken grimmigen Ausdruck, indem er auf griechisch ausrief: „Oh, über dieses nach Knechtschaft haschende, nach Sklaverei gierige Menschenpack!" Wenn aber ein Imperator urbis et orbis, der Herr der römischen Welt einmal so weit war, in den Menschen nur noch Sklaven zu erkennen, so hatte er auch nur noch wenige Schritte zu thun, um dort anzulangen, wo es ihm eine bittere Lust, eine Wollust der Verzweiflung sein mußte, auf diesem „Pack" recht hart und schwer herumzutreten.

Ein solches Gelüste konnte in dem ergreif'ten Monarchen nur noch geschärft werden durch seine Beziehungen zum römischen Adel, welcher, wenn man es so ausdrücken

darf, den Tiberius mit der einen Hand streichelte und mit der andern kratzte. Die tiefe sittliche Versunkenheit der römischen Nobilität zu dieser Zeit ist ja allgemein bekannt. Diese Sippschaft von adeligen Herren und Damen, diese ganze vornehme und feine Societas Roms hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit der feinen und vornehmen Société von Paris in den letzten Jahrzehnten vor der großen Revolution. Hier wie dort lebte der Adel ganz wesentlich von Mißbräuchen, hier wie dort suchte er von dem Monarchen mittels der niederzüchtigsten Schmeichelei Auszeichnungen, Begünstigungen, Schenkungen und Gnadenerweise zu erschwindeln und doch machte hier wie dort die Aristokratie im Geheimen Opposition gegen den öffentlich mit Kniebeugungen und Lobpsalmen beschmeichelten Herrn und Gebieter und suchte sich für ihre selbstverschuldete Erniedrigung durch die Ausheckung und Verbreitung der boshaftesten Lügen und giftigsten Verleumdungen schadlos zu halten.

Der einsame und düstere Fürst sah und wußte das alles. Der Abscheu, den ihm dieser vornehm-süße Pöbel, dieser betitelte Menschenkehricht einflößte, wurde allmälig ein gränzenloser. Eine logische Folge hiervon ist gewesen, daß er sein Vertrauen plebeischen Männern schenkte und solchen die wichtigsten Posten im Staate anwies. Aber gerade hierin sollte er die schrecklichste Erfahrung seines an traurigen Erfahrungen so reichen Lebens machen, gerade da mußte er so schwarzen Undank, so grauenhaften Verrath ernten, daß davon der Ausbruch des tiberischen Tyrannenwahnsinns zweifelsohne datirt.

7.

Des Kaisers erster Günstling, Vertrauter und Minister war Aelius Sejanus, ein Mensch von dunkler Herkunft aus der etruskischen Stadt Vulsinii. Er führte amtlich den Titel Generalquartiermeister („praefectus praetorio") oder Gardegeneral. Bei ihm stand jedoch nicht nur der Oberbefehl über das Gardekorps und die sämmtlichen in der Hauptstadt und ihrer Umgebung stationirten Truppen, sondern er war thatsächlich auch das, was wir unter einem Kriegsminister verstehen. Noch mehr, er war der Sache nach Erster Minister oder Reichskanzler, des Monarchen rechte und linke Hand in allem und jedem. Tiberius vertraute ihm unbedingt und ermüdete nimmer, ihn mit Würden und Reichthümern, Gnaden und Ehren zu überschütten. Zuletzt ertheilte er ihm noch Amt und Titel eines „Gehilfen im Reichsregiment" (adjutoris imperii), also eines Mitregenten, und suchte ihn auch verwandtschaftlich mit dem kaiserlichen Hause zu verknüpfen, indem er seinen Großneffen vonseiten seines Bruders Drusus mit einer Tochter Sejans verlobte.

Dies alles jedoch reichte nicht aus, des Emporkömmlings rasenden Ehrgeiz zu sättigen. Sejan hatte kein niedrigeres Ziel in's Auge gefaßt, als sich selber an den höchsten Platz zu schwingen, entweder den Kaiser zu verdrängen, zu beseitigen, oder wenigstens alles vorzubereiten, um der Nachfolger desselben werden zu können. Höchst talentvoll, außerordentlich gewandt, verschlagen und erfahren, wie in allen Lastern, so auch in allen

Listen und Künsten der Zettelung und Nachstellung Meister, vor keinem Verbrechen, aber auch vor gar keinem, so dasselbe ihm zweckdienlich erschien, zurückschreckend, so konnte dieser Mensch in dem Rom von dazumal sich wohl mit der Hoffnung schmeicheln, sein ungeheures Ziel zu erreichen.

Entschlossen und energisch betrat er die gefährliche Bahn. Sein erstes großes Unternehmen auf derselben war, daß er die Livia, die Gemahlin des Kronprinzen, des einzigen Sohnes seines gütigen Gebieters, verführte und mit ihrer Beihilfe den Drusus mittels Giftes umbringen ließ. Dann sann er darauf, andere Steine, welche hindernd auf seinem Wege lagen, ebenfalls zu beseitigen. So die Prinzessin Agrippina, Witwe von Tibers verstorbenem Neffen Germanicus, und ihre Söhne, auf welche nach der Vergiftung des Kronprinzen Drusus die Aussicht auf die Thronnachfolge übergegangen war. Man blickt in einen Abgrund von Gräueln hinein, wenn man den Ränken und Tücken nachgeht, welche Sejan zur Förderung seines Planes anspann und durchführte, Unzucht und Gift als Lieblingswerkzeuge handhabend, die Prinzessinnen verführend, um den Prinzen so oder so an's Leben kommen zu können.

Während diese auf das Verderben und die Ausrottung der gesammten kaiserlichen Familien abzielenden Ruchlosigkeiten des allmächtigen Ministers ihren Fortgang nahmen, hatte der alte Kaiser, durch den Verlust seines einzigen Sohnes tief erschüttert, den lange erwogenen Entschluß gefaßt, die ihm verhaßte Hauptstadt zu verlassen und sich an einen ländlich-stillen, seiner Schwermuth mehr zusagenden Aufenthaltsort zurückzuziehen. Er that so und ging i. J. 26 n. Chr. zunächst nach Cam-

panien, von wo er aber bald nach der im Golf von Neapel wunderbar schön gelegenen Felseninsel Capri übersiedelte. Alldort nahm er seine bleibende Residenz und erbaute nach und nach 12 Villen. Die Insel, nur an einem einzigen, leicht zu überwachenden Punkte zugänglich, war mit ihrer Stille und mit ihrem milden Klima so recht gemacht zum Wohnort eines verdüsterten Greises, welcher dem Zudrange der Leute sich entziehen und doch die Zügel der Herrschaft nicht aus den Händen geben wollte. Man zeigt auf Capri noch jetzt die Trümmer vom „Palazzo" des „Timberio", wie der Kaiser dort in der Volkserinnerung heißt. Auch geht auf der Insel eine Sage um, welche an unsere deutsche vom Barbarossa im Kyffhäuser gemahnt. Tief in dem Berge, auf welchem die Trümmer vom Palazzo des Timberio liegen, da sitze der Kaiser, eine Gestalt von Bronze mit Augen von Diamant, auf einem riesigen Rosse von Erz.

Derweil schritt Sejan voran auf seiner verwegenen Laster- und Frevelbahn. Schon konnte er wähnen, dem Ziele ganz nahe zu sein. Senat und Volk Roms erschöpften sich in sklavenhafter Kriecherei vor dem Minister. Standbilder wurden ihm errichtet, in überschwänglichen Lobpreisungen seine angeblich großen und mannigfachen Verdienste um den römischen Staat anerkannt. Die Schmeichelei ließ gerade hier wieder einmal sehen, in welche Tiefe die menschliche Niederträchtigkeit hinabzusteigen vermag. Die Augen seines Herrn und Gebieters schien Sejan vollständig verblendet, dessen Ohren ganz und gar verstopft zu haben.

Nun aber beging der vom Glücke über alle Maßen verhätschelte, bis zum höchsten Grade des Größewahns hinaufgeschmeichelte Narr der Fortuna den groben Fehler,

von der Seite des Kaisers auf Capri weg und nach Rom zu gehen. Vermuthlich darum, weil er meinte, nur in der Hauptstadt die letzte Hand an das vielverschlungene Gewebe seiner Entwürfe legen zu können. Der Empfang, welchen er fand, mußte in dieser Meinung ihn noch bestärken. Denn Senat und Volk bewillkommten ihn, als wäre er schon der wirkliche und anerkannte Herrscher. Und doch sollte es mit seiner ganzen Herrlichkeit so rasch zu Ende gehen, daß wir verstehen, wie Cassius Dio mit Bezug auf diesen Sturz sagen mochte: „Ein Gott selbst, welcher einen so baldigen und schrecklichen Umschlag der Dinge geweissagt hätte, würde keinen Glauben bei den Menschen gefunden haben."

Nach Sejans Abreise von Capri hatte Tiberius seinen Großneffen den Prinzen Gajus, genannt Caligula, einen Enkel seines Bruders Drusus, als den muthmaßlichen Thronfolger nach der Insel kommen lassen. Diese gute Gelegenheit benützte die Großmutter Caligula's, die noch lebende Witwe des Drusus, Antonia, auf welche der Kaiser allzeit großes Vertrauen gesetzt hatte, um brieflich ihrem Schwager über alle die Zettelungen, Ruchlosigkeiten und Pläne Sejans die Augen zu öffnen.

Die Wirkung dieser Aufklärung war furchtbar. Der Günstling, der Vertraute, welchen er aus dem Nichts zur höchsten Höhe emporgehoben, war der Verführer seiner Schwiegertochter, der Mörder seines einzigen Sohnes, der Verderber der kaiserlichen Familie, ein Laster- und Frevelbube, welcher augenscheinlich auch nicht anstehen würde, seinen Wohlthäter selber zu vernichten, sobald das ihm zweckfördernd erschiene!

Die ganze Flut von Grimm und Wuth, welche sich seit lange, lange in der Brust des Kaisers, zu dessen

Verfinsterung auch der vor zwei Jahre zuvor erfolgte Tod seiner Mutter Livia nicht unwesentlich beigetragen, angesammelt und aufgestaut hatte, brach jetzt aus und los. Der kranke Greis wurde ein blutlechzender Tiger. Ja, nur mit dem Gebaren eines Königstigers, welcher zum Todessprung auf sein Opfer sich niederduckt, ist das grausenhaft listige Verfahren zu vergleichen, welches Tiber einschlug, um den Verräther und Mörder Sejan zu umstricken und zu vernichten. Am 18. Oktober des Jahres 31 n. Chr. fiel zu Rom der zerschmetternde Blitzstral. Der auf der Zenithhöhe seiner Macht und Sicherheit sich wähnende Verräther ward plötzlich in offener Senatssitzung angeklagt, verhaftet und noch an demselben Tage hingerichtet. Damit aber nicht genug: ein so fürchterliches Strafgericht erging über Sejans ganzen Anhang, daß die Gossen der Straßen Roms vom Blute dampften.

Fünfzig Jahre hernach hat Juvenal in der zehnten seiner Satiren jenen oktoberlichen Schreckenstag in seinem pathetisch-drastischen Kothurnstil geschildert und hat daraus achselzuckend die freilich nicht neue Moral gezogen, daß der süße und der saure Pöbel („turba") steigenden Glückspilzen allzeit den Hof mache, gefallene aber hasse („sequitur fortunam ut semper et odit damnatos").

Wie es dem Alten auf Capri zu Muthe gewesen, bezeugt einer seiner in jenen Tagen an den Senat gerichteten Briefe, an jener bekannten Stelle, allwo er den Verzweiflungsschrei ausstieß: „Was ich an euch schreiben soll, versammelte Väter, oder wie ich schreiben soll oder ob ich dermalen gar nicht schreiben soll, mögen alle Götter und Göttinnen mich noch verderblicher treffen, als ich täglich mich getroffen fühle, wenn ich es weiß."

Noch sechs Jahre lang schleppte der Greis die Qual

seines Daseins weiter, augenscheinlich von häufigen Anfällen von Irrsinn, ja von Tobsucht heimgesucht. Trotzdem ist von der gäng und gäben Ueberlieferung, Tiberius habe sich alle diese Jahre hindurch auf seinem Inselfels förmlich in teuflisch ausgetifteltem Grausamkeiten oder abwechselnd damit in natürlichen und unnatürlichen Lüsten gewälzt, bei näherem Zusehen manches, vieles sogar als offenbare Uebertreibung oder bare Verleumdung zu streichen. Was insbesondere die namenlosen Ausschweifungen betrifft, welchen der Alte auf Capri sich überlassen haben soll, so hätten die römischen Klatschbasen, welche derartiges verbreiteten, doch billig bedenken sollen, daß man einem hoch in den Siebzigen stehenden Greise keine solche kolossale Lasterfreude anlügen darf. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß Tiber in seinen letzten Jahren seiner gränzenlosen Menschenverachtung den Ausdruck der vollendetsten und schonungslosesten Tyrannei gegeben hat. Er schien es darauf angelegt zu haben, ausfindig zu machen, was alles die Menschen sich bieten und gefallen ließen, wie weit sie es in feiger Sklavenhaftigkeit bringen könnten, und wenn er wieder eine recht sprechende Probe davon erhalten, dann hat er wohl, wie Cassius Dio meldet, in dämonischer Schadenfreude ausgerufen: „Wann ich todt, mag die Welt im Feuer aufgehen!" Daraus ist, gelegentlich bemerkt, zu ersehen, daß das pompadour'sche: „Nach uns die Sündflut!" und das metternich-gentz'sche: „Uns wird es wohl noch aushalten!" nur Plagiate gewesen sind.

Zu Anfang des Jahres 37 n. Chr. fühlte sich der greise Tyrann plötzlich von jenem Drang, den Ort zu wechseln, ergriffen, welcher ja Menschen, über denen die Hand des Todes schwebt, häufig anfaßt. Er machte

sich von Capri nach dem Festland auf und reis'te nach Tusculum, um daselbst, jedoch mit Vermeidung Roms, seine alte Schwägerin Antonia zu besuchen. Auf der Rückfahrt nach seiner Insel erkrankte er unterwegs, ließ sich nach der am Vorgebirge Misenum gelegenen Villa des Lucullus bringen und dort ist er am 16. März genannten Jahres gestorben, nicht, wie sich widersprechende Sagen wollten, eines gewaltsamen, sondern eines natürlichen Todes. Achtzehn Jahrhunderte später hat ein deutscher Dichter, Emanuel Geibel, den „Tod des Tiberius" meisterlich geschildert. Das ist wohl die bedeutendste Aeußerung, welche die geschichtliche Erscheinung des Alten von Capri bislang der Poesie abgewonnen hat. Das Trauerspiel des dänischen Dichters Hauch, obzwar nicht ohne Verdienst, reicht an seinen Gegenstand nicht hinan.

Und die Summe unserer historischen Betrachtung? Diese: — Tiberius trat auf als ein Vollstrecker des Strafurtheils, welches die Weltgeschichte als Weltgericht über das antike Weltalter und namentlich über das Römerthum gesprochen hatte. Immer zu Zeiten, wann die Menschheit siech, die Gesellschaft brandig und faulig geworden, kommt so ein skrupelfreier Aderlasser und Brenner daher, so ein dämonisch kühner und rücksichtsloser Arzt, dessen einziges Recept lautet: Eisen und Feuer!

II.

Caligula*).

Gaji turbata mens et furiosa inconstantia.
(Des Gajus Irrsinn und rasende Unstätheit.)
Tacitus und Seneca.

1.

Im März des Jahres 37 der christlichen Zeitrechnung zog auf der Straße von Misenum nach Rom eine

*) Verkleinerungswort von caliga, Soldatenstiefel. Caligula bedeutet also Soldatenstiefelchen. Der Sohn des Germanicus und der (älteren) Agrippina hat, wie jedermann weiß, diesen Spitz- oder vielmehr Kosenamen in seiner Kindheit im Feldlager in Germanien von den Soldaten zugelegt bekommen, weil seine Mutter den Knaben kleine Soldatenstiefel tragen ließ. Später war ihm aber die Benamsung Caligula sehr unliebsam. Die alten Quellenschriftsteller nennen ihn übrigens nicht Caligula, sondern Gajus Cäsar. Der „Caligula" in der Ueberschrift von Suetons Biographie ist ein späterer Zusatz. — Ich will gerade noch anmerken, daß die Quellen zur Geschichte dieses Kaisers leider nicht so reichlich fließen, wie zu wünschen wäre. Am empfindlichsten trifft uns, daß die Bücher 7—10 der „Annalen" des Tacitus bekanntlich verloren gegangen. Davon waren zwei oder drei Bücher der Regierung des Gajus Cäsar ge-

Procession einher, welche der fünfundzwanzigjährige Gajus Cäsar, genannt Caligula, führte und deren Mittelpunkt der Sarg des Tiberius bildete.

Der Zug glich weit mehr einer Triumphalpompa denn einem Bestattungsgeleite. Die geräuschvoll festlichen Sympathiebezeigungen, womit die Procession den ganzen Weg entlang empfangen und begleitet wurde, galten nicht dem todten Kaiser, sondern dem lebenden, seinem Nachfolger. Bei Gelegenheit von Regierungswechseln haben ja die Menschen von jeher es geliebt, ihren thörichten Hoffnungen überschwänglichen Ausdruck zu geben. Aus allen Ortschaften von rechts und links strömte das Volk scharenweise herbei, um den Weg Caligula's mit Blumen zu bestreuen. Ihm zu Ehren dampften an der Straße errichtete Altäre von Weihrauchsopfern. Die Menge rief Heil und Segen auf sein Haupt herab und überschüttete ihn mit Schmeichelnamen wie „Püppchen", „Bübchen", „Pflegekindchen", „Augapfel".

Der Gefeierte benahm sich diesen Huldigungen gegenüber anständig und bescheiden. Sein Gebaren ließ das Unvortheilhafte seiner Persönlichkeit vergessen. Um so leichter, als die Vergleichung seiner Erscheinung mit der des finsteren Einsiedlers von Capri doch immerhin sehr zu seinen Gunsten ausfallen mußte.

widmet und wir dürfen kecklich annehmen, daß uns hier ein Bild desselben geboten war, wie es eben nur Tacitus zu malen vermochte. In Ermangelung dieses Führers sind wir auf Dion und Sueton angewiesen und zur Ergänzung derselben auf die gelegentlichen Mittheilungen, Bemerkungen und Winke, die sich in den taciteischen „Historien", sowie bei den beiden jüdischen Autoren Philo und Josephus, endlich beim Seneca, dem älteren Plinius und anderen finden.

Als die erste Botschaft vom Tode des alten Tyrannen nach Rom gelangt war, hatte der städtische Janhagel das Gebrüll erhoben: „In den Tiber mit dem Tiberius (Tiberium in Tiberim)!“ Davon war aber keine Rede mehr bei der Ankunft des Leichengeleites in der Hauptstadt. Macro, der kommandirende General des Gardekorps, hatte in Verbindung mit der senatorischen Polizei dafür gesorgt, daß die Exequien dessen, vor welchem noch so eben das römische Reich gezittert hatte, in aller Ordnung vonstatten gingen. Caligula hielt „bitterlich weinend“ (cum plurimis lacrimis) seinem Großoheim auf dem Forum die Grabrede, in welcher er mehr vom Augustus und vom Germanicus als vom Tiberius sprach und das römische Volk nicht ungeschickt zu bekomplimentiren verstand. Darauf wurde der todte Kaiser unter Entfaltung großen Pompes nach dem Marsfeld getragen und auf den dort errichteten Scheiterhaufen gelegt. Mit der Verbringung der Asche in das cäsarische Mausoleum war die Feierlichkeit zu Ende und hob das Regiment des Caligula an, welches schon nach wenigen Monaten den Römern sehr fühlbar machte, daß „selten etwas Besseres nachkommt“.

Der neue Kaiser vereinigte in sich das Blut des julischen und des claudischen Geschlechtes und leider hatte er zugleich mit diesem Blute weit mehr die Verkehrtheiten und Laster der Julier und der Claudier als ihre guten Eigenschaften und Vorzüge überkommen. Insbesondere vergeilte sich in ihm der angestammte claudische Hochmuth rasch zu größewahnwitzigem Dünkel und schlug zu so märchenhafter Ueberhebung aus, daß er nicht allein für einen Gott angesehen sein wollte, sondern auch selber alles Ernstes an seine Göttlichkeit glaubte. Er verdient

daher als eins der merkwürdigsten Exemplare, welche jemals in dem riesigen Narrenhause der sogenannten Weltgeschichte rumorten, unsere volle Aufmerksamkeit. Auch in modernen Zeiten haben Völker die Regierung von notorischen Narren geduldet, aber Narren von solcher Raserei wie Caligula, Nero und Elagabal hat doch nur das in Grund und Boden verderbte Römervolk ertragen. Nur aus dem riesigen Sumpfe der kaiserlichen Roma konnten solche Kolosse von Upasbäumen aufschießen.

Von den zwei Schwestern des Octavius Augustus hatte die eine, Octavia, den Mittriumvir ihres Bruders, den Marcus Antonius, geheiratet und demselben zwei Töchter geboren. Die jüngere, Antonia, war dem Prinzen Drusus, dem Bruder Tibers, vermählt worden und hatte zwei Söhnen das Leben gegeben, dem Volksliebling Germanicus und dem Halbtrottel Claudius, von welchem seine Mutter zu sagen pflegte, er wäre „von der Natur nicht fertiggenäht, sondern nur zu Faden geschlagen", und den sein Oheim Augustus einen „Defekten" an Leib und Seele, einen „Tropf" und „Fex" nannte — was alles jedoch den „nur zu Faden geschlagenen" nicht hinderte, eines Tages imperator urbis et orbis, ja sogar der Gemahl der Valeria Messalina zu werden. Germanicus heiratete die kaiserliche Prinzessin Agrippina, welche den großen Minister Agrippa zum Vater und des Augustus Tochter Julia zur Mutter hatte. Diese Agrippina, welche, um sie von ihrer gleichnamigen Tochter, der Mutter Nero's, zu unterscheiden, die ältere heißt, gebar ihrem Gemahl am 31. August des Jahres 12 zu Antium den Gajus Cäsar Caligula.

Die Erziehung des Prinzen war sehr mangelhaft. Sein Vater nahm ihn mit in die Feldlager in Germanien

und Syrien, starb aber zu vorzeitig (i. J. 19), als daß er auf die Entwickelung des Sohnes hätte einwirken können. Der Knabe kam dann unter die schlaffe Zucht von Frauen: erst seiner Mutter, hierauf, als diese beim Tiberius in Ungnade gefallen und ins Exil geschickt war, seiner Urgroßmutter Livia und endlich, als diese gestorben, seiner Großmutter Antonia. Im Jahre 32 rief ihn sein Großoheim Tiber zu sich nach Capri, wo er bis zum Ableben des Kaisers zumeist verweilte, mit sklavischer Unterthänigkeit in alle Tyrannenlaunen des düsteren Greises sich fügend. Dieser hielt nicht viel von dem Großneffen, sondern sehr wenig, und der Prinz hatte weder das Zeug noch den Willen, diese üble Meinung in eine bessere umzuwandeln. Er war ein beschränkter, aufgeblasener Junge, dem die Vorstellung von seiner Wichtigkeit schon frühzeitig zur fixen Idee geworden war, träge zum lernen, stumpf für alles Bessere und Höhere, mit einem starken Hang sowohl zur Lüderlichkeit als zur Grausamkeit behaftet, dabei einer Dosis jener gemeinen Schlauheit nicht entbehrend, welche sich zu ducken, zu kriechen und zu heucheln versteht, bis die Zeit gekommen, wo sie stolziren, despotisiren und bramarbasiren darf. Der Urgrund von all seiner Verkehrtheit mag wohl in dem ererbten verderbten Blut zu suchen gewesen sein. Er litt darum in Knabenjahren an einer schrecklichen Krankheit, der Fallsucht, und obzwar später seine Körperkräfte so zunahmen, daß er Anstrengungen auszuhalten vermochte, so warf ihn maßlose Ausschweifung doch immer wieder in eine solche Schwäche zurück, daß er zeitweilig weder stehen noch gehen konnte und seine Gehirnnerven den Dienst versagten. Es ist kennzeichnend, daß der Prinz schon auf Capri, sobald das kalte

Auge des Großoheims nicht auf ihm ruhte, seinen schlechten Instinkten freien Lauf ließ. Seine Lieblingsstätten waren Lupanarien, seine bevorzugten Gesellschafter Komödianten, Schnurranten und Saltanten. Die Qualen Gefolterter oder Hinzurichtender mitanzusehen, war eine seiner Freuden.

Beschmeichler der Prinzenschaft des jungen Menschen haben ihn frühzeitig glauben gemacht, er wäre ein Genie. Die barocken Einfälle, die er mitunter hatte, wurden von seinen Schranzen als Proben höchster Witzigkeit belacht und beklatscht. So, wenn er seine Urgroßmutter Livia einen „Ulysses im Unterrock (Ulyssem stolatum)" nannte. Der verderblichste seiner Schmeichlerfreunde war aber der jüdische Prinz Herodes Agrippa, welcher als Erulant in Rom lebte und mittels maßloser Verschwendung die vornehme römische Jugend in alle Ueppigkeit und Lasterfülle orientalischer Höfe einweihte. Die größte Gefahr vonseiten des Einflusses, den er auf Caligula übte, lag darin, daß er die enge Gehirnhöhle desselben mit der Wahnvorstellung zu füllen suchte und wußte, ein orientalischer Monarch wäre etwas ganz Anderes, etwas unendlich viel Besseres und Erhabeneres als ein römischer Cäsar und Princeps, dessen Macht ja durch die noch immer bestehenden Formen und Formeln der Republik eingeschränkt sei. Ein orientalischer König der säße auf seinem Thron als der wirkliche und leibhafte Gott seiner Unterthanen, Herr über aller Gut und Leben, unumschränkt, unfehlbar, allmächtig und allheilig. Einer derartigen Unterweisung bedurfte es gerade noch, um den schwachen Kopf des Prinzen schwindelig und wirbelig zu machen.

Der alte Tiberus, welcher aller Verdüsterung un-

geachtet bis zuletzt ein starkes Bewußtsein seiner Herrscherpflichten besaß, erkannte zum voraus das Unheil, welches das Regiment seines Großneffen über den römischen Staat bringen könnte und würde. Deßhalb trug er sich wiederholt mit dem Gedanken, den Caligula abthun zu lassen. Er hätte auch wohl diesen Gedanken zur That gemacht, wenn sein doch immerhin lebhaftes dynastisches Gefühl anderweitige Hoffnungen hätte hegen dürfen. Aber es sah ja hinsichtlich der Thronnachfolge schlimm aus in der kaiserlichen Familie. Des Kaisers i. J. 19 geborener Enkel Tiberius Gemellus, Sohn des Drusus, stellte sich so sehr als Schwächling an Geist und Körper heraus, daß er kaum weniger Fer war als sein Vetter Claudius. Der General Macro, Caligula's Militärgouverneur, welcher hoffen durfte, unter der Cäsarschaft seines Zöglings die erste Rolle im Staate zu spielen oder vielleicht gar die Entwürfe Sejans mit mehr Glück wieder aufnehmen zu können — Macro wußte seinen Gebieter zu überreden, daß Caligula nicht umgebracht werden dürfe, weil dessen Dasein zur Sicherung der Thronnachfolge nothwendig sei.

Für den General sollte ein Tag kommen, welcher ihn seine hilf- und erfolgreiche Dazwischenkunft bitter bereuen ließ. Der greise Kaiser mag sich den Beweisgründen seines Ministers achselzuckend gefügt haben und es ist vielleicht gestattet, anzunehmen, daß der grimmige Menschenverächter bei dieser Gelegenheit das grausam schadenfrohe Wort habe fallen lassen, sein Großneffe Gajus „lebe zu seinem und aller Verderben" und er, Tiberius, „erziehe im Caligula dem römischen Volk eine giftige Natter und dem Erdkreis einen Mordbrenner" (se natricem populo romano, Phaëthontem orbi terrarum educare).

Er machte auch noch einen Versuch, die Gewalt, welche er seinem Großneffen hinterlassen mußte, durch Theilung derselben einigermaßen einzuschränken. Denn er setzte ein Testament auf, kraft dessen er den Principat und alle seine Besitzthümer seinem Enkel Tiberius Gemellus und seinem Großneffen Gajus gemeinsam vererbte, und er sorgte auch dafür, daß die Existenz und der Inhalt dieser seiner letzten Willensbestimmung in Rom bekannt wurde. Aber es half nichts. Macro erkannte zwar, das tiberische Testament ließe sich, weil zum voraus bekanntgeworden, nicht beseitigen. Aber er war entschlossen, einen Mitprincipat des jungen Tiberius nicht aufkommen zu lassen, und setzte zu diesem Zweck die bekannte Maschinerie des „vernünftigen Volkswillens" in Bewegung. Er brachte das Testament Tibers in der Sitzung des Senats vor, führte aber zugleich aus, dieser letzte Wille des verstorbenen Kaisers beruhte auf der ganz unstatthaften Voraussetzung, daß sein Enkel, bekanntermaßen ein unreifes, schwächliches, untaugliches Jüngelchen, zum Mitprinceps das Zeug hätte. Während er noch redete, brach der Janhagel als Sprachrohr der „vox populi vox dei" in die Curie herein, brüllend, das römische Volk wolle den Sohn des Germanicus, nur den Sohn des Germanicus zum Cäsar und Princeps haben, und die „versammelten Väter" sagten Ja und Amen dazu.

Das Testament des Einsiedlers von Capri wurde in den Papierkorb der Weltgeschichte geworfen und Caligula war von Stund' an Alleinherrscher.

2.

Das Gemälde, welches uns Sueton und Seneca von dem Nachfolger des Tiberius geliefert haben, ist vielleicht mehr Zerr- als Ebenbild. So zurückstoßend kann die Persönlichkeit des neuen Kaisers wohl nicht gewesen sein. Wenigstens nicht in der ersten Zeit seiner Herrschaft, wo doch seine Erscheinung und sein Gebaren zu seiner unermesslichen Popularität auch etwas beitragen mußten. Wenn wir die allzu grellen Farben, welche die genannten Gewährsmänner angewandt haben, etwas abtönen, so gewinnen wir dieses Bild: — Hochaufgeschossen, war Caligula ganz ungewöhnlich breit von Schultern und dick von Leib („corpore enormi"). Zur Massenhaftigkeit des Oberkörpers standen aber die dünnen Schenkel und Beine in einem kläglichen Mißverhältniß. Darum war sein Gang, obzwar er auf sehr langen und breiten Füßen lebte, schlotterig und schlenkerig. Die Haare waren ihm, etliche Borsten im Nacken ausgenommen, schon in Jünglingsjahren ausgegangen und diese Kahlheit machte die unschöne Form seines Schädels noch auffallender. Das Antlitz mit seiner schmutzigen Blässe, mit den tiefliegenden und starrblickenden Augen, mit dem harten und mürrischen Ausdruck und mit der häufigen Muskelverzerrung, welche den Epileptiker verrieth, — dieses Antlitz vermochte die Unebenheiten der Statur nicht auszugleichen. Kam nun, wie es der Fall war, zu allen diesen Reizen noch eine heisere, in den höheren Tönen kreischende Stimme, so muß die Liebe, welche das römische Volk dem Sohne des Germanicus

entgegentrug, so recht blind gewesen sein und taub obendrein. Aber wann und wo hätte die Liebe oder der Haß der urtheilslosen Menge je nach Gründen gefragt? Zudem suchte sich ja der neue Kaiser dieser selbigen Menge genehm und angenehm zu machen, indem er sich bemühte, in seinem ganzen Thun und Lassen jeder Zoll Pöbel zu sein und, einen süddeutsch-mundartlichen Ausdruck zu gebrauchen, als ein gar „gemeiner" Herr sich aufzuführen.

Die Verhältnisse, unter welchen Caligula zur Herrschaft gelangte, hätten kaum günstiger sein können, als sie waren. Wir besitzen eine Schilderung derselben, die aus der Feder eines Zeitgenossen geflossen, aus der Feder des alexandrinischen Juden Philo. Das ist ein wahres Loblied auf die Regierung des Tiberius; denn nur der trefflichen Organisation und straffen Handhabung derselben waren Zustände zu verdanken, wie Caligula sie vorfand. „Das römische Reich," sagt Philo, „war ruhig und gut verwaltet, wohlgeordnet und festgefügt in allen seinen Theilen. Nord und Süd, Ost und West, Grieche und Barbar, Soldat und Bürger waren mitsammen vereint im Genuß eines gemeinsamen Friedens und Behagens. Ueberall im Reiche war Ueberfluß an aufgesparten Gold- und Silberschätzen, an gemünztem oder künstlerisch gearbeitetem Edelmetall. Eine gewaltige Streitmacht stand bereit, Fußvolk und Reiterei, Landheer und Flotte. Die finanziellen Hilfequellen flossen in ununterbrochener Fülle. In allen Städten sah man nichts als Altäre und von weißgekleideten und bekränzten Priestern dargebrachte Opfer, überall Festversammlungen und Fröhlichkeiten, Pferde- und Wagenrennen, musische Wettkämpfe und Vergnügungen aller Art. Der Reiche

trat nicht den Armen, der Starke nicht den Schwachen, der Herr nicht den Sklaven, der Gläubiger nicht den Schuldner zu Boden. Denn die Unabhängigkeit jeder Bevölkerungsschichte fand die ihr gebührende Achtung und, alles in allem genommen, konnte das von den Dichtern gepriesene saturnische Zeitalter nicht mehr für märchenhaft, sondern für in dieser gesegneten Zeit zur Wirklichkeit geworden gelten."

Solche Herrlichkeit dauerte von dem ersten Tage der Kaiserschaft Caligula's an noch ganze sieben Monate, länger nicht. Gerade so lange nämlich währte es, bis die wildwahnwitzigen Züge des wahren Caligula die Maske des gemachten, gekünstelten und geheuchelten durchschlugen.

Zuvörderst gleißte die Maske gar holdselig. Der Mund des neuen Herrschers trof von Honig. Er sei nichts als das Kind und Mündelkind des Senats, ließ er sich vernehmen; er sei nur dazu da, die Mühen und Sorgen der Regierung mit den „Versammelten Vätern" zu theilen und er wolle in allem und jedem von ihrer erprobten Weisheit sich leiten lassen. Weiterhin, wie bemühend es für ihn sei, der letzten Willensmeinung des verstorbenen Kaisers inbetreff des jungen Tiberius Gemellus leider nicht stattgeben zu können. Aber sein theurer Vetter wäre eben noch viel zu zarten Alters, um die Bürde des Regiments mit ihm, Caligula, theilen zu können. Der theure Vetter hätte noch Vormünder, Lehrer und Leiter nöthig und er selbst wollte ihm alles dieses, ja geradezu Vater sein. In der That, er war dem armen Jungen Vater, so ein Kater-Vater, welcher seine Sprösslinge vor lauter Liebe auffrißt.

Sinnlose Verschwendung verschafft bekanntlich bei

der Menge Kredit. Wer „es recht nobel gibt“ — gleichviel, woher die Mittel dazu kommen — der imponirt dem großen Haufen. Caligula erfuhr das auch und die Mittel zur Vergeudung hatte ihm ja sein sparsamer Vorgänger bereitgestellt, welcher einen Staatsschatz von 500 Millionen Mark hinterließ, eine für dazumal, allwo es noch kein Papierschwindelgeld gab, ungeheure Summe. Binnen sehr kurzer Zeit wußte der „freigebige“ Gajus, der „großmüthige“ Gajus damit fertigzuwerden. Er warf das Geld mit vollen Händen aus, an die Gardesoldaten und Legionäre, an die Beamten und Bürger, an die Vornehmen und Geringen, an Gemeinden und Personen, an alle Welt. „Welch ein Kaiser! So einen müssen wir haben! Heil dem Gajus Cäsar!“ jubelte das gesammte Bettelpack in der Hauptstadt und in den Provinzen.

Und wie „liberal“ der neue Besen kehrte, will sagen der neue Kaiser regierte! Er gab eine große Amnestie: die Staatsgefängnisse leerten sich und die Verbannten kehrten aus dem Exil zurück. Das Geschäft der Angeber und Falschzeugen rentirte nicht mehr. Hätte es im damaligen Rom schon eine „Presse“ gegeben, so würde sich Caligula auch als ein Freund der Preßfreiheit aufgespielt haben. Einstweilen mußte er sich damit begnügen, den Wiederverkauf verboten gewesener Schriften zu gestatten. Weiterhin bemühte er sich um die Sicherung der richterlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit und wollte, daß die Bürger Einsicht in den Staatshaushalt bekämen, zu welchem Zwecke er die Veröffentlichung des Budget anordnete. Endlich that er sich auch als Eiferer für gute Sitten auf, indem er notorische Lasterbuben und ihre gewissenlosen Helfershelfer und Werkzeuge aus der

Hauptstadt verweisen ließ. Seine eigenen Sitten freilich, die ließen nicht viel, aber alles zu wünschen übrig. Seine Wüstlingsnatur war zu brutal, um eine Verschleierung ertragen zu können. Sein Verhältniß mit der Frau des Gardegenerals Macro, sein überzärtliches Verhalten zu seinen drei Schwestern, namentlich das zur Drusilla, der zweitältesten derselben, forderten die Kritik heraus. Aber sie schwieg vorderhand. Einem so trefflichen, so liberalen Fürsten mußte man seine kleinen „Zerstreutheiten" nachsehen, ja sogar seine großen. Als die Verordnung erging, daß der dem Kaiser zu leistende Treueid der Unterthanen die Formel enthalten sollte: „Ich selbst und meine Kinder sollen mir nicht theurer sein als Gajus Cäsar und seine Schwestern" — wurde dieser Senatsbeschluß mit jauchzender Begeisterung aufgenommen. Die verknechteten Römer hatten überhaupt, ein triviales, aber zutreffendes Wort zu gebrauchen, an dem „Soldatenstiefelchen" einen Affen gefressen. Während der drei ersten Monate seiner Herrschaft wurden für seine Gelangung zum Principat den Göttern 160,000, sage einhundert- und sechzigtausend Dankopfer dargebracht.

Es ist die Art bornirter und halbwissender Menschen, sich für ungemein gescheid und zu allem geschickt zu halten. Sie lieben es, ihre Unzulänglichkeit hinter einer lärmenden Vielgeschäftigkeit zu verstecken. So auch Caligula. Wenigstens zwei volle Monate durch that er so, als ob er alles verstände und alles allerhöchsteigenhändig anfassen, alles selber thun und machen wollte. Natürlich kam dabei nur „viel Lärm um nichts" heraus oder, was noch schlimmer, eine bedenkliche Störung und Wirrung der Regierungsmaschine. Der Regierungseifer des kaiserlichen Konfusionärs ließ auch bald nach und

seine fahrige Unruhe warf sich auf ein anderes Feld. Auf das der Lustbarkeiten nämlich. Er machte sich, so zu sagen, zum Maître de plaisir und Oberceremonienmeister des römischen Volkes. Er wollte, sagte er, das goldene Zeitalter des Augustus zurückführen, eine Zeit allgemeiner Ergötzung und Freude, und er bot wirklich alles auf, Rom in eine Schlaraffei zu verwandeln. Wagenrennen, Thierhetzen und Fechterspiele jagten sich in den Cirken und Arenen, alles massenhaft, prunkvoll, riesig verschwenderisch, und der Kaiser ging seinen entzückten Unterthanen in gieriger Hingabe an maßlose Genußsucht voran. Die Folgen kamen rasch. Eine furchtbare Vergemeinerung und Verwilderung riß ein. Unerhörtes geschah: des kaiserlichen Beifalls gewiß, erniedrigten sich römische Senatoren zu Wagenlenkern im Cirkus und römische Ritter zu Gladiatoren in der Arena. Noch mehr, Caligula gab in seiner Schamlosigkeit den Römern das beispiellose Schauspiel, daß er unter der Leitung eines beliebten Komödianten öffentlich als Balletttänzer sich sehen und als Sänger sich hören ließ. Ob er, wie die Sage ging, auch als Cirkuskutscher und Gladiator aufgetreten sei, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Gewiß ist dagegen, daß des taumelvollen Lotter- und Lasterlebens für seine Kräfte zu viel war. Er hatte seinen Muskeln und Nerven mehr zugemuthet, als sie auszuhalten vermochten. Er verlor den Appetit und aus dem kargen Schlaf, den er finden konnte („incitibatur insomnia maxime"), wurde er durch grausige Traumgesichte aufgeschreckt. Dann sprang er vom Lager auf und schwankte oder stürmte wie in Fieberdelirien durch die Hallen des Palastes, mit den dräuenden

Schattengestalten ringend, welche seine kranke Phantasie ihm vorgaukelte, und angstvoll nach dem ersten Tagesschimmer rufend.

Im achten Monat seiner Kaiserschaft brach er zusammen und fiel in lebensgefährliche Krankheit. Da kamen seine Beliebtheit und die Knechtschaffenheit seiner Unterthanen drastisch zum Vorschein. In der Hauptstadt, wie in den Provinzen, waren Sorge und Traurigkeit geradezu gränzenlos. Bei Tag und Nacht umlagerte eine Volksmenge das Palatium, ängstlich harrend und theilnahmevoll dem Zustande des Kranken nachfragend. Und dabei blieb es nicht. Die Römer waren bekanntlich von jeher stark in der Leistung von Gelöbnissen aller Art und jetzt fanden sich Leute, welche gelobten, ihr Leben für das des Kaisers zu lassen. Ein gewisser Afranius Potitus gab bekannt, daß er das Gelübde gethan, sein Leben zu opfern, wenn Gajus Cäsar genesen würde, und ein sicherer Atanius Secundus that das Gelöbniß, für die Genesung des Kranken in die Arena hinabzusteigen und als Gladiator auf Leben und Tod zu kämpfen. Der wiedergenesene Caligula hat das, falls dem Sueton (Cal. 27) zu glauben ist, ernsthaft genommen und die beiden unterthänigen Gelober gezwungen, ihr Gelübde zu erfüllen. Das sieht freilich wie ein später erfundener „Witz" aus; aber so ein Witz war dem Caligula schon zuzutrauen.

3.

Als Lotterbube und Halbnarr war er auf's Krankenlager gesunken, als Ganznarr und Tyrann der schlimm-

sten Art erhob er sich von demselben. Aus dem Genußfex war ein Blutfex geworden, ohne daß er aufgehört hätte, ein Schlemmer, Vergeuder und Wüstling zu sein. Was er als solcher verbrach, darüber mag hier der Schleier des Schweigens gebreitet sein. Auch über das Aergerniß seiner Heiraten und Scheidungen und es genüge, anzugeben, daß er vier Gemahlinnen hatte: Junia Claudilla, Livia Orestilla, Lollia Paulina und Milonia Cäsonia. Die letztgenannte hielt ihn aus, überlebte ihn jedoch kaum um eine Stunde.

Auch so, wie der Kaiser nach seiner Krankheit sich aufführte, blieb er noch lange der Volksliebling. Die Völker haben ja, wie bekannt, stets mehr auf ihre Quäler als auf ihre Wohlthäter gehalten. Diese mußten allzeit froh sein, wenn sie unverhungert, ungesteinigt und ungekreuzigt davonkamen. Jene aber wurden beschmeichelt, bejubelt, vergöttert, namentlich dann, wann sie es nicht verschmähten, mit der unverständigen Menge sich recht „gemeinzumachen". Caligula machte sich erzgemein. Verrufenes Pack männlicher und weiblicher Sorte war sein liebster Umgang. In der Gesellschaft von Stallknechten und Wagenlenkern verbrachte er Tage und mitunter auch Nächte. Seine Leidenschaft für die Cirkusspiele war toll. Bei einem seiner tobenden Bakchanale machte er einem Cirkuskutscher, Eutychus, welcher im Wettfahren die grüne Farbe — die Parteien des Amphitheaters waren die grüne, die blaue, die rothe und die weiße — siegen gemacht, das kolossale Geschenk von 2 Millionen Sesterzien, weil er, Caligula, zu den „Grünen" sich hielt. Seinem Lieblingsrenner Heißsporn („Incitatus") erbaute er einen eigenen Palast, gab ihm einen förmlichen Hofstaat, Purpurdecken, Hals-

bänder mit Juwelenschmuck und Krippen von Elfenbein. Er soll auch beabsichtigt haben, diesen Gaul zum Consul ernennen zu lassen, und das Biest wäre am Ende aller Enden nicht der schlechteste Consul gewesen, welchen die „stolzen" Römer sich gefallen ließen.

Caligula's Cäsarenwahnwitz wechselte zwischen den Erscheinungsformen des sogenannten Verfolgungswahns und des sogeheißenen Größewahns.

In Stunden des Besessenseins von jenem gab er den ihm angestammten Treiben wildester Grausamkeit freien Lauf. Dann war das Morden ihm Wollust und in der Raserei derselben ließ er auch die Rücksichtsnahme auf die Volksgunst gänzlich außeracht. So, wenn er, wildgemacht durch den Anblick des strömenden Blutes, bei einem Thierkampfspiel, als die Anzahl der den wilden Bestien vorgeworfenen Verbrecher ihm unzureichend schien, plötzlich eine Anzahl von Zuschauern hinter den Schranken hervorzerren und die Unglücklichen den Löwen preisgeben ließ. Er quälte sein krankes Gehirn ab, raffinirte Marter- und Hinrichtungsarten zu ersinnen, und kann in dieser Beziehung für ein Vorbild Iwans des Schrecklichen gelten, jenes beispiellosen Scheusals von moskowitischem Zaren. Mit diesem hatte er auch gemein, daß er es liebte, seine Gräuelthaten mit rohen Späßen zu würzen und seine Opfer zu verhöhnen, bevor er sie schlachtete. Er pflegte sich seine „Gefühllosigkeit" als höchsten Vorzug anzurechnen, und als ihm seine Großmutter Antonia einmal gerade dieser grausamen Fühllosigkeit halber Vorstellungen zu machen wagte, sagte er barsch: „Vergiß nicht, daß mir alles gegen alle zu thun erlaubt ist."

Man sieht, die Unterweisungen des jüdischen Prin-

zen Herodes Agrippa hatten beim Caligula, welcher dafür seinen Präceptor mit Land und Leuten in Palästina ausstattete, ganz prächtig angeschlagen. Der Sultan war fertig. Der Allmachtstaumel war tobsüchtig geworden.

Das erste Opfer von des Kaisers Verfolgungswahn war sein junger Vetter Tiberius Gemellus. Der Prinz war doch immerhin der Enkel des Tiberius und konnte sich einmal — wer weiß? — als Prätendent aufspielen wollen, also möglicherweise gefährlich werden. Schlußfolgerung aus dieser Voraussetzung: „Weg mit ihm! Einer meiner Gardehauptleute soll das in aller Geschwindigkeit und Stille besorgen.“ Und so geschah es. Wozu der Lärm einer gerichtlichen Untersuchung? Der dazu kommandirte Centurio vollzog seine Ordre und der arme Gemellus büßte sein schemenhaftes Dasein ein, ohne daß seine Ermordung etwas anderes als ein halb mitleidiges halb verachtungsvolles Achselzucken erregt hätte.

Mehr Aufsehen, großes sogar, machte es, als Caligula dazu verschritt, den Gardegeneral Macro und dessen Gemahlin Ennia zum Orkus hinabzusenden. Die Frau Generalin, welcher er in zärtlicher Stunde versprochen hatte, sie zur Kaiserin zu machen, war ihm verleidet und dem Herrn General konnte er die riesige Summe von Dank, welche er ihm schuldete, nicht verzeihen. Zudem wagte es Macro, welcher ein tüchtiger Soldat und ein fähiger Politiker war, den Kaiser mitunter an die demselben geleisteten Dienste zu erinnern, wie nicht minder, ihn mit Vorstellungen inbetreff kaiserlicher Herrscherwürde und kaiserlicher Herrscherpflichten zu langweilen. Solche Vermessenheit bewies denn doch klärlich, daß der General

ein höchst gefährlicher Mensch war, der sehr wahrscheinlich mit Verschwörungsplänen sich trug. Also hinab mit ihm zur Unterwelt und die aufdringliche Frau Ennia, welche unsere kaiserliche Majestät an angebliche Versprechungen zu mahnen sich erdreistet, soll ihm auf dem Wege dahin Gesellschaft leisten!

Mit dem Bluttrinken steigerte sich der caligula'sche Blutdurst. Nach Macro und seiner Frau kam die Reihe des „Expedirtwerdens" an den hochangesehenen Marcus Junius Silanus, dessen Tochter Junia Claudilla die erste Gemahlin des Kaisers gewesen war. Diese Schwiegervaterschaft schützte den alten Herrn nicht vor dem Befehl, sich mit einem Rasirmesser den Hals abzuschneiden, weil er seinen kaiserlichen Schwiegersohn, „als dieser bei stürmischer See zu Schiffe ging, nicht habe begleiten wollen, offenbar in der Absicht, sich, so dem Kaiser im Sturme ein Unglück zustieße, der Herrschaft zu bemächtigen". Nun folgten einander die Hinrichtungen um so zahlreicher und rascher, als mit denselben die höchst einträglichen Konfiskationen des Vermögens der Hingeschlachteten verbunden waren und der Wegfall gerichtlicher Weitläufigkeiten das lohnende Mordgeschäft so höchst bequem erscheinen ließ. Reich zu sein, wurde ein Verbrechen in dem immer rascher sich vergrößernden Maß, in welchem die rasende Verschwendung des Kaisers sein Geldbedürfniß unersättlicher machte. Die „stolzen" Römer ließen diese Raubmördereien über sich ergehen, ohne zu mucksen.

Mitten in seiner blutigen Finanzerei traf nun den Wütherich ein Schlag, welcher den kaiserlichen Narren zu neuen Tollheiten stachelte. Seine Lieblingsschwester und Kebse Drusilla erkrankte und starb. Der Kaiser wurde

toll darob. Er befahl nicht nur, der Todten eine Bestattungsfeier von beispielloser Pracht zu rüsten, sondern verordnete zum Zeichen allgemeiner Landestrauer einen vollständigen Gerichts- und Geschäftsstillstand, während dessen es als ein todeswürdiges Verbrechen angesehen und bestraft werden sollte, so jemand lachte, badete oder Familientafel hielte. Dann verbarg er sich in der Einsamkeit seiner Villa zu Albano, in allerhand Kindereien Zerstreuung suchend, brach plötzlich von dort auf, durcheilte wie im Fluge Campanien, fuhr von dort hinüber nach Syrakus und kehrte stracks nach Rom zurück. Hier erklärte er die Trauerzeit für geschlossen, befahl aber dem Senat, für die allerhöchstselige Drusilla göttliche Ehren einzusetzen. Hören und gehorchen war für diese Versammlung von Lakaien dasselbe. Einer der Herren Senatoren — Livius Geminus hieß der Wackere — that sogar noch ein übriges in der Niedertracht. Er leistete aus freier Hand einen feierlichen Eid, daß er mit seinen eigenen Augen die allerhöchstselige Drusilla gen Himmel fahren gesehen habe. Ein Senatsschluß erging, Drusilla sollte im Himmel Panthea, die Allgöttin, heißen und es sollte ihr ein Tempel gebaut werden; ein goldenes Standbild der neuen Göttin sei in der Senatscurie, ein zweites von gleicher Art im Tempel der Venus aufzustellen, denn sie sollte der gleichen Verehrung genießen wie diese Tochter Jupiters. Darum sollten die römischen Frauen fortan nur noch bei der Panthea schwören. Der Kaiser selbst schwur von jetzt an nur noch bei der Gottheit Drusilla („per numen Drusillae"). In das Finale dieser ekelhaften Posse mischte Caligula eine Dosis brutalen Humors, indem er dekretirte, von Stund an sei jeder zu bestrafen, wer noch über den Tod der Drusilla

traure; denn freuen müsse man sich vielmehr darüber, maßen sie ja dadurch eine Göttin geworden. Sind wir aber berechtigt, über diese ganze Drusilla-Posse spöttisch zu lachen oder gar uns darüber zu ärgern? Kaum. Wir haben ja den „armen blinden Heiden" neben verschiedenen anderen Narrheiten bekanntlich auch ihre Vergottungsmanie nachgepfuscht. Alles kehrt wieder im Dasein der Menschheit, zumeist aber nicht das Gescheide, sondern nur das Dumme, Dummere, Dummste.

Die Bereitwilligkeit, ja Beeiferung, womit Senat und Volk den Drusilla-Cult angenommen hatten, forderte zu weiteren Leistungen in dieser Richtung auf. War es doch allzeit und überall die Knechtschaffenheit der Völker, was den Despotismus zur Veranstaltung seiner Orgien ermuthigte, und nur auf der Basis des Sklavensinns der Menschen vermag sich ein Schwindelbau der Tyrannei zu erheben. Das Rom, welches einen Narren von Despoten wie Caligula ertrug, verdiente ihn.

Wenn ich — so mochte der Kaiser kalkuliren — im Handumdrehen aus der theuren Drusilla eine Göttin und die Leute an diese Gottheit glauben machen konnte, warum sollte ich nicht mich selber zu einem Gott machen können?

Gedacht, gethan. Hätte es dazumal einen shakespeare'schen Polonius in Rom gegeben, so würde er wohl auch in diesem Wahnsinn „Methode" gefunden haben — („Though this be madness, yet there's method in it"). Denn, in Wahrheit, der caligula'sche Größewahn ging schrittweise und, so zu sagen, logisch vor: zuerst erhob er sich in seiner Einbildung über alle andern Menschen, dann machte er sich zum Halbgott und von diesem ließ er sich zum Ganzgott vorrücken. Beim Ale-

xandriner Philo finden wir diesen Narrenlauf in aufsteigender Linie in seinen Anfängen so angegeben: „Seine, Caligula's, ihm von der Natur überwiesene Aufgabe und Bestimmung sei die Obhut über die Menschen. Wie nun aber der Geißhirt kein Geißbock, der Rinderhirt kein Stier, der Schafhirt kein Widder sei, sondern ein Wesen höherer Ordnung, so stehe auch er, der Imperator urbis et orbis, der Herr der Welt, seiner Wesenheit nach hoch über den Menschen." Die Praktik dieser Theorie war, daß er sich den größten und besten Kaiser („Caesarem optimum maximum") nannte und die „stolzen" Römer, ohne alle Rücksicht auf Stand und Rang derselben, wie eine Heerde von Ziegen, Rindern und Schafen behandelte. Mit Vorliebe that er den Vornehmen, den Herren senatorischen und consularischen Ranges, an, was von Demüthigungen nur immer auszusinnen war. Wir wurden an den Uebermuth Napoleons erinnert, welcher Rheinbundsfürsten neben seinem Wagenschlag hergaloppiren ließ, wenn wir hören, daß Caligula römische Senatoren zwang, in ihren schweren Togen neben seinem Wagen herzurennen. Alle die grausamen Tollheiten und mörderischen Späße aufzuzählen, welche er als „Völkerhirt" verübte, müßte Langeweile und Ekel erregen.

Er fand es jetzt an der Zeit, der eigentlichen Vergottungsprocedur Raum zu geben, und spielte sich zuvörderst als Halbgott Hercules auf. Dann legte er sich den Namen und die Attribute des Bakchus und weiterhin die des Apollo bei. Schließlich fand er, daß damit seiner Göttlichkeit noch immer kein rechtes Genügen gethan wäre, und ließ die Erklärung ausgehen, er sei der höchste römische Nationalgott, nämlich der Jupiter Lati-

aris, und folglich an Rang dem Jupiter Capitolinus, mit dessen Standbild Zwiesprache zu halten er sich den Anschein gab, durchaus ebenbürtig und gleichstehend. Er erbaute seiner Gottheit einen prächtigen Tempel, in welchem als Priester amten zu dürfen, für Römer der adeligsten Geschlechter eine eifrig gesuchte Ehre war. In der Cella dieses Tempels stand seine aus Gold gegossene Porträtstatue, welche täglich mit einem dem seinigen ganz gleichen Anzuge bekleidet wurde und vor welcher täglich Flamingos, Pfauen, Fasanen, Perlhühner und andere kostbare Vögelarten als Opfer fielen. Dem Gotte ziemte auch eine Göttin zur Gemahlin. Daher lud der „Jupiter Latiaris" in Vollmondnächten die Selene-Luna zum Ehebündniß ein.

Der Senat, Rom und die Provinzen fügten sich dem Willen und Befehl des tollen Tyrannen, daß sein Jupitersstandbild in allen Tempeln aufgestellt werde, und daß die Anbetung *seiner* Göttlichkeit vor den Culten aller andern Götter den Vorrang haben müßte. Nur *ein* Volk unter allen im römischen Reiche gab es, welches den ehrenwerthen Muth hatte, dieser wahnwitzigen Ueberhebung sich nicht fügen zu wollen: das jüdische. Den Juden, deren strenger Monotheismus und Spiritualismus nicht einmal eine bildliche Darstellung ihres Nationalgottes Jahve duldete, mußte die Vergötzung eines Menschen und die Aufstellung von Standbildern des Vergötzten in ihren Synagogen der Gräuel aller Gräuel sein. Ueberall, wo sie in größerer Zahl niedergelassen waren, erklärten sie kühn und entschieden, der Vollziehung des bezüglichen Senatsschlusses Widerstand entgegenstellen zu wollen. Und sie thaten so, wo immer sie es vermochten. Namentlich in Alexandria, in welcher Welt-

handelsstadt sie ja ein Drittel der Bevölkerung bildeten. Ihr mannhafter Widerstand gegen den befohlenen Blödsinn führte zu einem heftigen Tumult und blutigen Straßenkampf, wodurch die Juden allerdings besiegt, aber doch nicht zur Idololatrie bekehrt wurden. Als für ihre Volksgenossen in Judäa selbst sowohl als für die überall zerstreuten nochmals der förmliche Befehl erging, das caligula'sche Idol im Tempel zu Jerusalem und in allen Synagogen aufzustellen, machten die alexandrinischen Israeliten noch einen Versuch, diese Todsünde von Israel abzuwenden, indem sie es wagten, den tollen Kaiser die Sprache der Vernunft und Gerechtigkeit vernehmen zu lassen.

Das versuchte jene alexandrinisch-jüdische Abordnung, an deren Spitze der berühmteste Jude von dazumal, der gelehrte Philo, als Sprecher stand. Dieser griechisch schreibende jüdische Autor hat uns einen Bericht über seine Sendung hinterlassen, welcher fraglos zu den denkwürdigsten zeitgenössischen Aufzeichnungen gehört. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es endlich den jüdischen Abgeordneten, eine Audienz bei dem fahrigen Kaiser zu erlangen, aber nur zugleich mit einer andern alexandrinischen Deputation, einer heidnischen, antisemitischen, welche, geführt von einem gewissen Isidorus, den Auftrag hatte, die Juden zu verklagen und denselben entgegenzuwirken. Die beiden feindlichen Abordnungen wurden in den weitläufigen Villen- und Parkanlagen der sogeheißenen Gärten des Mäcenas bei Sr. verrückten kaiserlichen Majestät vorgelassen, welche gerade jetzt neben ihren übrigen Suchten auch noch die Bausucht hatte und beständig von einem Schwarm von Bau- und Gartenkünstlern umgeben war, Pläne besich-

tigend, den und jenen billigend, um denselben im nächsten Augenblick wieder zu verwerfen, stündlich etwas wollend und wieder nicht wollend, Befehle hervorsprudelnd und sofort wiederrufend, umgetrieben wie ein Kreisel, unstät wie Wind und Welle. „Da fanden wir — meldet Philo — den Tyrannen, umgeben von Höflingen, Intendanten, Architekten und Werkleuten aller Art. Alle Säle und Hallen waren weit aufgethan und er rannte aus einem Gelaß ins andere. Als wir vorgerufen wurden und der Kaiser in seinem wilden Herumfahren einen Augenblick innehielt, begrüßten wir ihn ehrerbietig als Augustus und Imperator." Er runzelte sie an mit den Worten: „Aha, ihr also seid die Gotthasser, welche meine doch von der ganzen Welt anerkannte Göttlichkeit leugnen?" Sprach's, hob die Hände gen Himmel und fluchte gräulich. Die alexandrinisch-antisemitischen Abgeordneten klatschten Beifall, sprangen und tanzten vor Freude, begrüßten schmeichlerisch-sklavisch den Gott-Kaiser und ihr Sprecher Isidor sagte: „Du wirst, o Herr, die Juden noch mehr verabscheuen, wenn du erfährst, daß sie sich geweigert haben, für deine Wohlfahrt zu opfern." Darauf schrieen ihrerseits die Juden: „Herr Gajus, wir werden verleumdet. Wir haben geopfert für dich, haben dargebracht Hekatomben für dich, und zwar nicht einmal, sondern dreimal." Worauf Caligula: „Nun wohl, gesetzt, ihr habt geopfert, so habt ihr doch nur für mich geopfert, nicht aber mir." Damit wieder auf und davon. Die Juden und die Antijuden ihm nach, Trepp' auf Trepp' ab, von Gemach zu Gemach, immer hinter dem Kaiser her und einander mit umgekehrten Liebenswürdigkeiten überhäufend. Plötzlich blieb Caligula wieder stehen und

schnarrte, zu den Juden gewendet: „Sagt mir mal, warum eßt ihr kein Schweinefleisch?“ Die Antisemiten lachten, aber Philo gab auf die höhnische Frage des Tyrannen die ganz verständige Antwort: „Jedes Volk hat seine besonderen Sitten, auch unsere Feinde haben ihre Eigenheiten und es gibt ja auch Völker, welche Lammfleisch nicht essen mögen.“ Darauf der Herr Gajus: „Das begreift sich, Lammfleisch schmeckt schlecht.“ Er lachte, überzeugt, daß er einen guten Witz gemacht hätte, und fügte nach einer Pause hinzu: „Laßt mal hören, wie stellt ihr euch denn eigentlich zum römischen Staat?“ Eine verfängliche Frage, allein ein so gewandter Wortschaumschläger wie Philo schrack vor der Beantwortung derselben nicht zurück. Er stellte sich in Positur und begann eine gelehrte Auseinandersetzung der religiösen und politischen Anschauungen und Grundsätze seines Volkes, kam aber damit nicht weit. Denn der Kaiser rannte abermals weg, um die Einsetzung eines aus durchsichtigem Stein geschnittenen Fensters in einem der Säle zu überwachen. Die Juden immer hinter ihm her. Wieder zu ihnen gekehrt, befahl er: „Fahrt fort!“ Allein kaum hatte der jüdische Redner angesetzt, so stürzte der Kaiser wieder fort, um die Aufstellung von etlichen Gemälden anzuordnen. „Wir gingen ihm immer nach — sagt Philo — mehr todt als lebendig vor Angst, und während wir rechtfertigende und flehende Worte an den Kaiser zu richten wagten, wandten wir uns in stillem Gebet an den großen Gott unserer Väter. Und siehe, der blickte gnädig und erbarmungsvoll auf uns und lenkte des Kaisers Herz zum Mitleid.“ In der That endete die Audienz weit besser, als zu erwarten war. Nach langem Hin- und Herlaufen blieb Caligula

schließlich vor den Juden stehen und entließ sie, halb mitleidig halb verachtungsvoll, mit den Worten: „Menschen, welche mich nicht für einen Gott halten, sind im Grunde mehr nur unverständig und unglücklich als bösartig und strafsällig."

Freilich, die Juden hatten mittels ihres Muthes und ihrer Zähigkeit nur einen Aufschub der ihnen angedrohten Tempelschändung erlangt, allein dieser Aufschub währte doch gerade lange genug, d. h. bis zum Untergang des Tyrannen, mit welchem natürlich auch seine Göttlichkeit starb. Immerhin haben die Juden durch ihren Widerstand gegen den nichtswürdigen Götzendienst vor der übrigen Bevölkerung des römischen Reiches höchst vortheilhaft sich ausgezeichnet. Denn nicht dieses war das Aergste, daß der Narr Caligula sich für einen Gott hielt — so etwas kommt in jedem Irrenhause vor — sondern das Aergste war vielmehr, daß Millionen und wieder Millionen von „vernunftbegabten" und „denkenden" Wesen in feiger Niedertracht so thaten, als glaubten sie an eine Gottheit von solcher Sorte.

4.

Was vom „Gott Gajus" noch zu melden, ist nur eine ununterbrochene Reihe von Tollheiten. Wenn die römische Gesellschaft von damals nicht gewesen wäre, wie sie war, müßte man noch jetzt, nach achtzehn Jahrhunderten, erstaunt fragen: Aber warum hat man denn das Unthier nicht in eine Zwangjacke gesteckt und in eine Tobzelle gesperrt? Daß man daran nicht entfernt

dachte, beweist unwidersprechlich den Umfang und die Abgrundtiefe der moralischen Pestilenz, von welcher die antike Welt durchseucht war. Man muß die römische Cäsarenwirthschaft kennen, um die Möglichkeit vom Aufkommen des Christenthums zu verstehen. Nur die materialistische Völlerei der kaiserlichen Roma macht den Versuch einer solchen spiritualistischen Fastenkur begreiflich. Das wüste Bakchanal im Palatium der Cäsaren rief dem christlichen Fakirthum in den Wüsteneien Aegyptens und Syriens. Aus der Prämisse der heidnischen Orgie ergab sich als Schlußfolgerung die mönchische Kasteiung. Die Entwickelung der Menschheit schreitet ja nicht auf dem göthe'schen Wege „ruhiger Bildung" voran, sondern sie wirft sich vielmehr in Extremen hin und her und macht sich gar nichts aus Sprüngen, wie, beispielsweise zu reden, der Sprung von einem Caligula zu einem Simeon Stylites einer war.

Dies gesagt, werfen wir noch einen Blick auf den kaiserlichen Narren, von dem zu berichten ist, daß er in seiner Art auch ein zärtlicher Vater gewesen. Da seine drei ersten Ehen kinderlos geblieben, hatte er eine unbändige Freude, als ihm die vierte Frau, die Milonia Cäsonia, eine Tochter gebar — am dreißigsten Tage nach der Hochzeit. Das wäre, erklärte er, ein Wunder, was eben wiederum bewiese, daß er, der Vater, ein Gott sei. Er ließ das Kind, welchem er die Namen Julia Drusilla gab, in den Tempeln aller Göttinnen herumtragen und es dann in dem der Minerva dem Bilde derselben auf den Schoß legen, weil diese Göttin die richtige Amme für einen Sprössling des Jupiter Latiaris sein müßte.

Die Baumuth des Kaisers ging auf das Kolossale,

nämlich auf das kolossal Verrückte. Was sonst soll und kann man von dem berühmten, rein nur einer tollen Laune entsprungenen Brückenschlag über den Golf von Bajä sagen, wodurch Bauli und Puteoli für kurze Zeit miteinander verbunden wurden? Warum? Weil während Caligula's Jugend der angesehene Wahrsager Thrasyllus geweissagt hatte, der Knabe Gajus würde so wenig Kaiser werden, als derselbe jemals zu Wagen über den Golf von Bajä fahren könnte, und der Kaiser Gajus diese Prophezeiung lügenstrafen wollte. Er that so, ritt, angethan mit der angeblichen Rüstung Alexanders des Großen, unter großem Gepränge und mit zahlreichem Heergefolge von Bauli auf der mit unsinnigem Aufwand improvisirten Brücke nach Puteoli, allwo er wie ein Eroberer einzog, und dann fuhr er im Anzug eines Cirkuskutschers der „Grünen" auf einem Triumphatorwagen von Puteoli zurück nach Bauli, laut sich rühmend, daß er das Meer besiegt und Größeres vollbracht habe als Dareios und Xerxes mit ihrem Brückenschlagen über den „miserabeln" Hellespont. Es mag erlaubt sein, zu vermuthen, daß er, zu seinen vertrauten Höflingen gewandt, noch hinzugefügt habe: „Dem alten Esel, dem Thrasyllus, hab' ich seine Orakelei tüchtig versalzen — hab' ich nicht?"

Auch Fraß und Völlerei — man darf, so man bei der Wahrheit bleiben will, dafür keinen anständigeren Ausdruck gebrauchen als diesen biblischen — trieb er ins Ungeheuerliche, ins Gargantuahafte. Seine Narrheit war, im Tafelluxus zu leisten, was vor ihm noch nie geleistet worden, und so brachte er es glücklich dazu, die Kosten einer einzigen Mahlzeit auf die unglaubliche Höhe von zwei Millionen Franken hinaufzurasen. Um die Möglichkeit einer solchen Vergeudung begreiflich zu finden,

muß man sich erinnern, daß ein etwas älterer Zeitgenosse Caligula's, der Eßkünstler Apicius, ein Vermögen von hundert Millionen Sesterzien (20 Millionen Franken) verschleckt und verschlemmt hatte und sich das Leben nahm, weil er die ihm noch verbliebenen zwei Millionen Franken zur anständigen Ernährung für unzulänglich hielt.

Seine Großthat von Bajä scheint dem Kaiser-Narren Geschmack an Triumphalpompen erregt zu haben. Großmannssucht und immer wachsende Geldnoth vermochten ihn, Feldzüge oder vielmehr Raubzüge nach Germanien und Gallien zu unternehmen. Was uns darüber überliefert ist, klingt so unerhört, so absonderlich, so läppisch, daß wir versucht sind, anzunehmen, wir hätten es hier nicht mit Berichten von Thatsachen, sondern nur mit mehr oder minder witziger Karikaturmalerei zu thun. Wir wollen darum diese Schnurrpfeifereien, welche den Uebergang von Caligula's Wahnwitz zum Blödsinn angekündigt haben würden, hier nicht wiederholen. Diese Dummheiten, wahr oder erfunden, waren doch gar zu dumm. Daß der Kaiser für seine „Feldzüge" in Germanien und Gallien, sowie für seine sogenannte „britannische Expedition" — er kam gar nicht nach Britannien — die Ehre eines Triumphes beanspruchte, verstand sich von selbst. In einem lichten Moment scheint ihm aber die ungeheure Lächerlichkeit dieses Anspruchs doch so eingeleuchtet zu haben, daß er, was ja nur eine possenhafte Travestie gewesen wäre, unterließ und bei seiner Rückkehr nach Rom mit einer „Ovation" sich begnügte. Uebrigens ist der Erwähnung werth, daß es, wenn nicht im versklavten Rom, so doch in den Provinzen da und dort einen Menschen gab, welcher die caligula'sche Gottheitsposse für das hielt, was sie war. Beim Dion ist

zu lesen, daß ein Gallier spottlächelte, als er eines Tages den Kaiser, mit allen Insignien des höchsten Gottes Jupiter angethan, auf seinem Tribunale sich spreizen sah. Caligula bemerkte es und that an den Mann die Frage, was selbiger von ihm dächte. „Daß du ein abgeschmackter Narr seiest," lautete die unverblümte Antwort. Auch dazumal mag der nachgeäffte Jupiter einen lichten Moment gehabt haben, denn der aufrichtige Provinzbewohner kam nicht nur mit dem Leben, sondern überhaupt ungestraft davon.

Soweit die Lückenhaftigkeit des uns zu Gebote stehenden Quellenmaterials es gestattet, mit einiger Sicherheit zu urtheilen, scheint nach der Rückkehr des Kaisers von seinen „Feldzügen" der Wahnwitz desselben die letzte Kraft angespannt und ausgetobt zu haben. Caligula, nur auf die theuer erkaufte Zuverlässigkeit seiner aus „barbarischen", d. h. gallischen, belgischen und germanischen Landsknechten bestehenden Leibgarde sich verlassend, machte jetzt den herkömmlichen Formen und Normen des römischen Staatswesens keinerlei Zubilligung mehr, sondern gab sich auch äußerlich als das, was er innerlich war, als vollendeter Sultan und Tyrann. Der Schrecken herrschte in Rom, und wie so ganz dieser Terrorismus dem Sinne des Kaisers entsprach, läßt sich daraus errathen, daß er häufig und gern die bekannte Phrase aus einer Tragödie des Attius im Munde führte: „Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten." Das Material zu unausgesetzten Hinrichtungen mußten ihm Komplotte liefern, wirkliche oder auch à la Bonapartismus gemachte. Delatoren und Denuncianten hatten einen größeren Stand als je. Der gesammte Senat kroch und wedelte hündisch vor dem Freigelassenen Protogenes, dem infamsten der Angeber.

Die Mordsucht Caligula's gefiel sich immer mehr in der Anstiftelung von Grausamkeiten. Er pflegte den Abschlachtungen anzuwohnen und, so der Henker ein Opfer unter den Händen hatte, zu jenem zu sagen: „Triff ihn so, daß er das Sterben auch recht fühle (ita feri, ut se mori sentiat)!" Jeder Schuljunge weiß dem Sueton nachzuerzählen, daß, als eines Tages im Cirkus ein Wettfahrer von einer andern Farbe als der kaiserlichen den Preis errungen hatte und die Zuschauermenge dem Sieger zuklatschte, der Kaiser wüthend aufgeschrieen habe: „Oh, ich wollte, das ganze römische Volk hätte nur einen Hals!"

Der gute Sueton, dessen starke Seite die Kritik bekanntlich nicht gewesen ist und der die gränzenloseste Leichtgläubigkeit mit seinem antiquarischen Wissen und Gewissen in Harmonie zu bringen verstand, weiß von allerhand Vorzeichen des bevorstehenden Untergangs Caligula's zu berichten. Unter anderem, daß im Tempel zu Olympia das weltberühmte Zeusbild, welches auseinanderzunehmen und nach Rom zu schleppen der Kaiser-Narr befohlen hatte, plötzlich in ein schütterndes Gelächter ausgebrochen sei, so daß die Arbeiter entsetzt von dem wankenden Abbruchsgerüste wegflüchteten. Es bedurfte jedoch weder dieses noch eines anderen „Omens", um erkennen zu lassen, daß es mit der Dauerhaftigkeit eines Kaisers wie Caligula übel bestellt sei und sein Ende schwerlich ein friedliches sein werde. Zumal mit dem wachsenden Steuerdruck die Popularität des Tyrannen sichtbarlich abgenommen hatte.

Indessen hätte Caligula bei der jämmerlichen Verknechtung von Senat und Volk wohl noch lange den Presser, Prasser und Wüthrich spielen können, falls er

es über sich gewinnen konnte, seinen Witz zu zügeln. Ja, es ist kennzeichnend für das damalige Rom, daß nicht die schandbare Mißregierung des Kaisers seinen Fall herbeiführte, sondern vielmehr die plumpe Spottsucht, welche er auch an den Herren seiner nächsten Umgebung auszulassen liebte, an Leuten, von welchen doch seine Sicherheit vorzugsweise abhing.

Da war ein Bataillonskommandant von der Garde (tribunus cohortis praetoriae), Cassius Chärea, welchen der Kaiser zur Zielscheibe seines Spottes gemacht hatte. Dieser schon in vorgerücktem Alter stehende Officier besaß ein mangelhaftes Sprachorgan, eine dünne Weiberstimme, welche beim Kommandiren leicht in widrige Fistelstöne umschlug. Caligula, welcher doch selber mehr kreischte und krächzte als sprach, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, den Gardetribun darob zu verhöhnen. Selbst bei dienstlichen Vorkommnissen, wann der Kommandant die Tages- oder Nachtparole bei dem Kaiser holte, mußte er sich bitterkränkend-unsaubere Anspielungen gefallen lassen. Cassius Chärea war aber nicht der Mann, das zu verzeihen oder lange zu dulden. Er faßte den Entschluß, sich selbst von seinem Verspotter und Rom von seinem Tyrannen zu befreien. Zu diesem Zwecke Mitverschworene zu finden, konnte ihm nicht schwer fallen. Denn das Wüthen Caligula's war zuletzt so launisch geworden, daß niemand mehr auch nur für eine Stunde seines Lebens versichert sein konnte. Hatte der verrückte Wütherich doch kürzlich den Lieblingsgenossen seiner Wüstlingschaft, den Komödianten Apelles, in einem Augenblick des Unbehagens umbringen lassen. Und hatte er nicht unlängst zu seiner Frau Cäsonia, während er ihren Hals betrachtete, gesagt: „So hübsch er ist, ein

Wink von mir und er wird abgeschnitten" — ? Auch der Günstling des Tages, der Freigelassene Callistus, traute der kaiserlichen Gunst so wenig, daß er sich schon einmal in ein Komplott eingelassen hatte und jetzt den Eröffnungen Chärea's williges Gehör schenkte. So that weiterhin Chärea's Waffenkamerad, der Bataillonskommandant Cornelius Sabinus, und so thaten noch verschiedene Stabsofficiere und Hauptleute von der Garde. Es war die richtige Militärverschwörung, an ähnliche Geschehnisse in der russischen Geschichte auffallend erinnernd. Hier wie dort hatten die Verschwörer nicht etwa eine Staatsveränderung im Sinne, sondern sie wollten nur einen Personenwechsel. Auf die kürzeste Formel gebracht, war ihre Losung: Morden, um nicht gemordet zu werden.

Verschiedene Mordanschläge erwiesen sich als unausführbar. Aber zögern durfte man nicht länger. Denn schon ging ein Geraune vom Bestehen des Komplotts im Palast und in der Stadt um. Also sollte bei Gelegenheit der zum Gedächtniß des Augustus und der Livia Augusta eingesetzten sogenannten palatinischen Festspiele, für welche eigens ein Theater neben dem kaiserlichen Palatium erbaut worden war, der Schlag geführt werden.

Er wurde am 24. Januar des Jahres 41 geführt, dem fünften und letzten Festtag.

Der Kaiser saß in seiner Loge, von denselben Officieren und Kämmerlingen umgeben, die zu seinem Verderben verschworen waren. Er hatte am vorhergegangenen Abend bis tief in die Nacht hinein geschlemmt und litt daher an jenem Uebelbefinden, welches man die Reue des Magens nennt. Er war appetitlos

und hatte, als es Mittag geworden, keine Lust, zum Prandium (Frühmahl) ins Palatium zu gehen. Auf Zureden der Hofleute that er es aber doch, erhob sich und verließ das Theater, welches mittels einer unterirdischen Galerie mit dem Palast in Verbindung stand. In dieser Galerie hielt gerade ein aus Asien verschriebener Chor vornehmer Jünglinge, welche auf der Bühne mitwirken sollten, eine Gesangprobe ab. Caligula, dem sein Oheim Claudius und sein Schwager Vinicius, welche von dem Bevorstehenden keine Ahnung hatten, voranschritten, hielt inne und hörte dem Gesange zu, welcher eine auf seine liebwerthe Person komponirte Lobhudelhymne war. Er wollte dieselbe wiederholen lassen, als die verschworenen Officiere, welche derweil ihre Schwerter in den Scheiden gelockert hatten, sich an ihn herandrängten. Der Tribun Sabinus sprach den Kaiser an, damit derselbe geruhte, das Losungswort für den Tag auszugeben. „Jupiter," sagt Caligula. „Nimm das vom zürnenden (accipe iratum)!" schreit Chärea und durchhaut von hinten mit einem Schwertstreich dem Kaiser den Nacken. Der Getroffene macht eine halbe Wendung, da ruft Sabinus: „Noch eins!" und durchbohrt ihm die Brust. Caligula stürzt zu Boden und: „Noch eins!" schreien die übrigen Verschworenen und machen mit dreißig Hieben und Stößen ihrem zappelnden und wimmernden Opfer den Garaus.

So starb Gajus Cäsar Caligula, neunundzwanzigjährig, nachdem er 3 Jahre, 10 Monate und 8 Tage lang geherrscht hatte. Auch er ging nicht allein zum Orkus hinab: seine Frau Milonia Cäsonia erstach ein Gardehauptmann, der armen kleinen Julia Drusilla zerschmetterte ein anderer den Kopf an einer Mauer.

So war denn auch hier die zaudernde Nemesis schließlich doch erschienen. Freilich, das ist eine recht altfränkische Anschauung, welche in der jetzt, namentlich in Deutschland, modischen „Geschichtewissenschaft" keinen Kurs mehr hat. Was soll uns noch die „wissenschaftlich abgethane" Vorstellung von Schuld und Sühne als von Motiven der Tragödie Weltgeschichte? Die Propheten neuester Sorte haben uns ja den Staar gestochen, haben uns belehrt, daß der Mensch keinen freien Willen, keine Wahl zwischen recht und schlecht, gut und bös, Tugend und Laster hätte und folglich auch keine Verantwortung seines Thuns und Lassens. Demzufolge sei die Weltgeschichte nichts anderes als eine mechanische Aufeinanderfolge von naturnothwendigen Geschehnissen. Der Mensch könne weder etwas dazu- noch etwas davonthun und darum sei es einfach lächerlich, die Geschichte vom „sogenannten" sittlichen Standpunkt zu betrachten, zu fassen, zu lehren und zu schreiben. Das sagen zwar die Herren nicht so gerade heraus, aber sie glauben und bethätigen es.

Nun, die Menschheit mag zusehen, wohin sie mit einer solchen „Geschichtewissenschaft" kommen wird. Oder vielmehr sie kann, soweit sie überhaupt zu sehen und zu urtheilen fähig ist, schon jetzt erkennen, wie weit sie mit einer Historik, welche das Sittengesetz wissenschaftlich für „werthlos" oder wenigstens für „gleichgiltig" ansieht, bereits gekommen ist. Dahin, an alles und jedes Menschliche nur noch den rohmaterialistischen, den brutal „realpolitischen" Maßstab von Erfolg oder Nichterfolg, von Glück oder Unglück zu legen. Ja, der unheilvolle Einfluß einer seellosen, weil nicht von sittlichen Grundsätzen getragenen Auffassung und Darstellung der Geschichte

auf verschiedene Gebiete des Lebens macht sich dermalen schon deutlich genug fühlbar. So namentlich auch auf dem Gebiete der Strafrechtspflege, welche aus einer Schutzwehr der Gesellschaft nachgerade mehr und mehr zu einem pseudophilanthropischen Sport eitler Phantasten geworden ist oder wenigstens zu werden droht.

Eine Verschwörung.

April 1885.

I.

Von einer Rabenmutter und von einem Säbelheiland.

Rabenmutter Revolution hatte, wie Vergniaud es trauervoll vorhergesagt, viele ihrer besten und auch manche ihrer schlechtesten Söhne verschlungen. Allerschlechteste, wie die Barère, Fouché und Talleyrand, hatte sie verschont, weil ja im öffentlichen Leben, wie im privatlichen, grundsatzlose Streber und abgefeimte Schufte das meiste Glück haben. Die Rabenmutter hatte sich aber in ihrer wahnwitzig-terroristischen Verschlingungsgier den Magen so mit Blut überladen, daß sie schließlich zerbarst — am 9. Thermidor (27. Juli) von 1794.

Der robespierre'schen Diktatur des Schreckens folgte die thermidorische Anarchie und dieser das direktoriale Regiment der Lüderlichkeit. Dann schmiegte sich Voltaire's „Tiger-Affe", durch die eigenen wüthenden Leidenschaften müdegehetzt, als eine richtige Schmeichelkatze dem korsischen Abenteurer zu Füßen, welcher es verstand, einem vom „Tollrausch" der „Freiheit" kläglich ernüchterten Volke die Tyrannei des Säbels als einzige Rettung aus gränzenlosem Elend aufzuschwindeln.

Von einer gerechten Würdigung der französischen Staatsumwälzung konnte zunächst keine Rede sein. Namentlich in Frankreich nicht. Die ungeheuren Geschehnisse standen den Menschen noch so nahe, daß sie in ihrem ganzen Umfange, ihrer ganzen Bedeutung und Wirkung nach gar nicht zu überblicken und zu schätzen waren, sondern vielmehr mit ihrer Wucht die Unbefangenheit des Urtheils geradezu erdrückten. Darum erschien die Vergangenheit schon im verschönernden Lichte der Ferne. Alle die namenlosen Leiden, welche zur Zeit des Ancien Régime der Despotismus über das französische Volk gebracht hatte, galten jetzt, auf der Schwelle zum 19. Jahrhundert, für nichts, verglichen mit den in frischester Erinnerung stehenden Nöthen, womit die terroristische Blutraserei und die alle socialen Bande lösende Anarchie Frankreich geschlagen. Nicht die selbstlosen Idealisten und ehrlichen Enthusiasten, welche die Revolution begonnen hatten, lebten im Gedächtnisse der Franzosen vom Jahre 1800, sondern nur die hirnlosen Phantasten, welche die Bewegung fortgesetzt und überspannt, sowie die steinherzigen Fanatiker, welche dieselbe besudelt, und die selbstsüchtigen Schurken, welche sie zu Grunde gerichtet hatten.

Die Erkenntniß des Guten und Großen, was die Revolution angeregt, vollbracht und geschaffen, ging erst späteren Geschlechtern auf. Beim Eintritt in das neue Jahrhundert waren aber die Franzosen mit verschwindend wenigen Ausnahmen leidenschaftlich widerrevolutionär gestimmt und sie blickten nur mit den Gefühlen der Erbitterung, des Abscheu's und der Rachgier auf die Jahre zurück, welche sie unter allen den Schrecknissen, Gefahren und Mühsalen, die ein wüstes Pöbel-

regiment, eine räuberische und mörderische Sansculotterie mit sich gebracht, hatten durchleiden müssen. Es stand ihnen ja in schmerzlicher Erinnerung, was das verfälschte Evangelium von der „liberté, egalité et fraternité“, in die Wirklichkeit übersetzt, zu bedeuten hätte. Sie wußten jetzt oder glaubten wenigstens zu wissen, daß dieses Symbolum nur eine Maske für leichtfertige Abstraktoren, betrogene Betrüger und herzlose Bösewichte gewesen sei. Auch an dem seit einem Jahrzehnt unaufhörlich schwirrenden parlamentarischen Schwatz hatten die Franzosen schließlich sich verekelt. Die ganze Nation war nachgerade phrasenmüde geworden oder wollte wenigstens, daß die Phrasendrehorgel wieder einmal auf eine andere Tonart gestimmt würde. Vor allem wollten die Leute Ruhe haben, Ruhe, Ruhe, Ruhe um jeden Preis! Ja, sie lechzten nach Ruhe und Ordnung, auf daß sie wieder in Sicherheit den Pflug führen, Gewerbe und Handel treiben, essen, trinken, heiraten, sich amüsiren, schlafen, in ihren Betten sterben und schließlich anständig begraben werden könnten. An den Säbel Bonaparte's glaubten sie als an einen allmächtigen Zauberstab, welcher ihnen „Brot und Spiele“ schuf und zudem als ein wundersamer Schwertfiedelbogen sich auswies, der dem gallischen Größewahn zum hochwillkommenen Gloiretanz aufspielte.

Daß dieser Säbel eigentlich ein cäsarisches Skepter, das war gleich nach dem 18. Brumaire (9. November) von 1799 für alle denkenden Franzosen eine ausgemachte Sache. „Wir haben einen Herrn, und zwar einen Herrn, der alles weiß, will und wagt“ — sagte sauersüß der Verfassungenfabrikant Sieyès, als er vom ersten Rathschlag der drei Konsuln herauskam, allwo Bona-

parte ohne Umstände den Vorsitz genommen und diktatorisch gesprochen hatte. Schon an jenem Tage wurde dem neuen Staatsbau der Stempel einer absoluten Despotie aufgedrückt. „Ich bin nicht gemacht zu einem konstitutionellen König-Mastschwein à la König von England," sagte wachtstüblich-drastisch der neue Gebieter Frankreichs. Die verfassungsstaatlichen Ornamente, womit die Konsularverfassung herausgeputzt wurde — (Gesetzgebender Körper, Senat, Tribunat) — erwiesen sofort ihre kläglich-gipserne Natur und es war nur ein Hohn, so eines Tiberius würdig gewesen wäre, wenn der Erste Konsul solche Statisten wie Roger Ducos und Sieyès, dann Lebrun und Cambacérès als „Mitkonsuln" eine Weile um sich duldete und allergnädigst gestattete, daß sein Frankreich noch etliche Jahre lang amtlich eine Republik hieße.

Auf die Walstätten der italischen Feldzüge von 1796—97 hatte Bonaparte mit der Spitze seines Siegerdegens das falsche Testament der Revolution geschrieben, kraft dessen er sich als ihren „legitimen Erben" Frankreich auflog. Denn an diesem Menschen war alles Lüge, ausgenommen sein Genie und seine Selbstsucht. Diese überragte jenes noch weit. Denn alles zusammengehalten, konnte der Mann, wenigstens innerhalb der Zeit seines aufsteigenden Sterns, den Menschen nur darum so riesengroß erscheinen, weil seine Gegner so zwerghaft klein waren. Es erforderte ja fürwahr keine übermenschliche Kraft, Kunst und Mühe, unter lauter Liliputanern sich als ein Gulliver aufzuspielen. Man hat es bekanntlich dem Göthe verübelt, daß er vor dem Bonaparte so gewaltigen Respekt gehegt. Aber, du lieber Gott, wenn der kosmopolitische Dichter aus dem Schnecken-

hause seiner krähwinkeligen Ministerschaft heraus mit ansah, wie der französische Machthaber mit diesen Fürsten, Generalen und Ministern umsprang, die er so zu sagen im Handumdrehen aus Gegnern zu Vasallen machte, da mußte er doch wohl vom Bonaparte denken wie Shakespeare's Cassius vom Cäsar: —

„Fürwahr, er schreitet durch die enge Welt
Wie ein Koloß daher, derweil die Zwerge
Ihm zwischen den Gigantenbeinen wuseln."

Als einen Haupthebel seines staunenswerthen Glückes handhabte der „Erbe der Revolution" seine gränzenlose Menschenverachtung. Er wußte die Leute bei ihren Schwächen, ihren schlechten Instinkten und ihren gemeinen Leidenschaften zu fassen und darum hatte er sie und war er ihres Gehorsams und ihrer Dienste sicher. Denn nur in selten wiederkehrenden und immer schnell welkenden Frühlingen der sogenannten Weltgeschichte ist es von Wirkung und Erfolg, an die edleren Triebe der Menschen zu appelliren. Der idealische Aufschwung ist dauerlos, das realistische Bedürfniß dauerhaft. Die Begeisterung ist eine hochauflodernde, aber zumeist rasch sich verzehrende Flamme, die Freude an einem sorglos-genüsslichen Dasein eine langhin glostende Kohle. Auf das Gemeine demnach, woraus unserem großen Propheten des Idealismus zufolge „der Mensch gemacht ist", muß seine Berechnungen bauen, wer die Völker beherrschen will. Seit Oktavian Augustus hatte das kein Despot mehr so gut gewußt und so keck bethätigt, wie Bonaparte es wußte und bethätigte. Und wie er die Menschen allgemein verachtete, so die Franzosen ganz besonders. Dieser Verachtung gab er gelegentlich schroff-grobianischen Aus-

druck. So schon an jenem Junitag von 1797, allwo er mit Miot und Melzi im Parke von Montebello spazierenging und sich über die „eine und untheilbare Republik" Frankreich lustigmachte. „Das ist nur eine Chimäre, für welche die Franzosen augenblicklich schwärmen, die aber so schnell vorübergehen wird wie andere Chimären. Gloire brauchen die Franzosen, Kitzelungen ihrer Eitelkeit; aber Freiheit? Bah, davon verstehen sie nichts. Kinderklappern muß man ihnen geben, das genügt. Sie werden sich damit die Zeit vertreiben und sich leiten lassen, falls man ihnen nur geschickt das Ziel verbirgt, welchem man sie zuführt" (Miot, Mém. I. 163—64).

So war es. Der Menschenverächter hatte richtig vorhergesehen. Mit wahrhaft asiatischer Sklavenhaftigkeit stürzten sich die Franzosen, die ihnen in die Hände gedrückten Gloire-Kinderklappern schüttelnd, in die Knechtschaft, welche ihnen ihr Vergewaltiger vom 18. Brumaire aufthat. Das Wort „Gesellschaftreiter" war dazumal noch nicht erfunden. Es kam erst ein Halbjahrhundert später auf, als der vorgebliche Neffe des angeblichen Onkels *seinen* 18. Banditen-Brumaire verübte, den 2. December von 1851. Im Jahre 1800 sprach man dafür von einem „Wiederhersteller (restituteur) der Gesellschaft", als welchen, wie auch als „Wiederaufrichter der Altäre", den Ersten Konsul einer jener Glattschwätzer anschmeichelte, welche jedes gelungene weltgeschichtliche Verbrechen lobpsallirend beflöten und beharfen, Monsieur de Fontanes, ein gelungener Typus jenes knechtschaffenen Gelehrten-, Literaten- und Künstlerthums, das allzeit und überall um die Gunst des Erfolges und der Macht wettkroch, wettkriecht und wettkriechen wird.

Mit alledem soll nicht bestritten werden, daß Frankreich, das Frankreich von 1800, eines Herrn und Meisters dringend bedurfte, der mit einem Willen von Erz und mit einer Hand von Stahl in dem chaotischen Trümmerhaufen, zu welchem die liebe „Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft" das Land gemacht hatte, wieder Ordnung schuf. Ursprünglichkeit der Anschauung, eigene und neue Gedanken brauchte der „Wiederhersteller der Gesellschaft" nicht zu haben. Ideen und Tendenzen lieferte ihm die gewaltsam beerbte Revolution genug. Er eignete sich davon an, was ihm in den Kram seines Despotismus zu passen schien, und wo sie sich nicht in denselben hineinpassen lassen wollten, verfälschte er sie unbedenklich oder verkehrte sie geradezu in ihr Gegentheil. Das Reich der Schönheit war und blieb ihm verschlossen. Für Poesie nahm er die rhetorische Phrase. Erziehung, Wissenschaft und Unterricht waren für ihn nur soweit vorhanden und berechtigt, als sie ihm anstellige Ingenieure, tüchtige Officiere und brauchbare Beamte lieferten. Alles ideale Streben verfolgte er mit unerbittlichem Haß. Ganz natürlich also, daß ihm der Staat nichts war als ein blindlings seiner herrschenden Hand gehorchender Mechanismus, eine komplicirte und wohlgeölte Polizeimaschine, deren Räder in stummem Gehorsam zu arbeiten hatten. Auch die von ihm „wiederhergestellte" Kirche sollte nur ein solches Rad in der besagten Maschine sein. Neben die eine Grundsäule des bonaparte'schen Staates, den Gendarm im Uniformsfrack, wurde als andere der Gendarm in der Soutane hingestellt, der Priester. Mittels der Thätigkeit und Wachsamkeit dieser weltlichen und geistlichen Gendarmerie war das Regiment im Innern dergestalt bestellt, daß es dem französischen

Volke wieder möglich, sein Brot, obzwar im Schweiße seines Angesichts, aber doch in Sicherheit zu erarbeiten. Für die „Spiele", für die Ausstaffirung der bewußten Gloire-Kinderklapper mit mehr und mehr Schellen, für immer gesteigerte Kitzelungen der Nationaleitelkeit, für buntwechselnde Befriedigungen der Schaulust der lieben Pariser sorgte die auswärtige Politik des Bonapartismus, — sorgte dafür immer eifriger, rücksichtsloser, heftiger, bis zuletzt die zügellose Eroberungswuth und Herrschsucht des weiland armen Schluckers von Artillerieleutnant sogar im Imperatorenmantel sich beengt fühlte und zu dem bekannten Kaiserwahnsinn ausschlug, dessen rasende Launen die Glücksgöttin schließlich so verstimmten, daß sie ihrem so lange gehätschelten Galan hohnlachend den Rücken kehrte.

2.

Warum die Verschwörung gemacht wurde.

Mittels der Siegesschläge von Marengo und Hohenlinden — jener geführt von Bonaparte am 14. Juni, dieser gethan von Moreau am 3. December 1800 — hatte die französische Republik der deutschen Reichsruine und Oestreich den Friedensschluß von Lüneville abgezwungen (8. Februar 1801), allwodurch Deutschland etwa 1150 Quadratmeilen Gebiet mit nahezu 3,500,000 Bewohnern einbüßte. Der deutsche Michel war ja dazumal, wie seit dem 16. Jahrhundert allzumal, der bekannte Prügeljunge der Weltgeschichte und mußte sich alles gefallen lassen. Auch den „Reichsdeputationshaupt-

schluß", wie man das jammerselige Ding bandwurmig nannte, vom 25. Februar 1803, das Vorwort zu jenem schmachtriefenden Blatt unserer Geschichte, worauf bald das Kapitel „Rheinbund" geschrieben werden sollte, geschrieben vom „Protektor" Napoleon und unterthänigst unterzeichnet von unseren vieltheuren „Angestammten".

Noch vor dem Reichsdeputationshauptschluß war in Amiens zwischen Frankreich und England ein Friedensschluß zustandegekommen (27. März 1802). Freilich nur ein Scheinding, nur eine Friedensphrase, von englischer Seite unterhandelt und zuwegegebracht durch das Ministerium Addington, welches im übrigen den Pittismus fortsetzte, obzwar ohne Pitts Geist und Energie. Die große Mehrzahl des englischen Volks begrüßte diesen zu Amiens todtgeborenen Friedensengel mit ausgelassener Freude „with extravagant joy", sagt ein vollwichtiger Zeuge. Es wußte ja nicht, wie wenig ernsthaft seine herrschende Oligarchie den Frieden nahm, diese englische Oligarchie, welche wie an Tugenden: Muth, Standhaftigkeit, Zähigkeit — so auch an Lastern: steinherzigem Hochmuth, brutaler Selbstsucht, bronzestirniger Heuchelei — glücklich mit der altrömischen wetteiferte. Allerdings war sie zum Mißtrauen gegenüber dem neuen Herrn Frankreichs berechtigt, insofern derselbe ja bereits als ein sehr gefährlicher Konkurrent im Ländervers chlingungs- und Völkerausbeutungsgeschäft sich ausgewiesen hatte. Solche Konkurrenz war im grünen Neidauge der Großkrämerin Britannia nicht nur ein schmerzender Splitter, sondern ein ganzer Qualbalken. Die oligarchischen Geschäftsführer der englischen Großkrämereifirma erkannten scharfsichtig, daß der Frieden von Amiens nur einen Waffenstillstand bedeutete, weil die Gefahr

der bonaparte'sch-französischen Konkurrenz eben bloß mittels eines Kampfes auf Leben und Tod beschworen werden könnte. Moralische Skrupel hinsichtlich der Mittel, diesen Kampf zu führen, kannte der englische Pharisäismus ganz und gar nicht. Alles, was zweckdienlich war oder auch nur schien, fand seine Billigung und Unterstützung. Das Ministerium der „hochherzigen Briten" hielt in seinem Solde die ganze Bande französischer Emigranten, von den Prinzen des allerchristlichsten Hauses Bourbon bis herab zum letzten „Chouan", um diese Bande bei Gelegenheit gegen Frankreich auszuspielen — sei es im offenen Felde oder aus dem Hinterhalt, als Soldaten oder als Attentäter und Meuchelmörder, je nachdem. Das „Geschäft" brachte es so mit sich. Beweise für dieses Verhalten der englischen Oligarchen lagen handgreiflich vor. Die emigrirten französischen Royalisten trachteten dem Ersten Konsul nach dem Leben, sobald ihnen klargeworden, daß ihre Hoffnung, derselbe würde sich zur Rolle eines Monk hergeben, eine lächerliche Illusion gewesen. Mit englischen Staatsgeldern war jenes Komplott großgefüttert worden, welches, durch den charaktervollsten und entschlossensten Chouansführer, den Müllerssohn Georges Cadoudal aus dem Morbihan, fernher geleitet, am Abend vom 24. December 1800 in der Straße Sainte-Nicaise in Paris die „Höllenmaschine" vergebens gegen Bonaparte losgebrannt hatte.

Der Erste Konsul hatte also seinerseits vollauf Ursache, dem „mordstiftenden Albion" zu mißtrauen und zu glauben, die englischen Oligarchen meinten es mit dem Frieden von Amiens nicht ehrlich. Warum also sollte er es thun? Dennoch muß gesagt werden, daß

der Bruch dieses Friedens nicht von dem französischen Machthaber ausging. Die Erneuung des Krieges mit England kam ihm dazumal sogar sehr ungelegen. Er hatte ja vorderhand noch in Frankreich selbst gar viel zu thun. Er mußte seine Gewalt befestigen, sein Verwaltungssystem ausbauen, die Finanzen neu ordnen, die Einführung des „Code civil" vorbereiten und das Konkordat durchsetzen, nebenbei auch mit seiner „Mediation" die Schweiz beglücken, d. h. in höflicher Form dieselbe zu einem französischen Vasallenland machen, und endlich mußte er den allbereits fertiggeschneiderten Kaisermantel anprobiren. Ihm war überdies gar wohl bewußt, daß, um den Engländern mit Aussicht auf Erfolg den Krieg machen zu können, die Herstellung einer großen Seestreitmacht unumgänglich wäre. Dazu aber, rechnete er, bedürfte es einer Frist von 7 bis 8 Jahren. Auf solange wünschte er demnach den Krieg mit England vertagt. Allein dieses merkte die Absicht und wurde so verstimmt, daß es schon im Mai von 1803 kriegerische Parlamentsbeschlüsse faßte. Darauf gab Bonaparte zur Antwort die Schaffung des Lagers von Boulogne, allworin 150,000 Mann, zum Einfall in England bestimmt, versammelt und aus republikanischen Wehrmännern vollends in kaiserliche Soldaten umgewandelt wurden. Die kolossalen Rüstungen zu Land und Wasser, welche der Erste Konsul damals betrieb, waren keineswegs eine bloße Spiegelfechterei. Der Plan einer Kriegsfahrt nach England war durchaus ernstgemeint und wurde bis in alle Einzelnheiten hinein mit außerordentlicher Sorgfalt vorbereitet.

Jenseits des Kanals hatte man ein sehr beängstigendes Gefühl der Gefahr, obzwar die Mandatare der

„oberen Zehntausend" sich noch für eine Weile den Anschein zu geben suchten, das, was drüben auf der französischen Küste vorging, nur für einen riesigen Humbug, für eine großartige Finte oder gar nur für eine thörichte Bramarbasenschaft anzusehen. Bald aber konnte man doch nicht umhin, in England die Sache ebenso ernst zu nehmen, als sie in Frankreich gemeint war, und eilends die ausgedehntesten Vorbereitungen zur Abwehr des Bedrohlichen zu treffen. Kriegerische Vorbereitungen und — meuchelmörderische. Helfe, was helfen mag, dachte der britische Pharisäismus, lief in die Kirche, schlug sich mit der rechten Hand zerknirscht an die Brust und — steckte mit der linken dem Georges Cadoudal eine Million zu, auf daß der Chouanshäuptling „nervum rerum" besäße, in seiner Art gegen diesen verteufelten Bonaparte, der uns in unserm Inselkontor aufsuchen will, um unsern Großkram an der Wurzel zu vernichten, bourbonischen Krieg zu führen, Krieg bis aufs Messer!

Daß die Verschwörung, welche nach ihrem Hauptmann Georges Cadoudal benannt ist, mit englischem Gelde gemacht wurde, kann gar keinem Zweifel unterstellt werden. Woher sonst hätten alle diese armen Schlucker von Emigranten, welche, vom Grafen Artois bis herab zum bettelhaftesten Exsoldaten von der „Condé'schen Armee", sammt und sonders vom aus der englischen Staatskasse bezogenen Almosen lebten, die sehr bedeutenden Summen genommen, welche das Komplott kostete? Natürlich existiren keine den englischen Zahlmeistern von den Verschworenen ausgestellten Quittungen. Ueber derartige Machenschaften pflegen keine Protokolle aufgenommen und keine Aktenfascikel angelegt zu wer-

den. Auch in lichtscheuen Zettelungen bewanderte und verhärtete Leute hegen ja ein gewisses Gefühl von Scheu, wenn nicht von Scham, ihre Nichtswürdigkeiten schwarz auf weiß vor sich zu sehen.

3.

Wer sich verschwor und wasmaßen.

Auf der Schwelle zum Jahre 1804 standen der Bewohnerschaft von Seine-Babel gewaltige Sensationen und Emotionen bevor. Zwei große Spektakel schickten sich an, in Scene zu gehen: eine Tragödie, die Cadoudal-Pichegru'sche Verschwörung, und eine Komödie, die Verkaiserung Bonaparte's. Gleichzeitig sollte in den Tuilerien ein Thron und auf dem Grève-Platz ein Schaffot aufgebaut, auch im Schloßgraben von Vincennes ein Grab gegraben werden. „Blut ist ein ganz besondrer Saft." Das Blut eines Bourbon, meinte der Erste Konsul, würde den Purpur seines Kaisermantels nur leuchtender machen.

Der Gegensatz von Bourbonismus und Bonapartismus war schon von Haus aus ein unversöhnlicher. Zwei Zwischenfälle hatten aber denselben noch grimmiger gemacht. Der Graf von Provence, welchen die französischen Royalisten als ihren König Ludwig den Achtzehnten anerkannten und welcher dazumal mit seinem älteren Neffen, dem Duc d'Angoulême, in Warschau „residirte", hatte an den Ersten Konsul einen Schreibebrief gerichtet, worin er denselben aufforderte, das Werk der Wieder-

aufrichtung Frankreichs mit der Zurückführung der legitimen Herrscherfamilie der Bourbons zu krönen, war aber mit dieser naiven Zumuthung vonseiten Bonaparte's barsch und harsch abgewiesen worden. Später sodann hatte der Erste Konsul seinerseits die Naivität begangen, dem Könige in partibus, Ludwig dem Achtzehnten, zuzumuthen, selbiger möchte für sich und seine Familie allen Ansprüchen auf den französischen Thron förmlich und feierlich entsagen um den Preis einer jährlichen Rente von zwei Millionen, war aber von dem Exulanten in Warschau mit diesem Antrag heimgeschickt worden in einer Tonart, welche ihm den Standpunkt klarmachen sollte. Nämlich den Standpunkt, allwovon eine „allerchristlichste Majestät" auf einen „Parvenu" von Usurpator herabzusehen geruhte.

Der Bonapartismus und der Bourbonismus waren also quitt. Aber mit einander fertig waren sie darum noch lange nicht.

Der Wiederausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich gab das Signal zu einer großen Rührigkeit im Lager der Emigranten, welche auf britischem Boden ein Asyl gefunden hatten und, wie schon erwähnt, auf Kosten der englischen Staatskasse lebten. An ihrer Spitze stand thatsächlich Georges Cadoudal, welcher nach der endgiltigen Beruhigung der Vendée das Anerbieten des Ersten Konsuls, ihm in der Armee eine lohnende Laufbahn zu eröffnen, charakterfest, als ein in der Wolle gefärbter Royalist und Katholik, ausgeschlagen und sich in die Bretagne zurückgezogen hatte, von wo er dann nach England gegangen. Dem Namen nach waren die Führer der emigrirten Franzosen, so viele deren noch in England sich befanden, der Graf von Artois und sein

jüngerer Sohn, der Herzog von Berry. Der alte Prinz von Condé und sein Sohn, der Herzog von Bourbon, hielten sich von dem Treiben der Flüchtlinge abseits in der Erwartung, etwa wieder gegen die französische Republik zu Felde ziehen zu können, wie sie sammt ihrem Enkel und Sohn, dem Duc d'Enghien, der aber nicht bei ihnen auf britischem, sondern auf deutschem Boden lebte, vordem schon gethan. In der Umgebung von Artois und Berry hatten den größten Stand der Marquis de Rivière-Riffardeau und die Brüder Armand und Jules de Polignac aus jener für Frankreich und die Bourbons so fatalen Familie.

Innerhalb dieses Kreises trieben ihr lärmendes Spiel alle die Illusionen, von welchen bekanntlich Verbannte allzeit und überall sich umgaukeln zu lassen pflegen. Demnach sahen die Prinzen und ihr Anhang Menschen und Dinge drüben in Frankreich so, wie sie dieselben zu sehen wünschten. Sie wähnten, die Popularität Bonaparte's sei schon verschwunden oder doch wenigstens stark im Verschwinden begriffen. Insbesondere darum, weil Frankreich die Kriegslust des Ersten Konsuls fürchte. Item, er hätte nicht nur den Rest der Republikaner gegen sich, sondern auch eine starke Partei im Heere, welche um seinen Nebenbuhler in militärischer Autorität und im Feldherrnruhm, um den Sieger von Hohenlinden, um den notorisch unzufriedenen General Moreau sich sammelte. Item, die Royalisten, durch die ihnen vom Ersten Konsul gewährte Heimkehr aus der Verbannung und durch die theilweise Wiedererlangung ihrer Güter neu gekräftigt, würden natürlich bereit sein, eine Erhebung zu Gunsten der königlichen Sache — zu welcher Erhebung der Hebel am erfolgreichsten abermals in der

Vendée anzusetzen wäre — mit Gut und Blut zu unterstützen. Endlich, die französische Klerisei würde selbstverständlich für das legitime Königthum Himmel und Hölle in Bewegung setzen, sowie das Lilienbanner in Frankreich entfaltet wäre.

Das alles war jedoch nur ein willkürlicher Mischmasch von halb wahren Vorstellungen und ganz falschen Einbildungen.

Die sehr wenig zahlreichen Republikaner, welche es dazumal noch in Frankreich gab, hätten allerdings in Bonaparte den Despoten, aber auch das kaum Denkbare angenommen, sie hätten dem Bourbonismus Beistand leisten wollen, so würden sie es in ihrer Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit gar nicht vermocht haben. Item, die Unzufriedenheit im Heere beschränkte sich auf eine kleine Anzahl von Officieren, welche sich vom Ersten Konsul nicht genug befördert glaubten und auf den General Moreau blickten als auf einen Gönner, von dem sie unter Umständen mehr erwarten dürften. Moreau selbst war sicherlich sehr verstimmt darüber, daß sich sein Kollege Bonaparte so hoch über ihn erhoben hatte, und diese Verstimmung war durch die geschäftige Zunge seiner Frau und die noch geschäftigere seiner Schwiegermutter, welche Damen der Madame Bonaparte die Residenz in den Tuilerien nicht zu verzeihen vermochten, zur leidenschaftlichen Verbitterung gesteigert worden. Der General, von seiner militärischen Befähigung abgesehen, ein recht mittelmäßiger Kopf und schwacher Charakter, war nach Art von Mittelmäßigkeiten dem Gefühle des Neides sehr zugänglich und hatte sich durch dieses Gefühl, sowie durch die besagten geschäftigen Zungen in die Vorstellung hineinschmeicheln lassen, der erste Platz in Frankreich gebührte

ihm so gut wie dem „Usurpator von Korsen", mindestens so gut oder eigentlich viel mehr. Aber deßhalb wähnen, er würde sich zu einem Werkzeug bourbonischer Restauration hergeben, das konnten nur Illusionäre von Emigranten. Item, die neuerlich nach Frankreich heimgekehrten Royalisten waren nichts weniger als bereit, ihre neugewonnene Stellung um der Bourbons willen schon wieder auf's Spiel zu setzen. Im Gegentheil, sie waren es gar wohl zufrieden, vom Bonaparte gnädig angesehen zu werden, und drängten sich an den Hof des Ersten Konsuls, um diesen militärischen Hof monarchische Formen zu lehren und dem „Usurpator" eine überreiche Anzahl von beflissenen und in der Etikette bewanderten Hofschranzen zu liefern. Die Bauern der Vendée ihrerseits hatten die Schwerenoth, welche ihre jahrelangen Kämpfe gegen die „Blauen" über ihr Heimatland gebracht, noch in zu schmerzlich-frischer Erinnerung, als daß sie Neigung verspüren konnten, diese Kämpfe wieder anzuheben. Endlich, die französische Geistlichkeit erinnerte sich allzu lebhaft, wie ihr mitgespielt worden, wann zur jakobinischen Zeit die „Göttin der Vernunft" in Notre-Dame gethront hatte, als daß sie jetzt schon hätte vergessen mögen, welche Summe von Dank sie dem Ersten Konsul schuldete als dem Wiedereröffner der Kirchen, dem Wiederaufrichter der Altäre, dem Urheber des Konkordats, welches der Klerisei neben dem himmlischen Manna auch das irdische Brot zurückgab.

Weit besser begründet als die soeben in ihrer Nichtigkeit aufgezeigten Voraussetzungen der Emigranten war die, daß die englische Regierung jedes Vorgehen gegen Bonaparte bereitwilligst unterstützen würde. Das ist dann auch wirklich geschehen, obzwar, aus den früher-

hin betonten Ursachen, ein urkundlicher Beweis für die Betheiligung des englischen Ministeriums an der gegen den Ersten Konsul gesponnenen Verschwörung nicht beigebracht worden ist und wohl niemals beigebracht werden kann. Selbst im geheimsten Schranke des britischen Geheimarchivs wird sich schwerlich jemals ein bezügliches Dokument finden lassen. Dagegen ist der Indicienbeweis für die Mitschuld der englischen Machthaber vollständig erbracht. Wer bezahlte die Kosten des Komplotts? England. Wer schaffte mittels eines Fahrzeugs seiner Kriegsmarine die verschiedenen Schübe der Verschwörer verstohlen an die Küste von Frankreich? England. Wem mußte der Zweck des Komplotts, die „Beseitigung" Bonaparte's, zunächst und zumeist zu gute kommen? England. Für jede nicht mit Leuten, welche absichtlich nicht sehen und nicht hören wollen, besetzte Geschworenenbank müßte das ausreichen, einen auf Mitschuldig lautenden Wahrspruch zu fällen. Die englische Regierung fand es ja außerdem auch in ihrem Interesse, Verbindungen mit auf dem Festland zerstreuten französischen Emigranten zu unterhalten, und zwar namentlich durch Vermittelung von drei ihrer diplomatischen Agenten, nämlich ihrer Gesandten Drake in München, Spencer-Smith in Stuttgart und Taylor in Darmstadt. Irgendwelche Beziehung dieser Diplomaten zur cadoudal'schen Verschwörung ist jedoch nicht nachweisbar.

Mit Bonaparte, so phantasirten die Emigranten in London, fiele die einzige Möglichkeit des Bestehens der Republik in Frankreich. Nach der Republik aber könnten nur die Bourbons kommen. Folglich müßte der Erste Konsul „beseitigt" oder „expedirt" werden. Und wer sollte das besorgen? Natürlich Georges Cadoudal.

Es ist wahrscheinlich, daß der erste Gedanke des Mordkomplotts in dem ränkevollen Kopfe des skrupelfreien Marquis de Rivière entsprang. Die Polignacs gingen darauf ein, auch der Herzog von Berry und mit Feuereifer dessen Vater, der Graf von Artois. Der König in partibus, der Graf von Provence, wurde von dem Anschlag verständigt, mißbilligte aber denselben und wollte nicht weiter davon hören. Vielleicht schon deßhalb nicht, weil sein Bruder Artois, den er nicht leiden konnte, dafür eingenommen war. Die Verschwörungslustigen kümmerten sich nicht um den Widerspruch ihres achtzehnten Ludwigs. Diese Herren Absolutisten dachten, was ein erst später erfundenes Wort sagte: — „Und der König absolut, wenn er unsern Willen thut." Die Prinzen Condé blieben ganz außerhalb des Spiels. Man hielt es für überflüssig oder gar für unrathsam, sie einzuweihen.

Der Müllerssohn aus dem Morbihan, welcher sich vordem in den Wäldern, Haiden und Mooren der Bretagne als ein sehr tüchtiger Führer im kleinen Krieg, im Kriege der Hinterhalte und Ueberfälle, ausgewiesen hatte, war willig und bereit, den Streich gegen Bonaparte zu führen. Nur hegte er in seiner bäuerischen Seele ein Bedenken, welches in die adeligen Seelen der mit ihm verschworenen Prinzen und Junker keinen Zutritt fand. Er wollte dem „korsischen Usurpator" den Krieg machen, den Krieg bis auf's Messer, ja wohl; aber er wollte nicht für einen Meuchelmörder angesehen sein. Vielleicht auch machte ihn die Erinnerung an seine beim Höllenmaschinekomplott umsonst geopferten Gefährten diesmal heikler in der Wahl seiner Mittel. Er legte also einen Plan vor, dessen Ausführung dem be-

absichtigten Anfall auf den Ersten Konsul das Aussehen nicht einer meuchlerischen, sondern einer kriegerischen That geben sollte. Man wußte, daß Bonaparte bei seinen Fahrten von den Tuilerien nach St. Cloud oder Malmaison im Hin und Her nur von einem Dutzend reitender Grenadiere der Konsulargarde begleitet zu werden pflegte. Auf diese Bedeckung wollte Cadoudal an der Spitze von einem Hundert wohlbewaffneter und entschlossener Royalisten fallen und also in offenem Kampfe im offenem Felde den Usurpator erschlagen. Damit aber das Abenteuer so recht Form und Farbe einer royalistisch-kriegerischen Unternehmung erhielte, müßten zwei Prinzen vom Stamme Bourbon mit dem Degen in der Hand dabei mitthun, Artois und Berry, oder wenigstens einer von beiden.

So inscenirt, würde, wie der Chouanshäuptling wähnte, das geplante Attentat aus der gemeinen Sphäre des Meuchelmordes in die erhabene eines wohlberechtigten kriegerischen Wagnisses sich erheben. Man erkennt hier wiederum, wie so häufig im Leben und in der Geschichte, daß in der Kunst der Selbstbelügung die menschliche Erfindungsgabe alle Wahrscheinlichkeitsberechnungen weit hinter sich zurückläßt.

Das Beseitigt- oder Expedirtsein Bonaparte's vorausgesetzt, trat im Rechenexempel der Verschworenen die Ziffer Moreau in den Vordergrund. Die Prinzen und Junker bildeten sich ein, der frondirende General wäre unschwer zur Uebernahme der Monk-Rolle zu bestimmen. Seine Pantoffelheldenschaft war bekannt. Wie, wenn man seiner Frau und — nicht zu vergessen! — seiner Schwiegermutter verspräche, daß Moreau, mit der Würde eines Connétable bekleidet, dem wiederaufgerichteten bour-

bonischen Königsthron zunächst stehen sollte? Das müßte ziehen, dem wäre nicht zu widerstehen. Die beiden frauenzimmerlichen Zungen würden viribus unitis schon dafür sorgen.

Aber wie an Moreau gelangen? Durch Vermittelung seines alten Waffengefährten und Freundes Pichegru, den man in London zur Hand hatte. Der General, welcher als Eroberer von Holland unter den Kriegsleuten der Republik einen berühmten Namen gewonnen, hatte ja schon unter dem Direktorium die königliche Fahne zu erheben versucht, aber diesen verfrühten Versuch mit der Verbannung nach Guyana zu büßen gehabt. Von dort entflohen und nach England gelangt, war er in das Treiben der Emigranten hineingerathen, obzwar der ernste und scharfsichtige Mann davon sehr wenig erbaut sein mochte. Er konnte sich in der Werthung von Leuten wie Artois und Berry, Rivière und Polignac unmöglich täuschen, und von den Verschworenen allen flößte ihm nur Georges Cadoudal Vertrauen ein, obzwar er den von seiner republikanischen Generalschaft herstammenden Widerwillen gegen die Chouanerie nie ganz verwinden konnte. Die Lage war jedoch so, daß es begreiflich, wenn Pichegru sich in die Verschwörung hineinziehen ließ, immerhin widerwillig genug. Es darf auch wohl angenommen werden, daß er es nur gethan in der geheimen Hoffnung, er würde in Verbindung mit Moreau imstande sein, den Geschicken Frankreichs eine andere Wendung zu geben als die von den Chouans gewollte. In der Flüchtlingstäuschung über die Zustände und Stimmungen in Frankreich war übrigens auch Pichegru befangen.

4.

Von geheimen Buchten, Schleichwegen und Verstecken; fernerweit von allerhand Ränken und Zettelungen.

Nach gehaltenen Rathschlägen beschlossen die Verschwörer, zum handeln zu schreiten.

Zuvörderst war es angezeigt, drüben in Frankreich das Terrain aufzuklären und die nöthigen Anschickungen einzuleiten. Man fand auch, daß es unräthlich, wenn das ganze Personal des Komplotts, soweit es sich in London vorfand, mitsammen über den Kanal ginge. Die Ueberfahrt sollte truppweise und allmälig geschehen. Zuerst sollte Cadoudal mit einer kleinen Bande auserlesener Chouans die heimliche Reise nach Paris antreten. Nach einer Weile würde Pichegru, nachdem er schon von England aus durch diese oder jene Mittelsperson mit Moreau angebändelt hätte, nachfolgen, begleitet von Rivière und den Polignacs. Die Prinzen selbst müßten erst dann nach Frankreich kommen, wann das Hauptstück des ganzen Unternehmens, d. h. der Anfall auf Bonaparte, völlig zur Ausführung gereift wäre.

An Reisegeld konnte es natürlich das englische Ministerium den lieben Leuten, welche auszogen, im ruchlosen Frankreich den bekanntlich niemals bemakelten Lilienthron wieder aufzurichten, nicht fehlen lassen. Georges Cadoudal allein nahm in Banknoten und Wechseln 40,000 Pfund St. in englischem und also 1 Million Francs in französischem Gelde mit, eine für dazumal, wo die Millionen noch nicht so wie heutzutage aus den

Aermeln der Börsenbarone geschwindelt wurden, ganz respektable Summe. Denn daß zum Kriege vor allem Geld, wieder Geld und abermals Geld gehöre, hat nicht nur der alte Montecucoli gewußt. Sehr liebenswürdig vonseiten der britischen Regierung war es auch, daß sie ein schnellsegelndes Fahrzeug ihrer Marine, befehligt von dem kühnen Captain Wright, zur Verfügung der Verschworenen stellte, um dieselben sicher nach Frankreich hinüberzubringen.

Auf dieser Brigg ging Cadoudal mit seiner Million im Gurt und begleitet von seinen Getreuen im August 1803 zu Hastings unter Segel. Das Schiff steuerte der Küste der Normandie zu, wo man einverstandene Leute, einen geheimen Landungsplatz und einen Schmugglerpfad zu finden sicher war. Dort, zwischen Dieppe und Tréport, steigt das Ufer in jäher Felsengestalt aus dem Meere, scheinbar ganz unzugänglich. Aber es gab da in einer kleinen Bucht eine Stelle, Biville geheißen, wo sich ein leiterartiger Pfad in einer schmalen Klamm durch die Felswand emporwand, freilich nur mit Beihilfe eines Seiles zu ersteigen, welches die Helfershelfer der hier landenden Schmuggler auf ein verabredetes Signal hinabließen. Die Kenntniß dieses Pfades hatten in Eu ansässige „Wissende" den Verschwörern für gutes Geld verkauft. Da legte der Captain Wright nach Einbruch der Nacht an, landete seine Passagiere und suchte dann wieder die hohe See. Cadoudal und seine Gefährten klommen den Felsspalt hinauf und wurden droben von einem „Vertrauten", welcher das Seil in die Kluft hinabgelassen hatte, empfangen und weitergeleitet. Auf Schleichwegen wanderten sie, mit Vermeidung von Straßen, Dörfern und Städten, durch Wälder und über Haiden,

von Versteck zu Versteck, von einem sichern Nachtquartier zum andern. Solche Verstecke und Rastorte boten einsame Meierhöfe verschwiegener Pächter und die Schlösser verläßlicher Royalisten. Also gelangte Cadoudal, bevor der Monat August zu Ende, nach Paris, wo in der Vorstadt Chaillot seiner ein Unterkommen harrte, welches vor dem Späherblick der Polizei geschützt war. Von dort aus pflegte er dann nachtschlafender Weile mit seinen Chouans zu verkehren, welche in der Stadt selbst Unterschlupfe gefunden hatten.

Sobald er nun über die Sachlage in Paris sich gehörig unterrichtet hatte, mußte er sich gestehen — und er war der Mann, die Wahrheit zu sehen und sich dieselbe zu sagen — daß die Dinge hüben in Frankreich anders aussähen, als sie, wenigstens in Emigrantenaugen, drüben in England ausgesehen hatten. Bonaparte und die Konsularregierung waren nicht unpopulär. Die schwachen Reste der republikanischen Partei erwiesen sich als bis zur vollständigen Kraftlosigkeit und Resignation herabgebracht. Die Royalisten erschienen zurückhaltend, mit dem bestehenden Regiment so ziemlich versöhnt und jedenfalls nicht im mindesten zu abenteuerlichen Wagnissen geneigt und bereit. Die Priester sangen eifrig: „Domine, salvum fac consulem!“ und stimmten schon ihre Kehlen für das „Domine, salvum fac imperatorem!“ Cadoudal mußte auch erfahren, daß sein Name zwar in der Vendée noch immer einen guten Klang hätte; aber nicht minder, daß es unmöglich, den Vendéergeist von weiland wieder zu erwecken und eine irgendwie belangreiche Bewegung zu Gunsten der weißen Fahne zuwegezubringen. Sogar die Förderung der ihm zunächst liegenden Aufgabe stieß auf ungeahnte Schwierigkeiten.

Um den beabsichtigten Anfall auf den Ersten Konsul mit Hoffnung auf Gelingen thun zu können, schien ihm ein Hundert wohlbewaffneter und zuverlässiger Männer vonnöthen. Er hatte aber große Mühe, die kleine Bande seiner mitgebrachten Chouans auf den Bestand von 30 Mann zu bringen, und er mußte die äußerste Vorsicht aufwenden, diese von ihm besoldete Schar mit Waffen und einer Art von Uniform zu versehen.

Trotz alledem beharrte der muthige Mann bei seinem Vorhaben. Er rechnete so: — Den Bonaparte zu beseitigen, dazu reicht, wenn alle Stränge reißen, eine Handvoll entschlossener Leute aus. Ist er todt, so findet sich das Weitere von selbst, d. h. Frankreich kommt dann in eine Lage, daß ihm nichts übrigbleibt, als die Bourbons wieder einzusetzen.

Derweil war von London aus ein anderer nach Paris herüberreichender Faden der Verschwörung weitergesponnen worden. Pichegru nämlich hatte durch einen ihm von altersher befreundeten ehemaligen Armeelieferanten Namens Rolland bei Moreau anklopfen lassen. Zunächst nur mit der harmlosen Frage, ob der General noch seines alten Waffenkameraden Pichegru sich erinnerte. „Ja wohl, gern und mit Theilnahme.“ Dann, ob er sich wohl für die von Pichegru gewünschte Erlaubniß zur Rückkehr desselben nach Frankreich bei dem Ersten Konsul verwenden wollte. „Nein, das kann ich nicht thun. Ich bin mit Bonaparte zerworfen und setze keinen Fuß mehr in die Tuilerien.“

Auf der Basis dieser willkommenen Kunde wurde weitergebaut. Pichegru erinnerte sich eines Officiers welcher bei Moreau ehemals viel gegolten hatte. Er wußte, daß dieser General Lajolais unzufrieden, ränke-

süchtig und geldbedürftig sei, und entsandte demzufolge an denselben einen gewandten Agenten mit Briefen und Geld, um ihn für die Verschwörung anzuwerben und durch ihn auf Moreau zu wirken. Lajolais ließ sich unschwer gewinnen, machte sich an den General und horchte ihn aus. Sei es nun, daß Moreau in seiner Verbitterung und Unbesonnenheit gegen den Versucher sich zu weit herausließ, sei es — was wahrscheinlicher — daß Lajolais zu hören glaubte, was er zu hören wünschte, genug, der Anschicksmann wähnte, der Zustimmung und Mitwirkung des Generals sicher zu sein, oder that wenigstens so. Er witterte die Herkunft des ihm zugeflossenen Geldes und kalkulirte, daß dessen noch mehr aus der britischen Staatkassequelle zu schöpfen sein würde. Daher voll Eifers für „die gute Sache", machte er sich, obzwar halb lahm, mit dem Sendling Pichegru's eilends über Hamburg nach England auf, um die gute Botschaft persönlich dorthin zu tragen. In den Kreis der verschworenen Emigranten eingeführt, berichtete er, was er wußte, und höchst wahrscheinlich noch mehr. Denn sein Bericht erregte große Freude, so große, daß ein Theilhaber der Verhandlung ausrief: „Wenn unsere Generale einig sind, werde ich bald wieder in Frankreich sein." Dieser Ausruf kennzeichnete den, der ihn that, den Grafen von Artois, welcher eben sein Lebtag ein leichtfertiger Schwachkopf gewesen ist. „Unsere Generale!" Es sollte sich bald zeigen, daß Moreau keineswegs gewillt war, den bourbonischen General zu spielen.

Der Bericht von Lajolais hatte in Verbindung mit den dringenden Mahnungen Cadoudals, endlich zu handeln, die Wirkung, daß in London beschlossen wurde, einen zweiten Schub von Verschwörern, Pichegru, Rivière,

die Polignacs und andere, nach Frankreich abgehen zu lassen, wobei verabredet wurde, daß Artois oder Berry oder beide nachfolgen sollten, sobald sie vonseiten des Marquis, dem man, wie es scheint, ein maßgebendes Urtheil zutraute, dazu aufgefordert würden. Captain Wright trat demzufolge wieder in Thätigkeit und am 16. Januar landeten die Genannten und ihre Begleiter am Felshang von Biville, kletterten die Klamm hinauf und wurden unfern von der Landungsstelle von Georges Cadoudal empfangen, welcher den Komplottbrüdern entgegengereist war, um sie auf den ihm schon vertrauten und jetzt zur Winterszeit noch einsameren Schleich- und Schlupfwegen nach Paris zu geleiten. In aller Heimlichkeit langte die ganze Gesellschaft am 20. Januar in der Vorstadt Chaillot an.

Cadoudal, der ihn umringenden Gefahren wohlbewußt und des langen Stillsitzens überdrüssig, erbot sich, jetzt sofort mit seinen dreißig Schwartenhälsen den Handstreich gegen Bonaparte bei einer von dessen Fahrten nach St. Cloud oder Malmaison zu führen, und nur ungern ließ er sich beschwichtigen, noch zu warten, bis man mit Moreau ins Reine und zu bestimmten Abmachungen gekommen wäre. Man müßte ja jedenfalls zum voraus wissen, was nach der „Beseitigung" Bonaparte's geschehen sollte und was man von dem General, dessen Befähigung und Einfluß die Verschworenen offenbar viel zu hoch anschlugen, zu erwarten hätte. Verschwörungen ist es überhaupt eigen, aus willkürlichen Voraussetzungen phantastische Schlußfolgerungen zu ziehen. Verschwörer gleichen mit Scheuledern versehenen Pferden, welche nur geradaus, nicht aber rechts und links zu sehen vermögen.

Pichegru ließ Moreau durch Lajolais und Rolland von seiner Ankunft in Paris verständigen und den General um eine Zusammenkunft bitten. Moreau ging darauf ein, bestimmte aber, daß das Stelldichein weder in seiner Stadtwohnung noch auf seinem Landsitze Grosbois stattfinden sollte, sondern am späten Abend auf dem Boulevard der Madeleine. Er wollte wohl der Zusammenkunft den Anschein eines nur zufälligen Begegnens geben. Pichegru, welcher sich in der Gesellschaft von Chouans ohnehin unbehaglich fühlte, wäre zu dieser Zusammenkunft gern allein gegangen; allein Cadoudal, der dem weiland republikanischen General nicht ganz traute und mit eigenen Augen und Ohren sehen und hören wollte, was von dem Republikaner Moreau zu erwarten wäre, bestand darauf, mit dabei zu sein.

An dem verabredeten Abend und zur ausgemachten Stunde begegneten sich Pichegru und Moreau an der bezeichneten Stelle des Boulevard. Der General zeigte Bewegtheit beim Wiedersehen seines alten Waffengefährten, fiel aber sofort in kühle Zurückhaltung, als Cadoudal hinzutrat und sich zu erkennen gab. Er verhehlte nicht das Unbehagen, welches ihm die Gegenwart des bekannten Chouanshäuptlings verursachte, und er ließ sich nur mit Noth durch Pichegru zu einer zweiten Begegnung bestimmen. Als er dann sich entfernt hatte, faßte Georges die empfangenen Eindrücke in die Worte zusammen: „Das geht schief!“

Die zwischen den beiden Generalen hin- und hergehenden Ränkeler ruhten jedoch nicht und brachten die zweite Zusammenkunft zuwege, in Moreau's Stadtwohnung. Was hier unter vier Augen zwischen ihm und Pichegru verhandelt worden, wissen wir mit ziem-

licher Bestimmtheit aus den nachmaligen Proceßverhandlungen. Es mußte mit der Sprache herausgegangen werden und Pichegru ging damit heraus, ohne freilich geradweg zu sagen, daß mit der geplanten Beseitigung der Konsularregierung vorweg die Tödtung des Ersten Konsuls gemeint wäre. Moreau erwies sich als der beschränkte Kopf, der er war, und dabei als von einem Ehrgeiz besessen, welcher zu seinen Fähigkeiten in einem geradezu komischen Gegensatze stand. Er steifte sich auf die große Partei, welche er, wie er wähnte und behauptete, im Senat und in der Armee hätte. Wäre das konsularische Regiment beseitigt, so würde die oberste Staatsgewalt unzweifelhaft in seine Hände gelegt werden. Pichegru bemühte sich umsonst, dem General diese thörichte Illusion auszureden und ihn zu überzeugen, daß nach Bonaparte nur die Bourbons übrigblieben. Davon wollte Moreau nichts wissen und blieb dabei, nach Bonaparte käme er, könnte niemand kommen als er. Von einem spontanen Handeln, von irgendeiner Initiative seinerseits war aber keine Rede. Er schien völlig überzeugt zu sein und zu erwarten, daß man ihm die Herrschaft über Frankreich so zu sagen auf einem Teller darbieten würde.

Pichegru ging von diesem Stelldichein sehr niedergeschlagen in sein Versteck zurück. Der Mittheilung, welche er Cadoudal machte, fügte er bei: „Auch Moreau ist ehrgeizig und herrschsüchtig. Auch er möchte Frankreich regieren. Der arme Mann! Nicht vierundzwanzig Stunden würde er die Herrschaft zu behaupten vermögen." Worauf der Chouanshäuptling herausfuhr: „Was, der? Wenn es doch einmal ein Usurpator sein soll, so ist mir der Bonaparte immer noch lieber als dieser Moreau, der weder Kopf noch Herz hat."

Unter solchen Umständen mußte auch eine dritte Zusammenkunft Pichegru's mit Moreau — sie fand in der Wohnung Cadoudals statt — ergebnißlos bleiben und demzufolge war die Enttäuschung und Entmuthigung der Gescheidesten unter den Verschworenen, also Pichegru's und De-Rivière's, vollständig. Georges seinerseits war noch immer bereit, auch mit unzureichenden Mitteln das Attentat auf Bonaparte zu unternehmen, konnte aber auf die Frage seiner Mitverschworenen: Wozu dasselbe unter den obwaltenden Umständen dienen sollte? keine befriedigende Antwort finden. Hoffnungslos mußte übrigens auch er sein. Lag es doch jetzt am Tage, daß die ganze Verschwörung nur ein Schwindel, weil auf eitel Illusionen gebaut. Der Marquis und der General sannen ernstlich auf Flucht, auf die Rückkehr nach England. Sie, wie die Polignacs, hatten das Zusammensein mit den nichts weniger als feinen Chouans satt, übersatt. Allein zum fliehen war es zu spät. Späher und Sbirren waren ihnen schon an den Fersen.

5.

Von der Spürnase eines ci-devant Jakobiners und wie die feine Witterung selbiger Nase sich bewährte.

Da war nämlich der Fouché, zur Schreckenszeit einer der langfingerigsten und erbarmungslosesten „Konventskommissäre", später Polizeiminister Bonaparte's und unlängst, als sich der „erste" Konsul zum „lebenslänglichen" hatte vorrücken lassen, seiner Ministerschaft ent-

kleidet. Dazumal hatte es der Gewalthaber noch für angezeigt erachtet, der öffentlichen Meinung dann und wann eine kleine Zubilligung zu gewähren, wenn auch nur eine formale. Darum war das allgemein verhaßte Polizeiministerium aufgehoben und die Polizei mit dem Justizministerium vereinigt worden, welches der „Großrichter" Régnier leitete. Dieser überließ die oberste Verwaltung der Polizei dem Staatsrath Réal, welcher weder das Schieß- noch ein anderes Pulver erfunden hatte. Fouché jedoch setzte als der Polizeikünstler, der er war, auch im Privatstande das Spähen und Kundschaften liebhaberisch fort. Er hatte es einzurichten gewußt, daß ihm seine vormaligen Mouchards auch jetzt noch dienstbereit zur Hand waren, und da er um jeden Preis wieder Minister werden wollte und demzufolge seine Unentbehrlichkeit dem „Lebenslänglichen" darthun mußte, so ließ seine Spürnase Tag und Nacht vom eifrigen Schnüffeln nicht ab. Besagtes Organ besaß in der That eine feine Witterung und der Besitzer desselben war dadurch zur Zeit seiner terroristischen „Missionen" in Toulon, in Lyon und anderwärts in den Stand gesetzt worden, die zwölf oder vierzehn Millionen zu wittern und aufzuspüren, welche er — immer zur größeren Ehre der Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft — damals für seine Privatkasse zusammengefingert hatte. Die Herren — was sag' ich? — die „Bürger" Konventskommissäre hatten ja, mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen, schon so ungeheuer lange Finger entwickelt, daß sogar die napoleonischen Marschälle nachmals auch mit dem besten Willen die ihrigen kaum noch mehr zu verlängern vermochten. Item, die Generale der Republik hatten die Philosophie der Langfingerfertigkeit ebenfalls von Grund

aus verstanden. Waren doch sogar an den Fingern des „biederen" Moreau von den Kontributionen, welche er in Deutschland für Rechnung der französischen Republik erhoben hatte, drei oder vier Millionen nur so hängen geblieben.

Fouché also ist es gewesen, welcher den Ersten Konsul aufmerksam machte, daß vonseiten der Royalisten etwas wider ihn im Werke sein müßte. Der weiland Polizeiminister war von seinen Agenten zu gut bedient, als daß ihm die Anwesenheit einer nicht geringen Anzahl von Emigranten und Chouans, die ja doch nicht immer in ihren Schlupfwinkeln stillliegen konnten oder wollten, hätte entgehen können. Bonaparte mochte sich erinnern, daß Fouché's Spürnase schon dazumal nach dem Mordkrach der Höllenmaschine nach der richtigen, d. h. nach der bourbonischen Seite hin geschnüffelt hatte, und er war daher sehr geneigt, auf die Zuflüsterungen des ci-devant Jakobiners zu hören. Zudem hatte er sich ja schon gesagt, daß der Wiederausbruch des Krieges mit England die Bourboneriche in Bewegung bringen würde, und seine Besorgnisse mußten nach dieser Richtung hin bedeutend verschärft werden dadurch, daß ihm ein Einblick in die vom englischen Gesandten in München betriebenen Machenschaften aufgethan worden war. Diese Machenschaften, der Konsularregierung verrathen durch einen von Drake's Agenten, einen Franzosen, der aus einem Republikaner ein Soldknecht der englischen Diplomatie geworden, hatten zunächst den Zweck, die Geheimnisse des französischen Kriegsplanes aufzuhellen; dann aber auch, alle vonseiten der Emigranten gegen Bonaparte gerichteten Anschläge zu unterstützen. Ein unmittelbarer oder auch nur mittelbarer Zusammenhang der

Umtriebe des Gesandten mit der Verschwörung Cadoudals hat jedoch nicht stattgefunden.

Bonaparte's Argwohn war geweckt, und weil gleichzeitig da und dort, in der Normandie, in der Vendée, bourbonische Regungen, obzwar nur schüchterne, bemerkbar wurden, so beschloß er, um Licht in das Dunkel zu bringen, auf's Gerathewohl eine Anzahl von der Chouanerie mehr oder weniger verdächtigen Leuten verhaften zu lassen, welche man in Paris und in der Provinz gerade unter der Hand hatte. Diese Verhaftungen gingen vor sich und der Erste Konsul wählte aus der Liste der Verhafteten fünf, in der Hoffnung, dieser oder jener derselben würde dem Kriegsgerichte, vor welches sie gestellt wurden, Geständnisse machen. Zwei sprach das Kriegsgericht los, drei verurtheilte es zum Tode. Zwei davon ließen sich erschießen, ohne mehr bekannt zu haben, als daß sie nach Frankreich gekommen, der Sache des legitimen Königs zu dienen — welchem Bekenntniß sie eine kräftige Verwünschung des „Usurpators" hinzufügten. Dem dritten aber sank angesichts des Todes das Herz und er ließ sich zu dem Geständnisse herbei, daß er im August mit Georges Cadoudal am Felshange von Biville an's Land gestiegen und durch Wälder und über Haiden hehlings nach Paris gekommen sei, um einen Mordanfall auf Bonaparte mitzumachen. Außerdem gab er verschiedene von den Geheimquartieren und den vertrauten Kneipen an, welche den Chouans von Cadoudal's Bande Unterschlupf gewährten.

So hatte sich denn Fouché's Polizeinase und nicht minder die Berechnung des Ersten Konsuls bewährt. Es war doch einiges Licht in das Dunkel gebracht. Man wußte jetzt, daß der hochgefährliche Chouanshäuptling

Georges in Paris wäre. Man kannte die Landungsklamm von Biville, sowie die Schleichwege und Rastorte zwischen dort und der Hauptstadt. Ebenso etliche von den Bergewinkeln der Verschwörer in den Vorstädten.

Zu dieser Aufklärung fügte der Zufall, dieser Leibzwerg der Riesin Historia, welcher hinter den Falten ihres blutpurpurnen Mantels häufig so schelmisch lachend oder auch so boshaft grinsend hervorguckt, noch eine weitere.

Die Bucht und Kluft von Biville mußte die Aufmerksamkeit der Sicherheitsbehörden auf sich gezogen haben. Denn wir erfahren, daß gerade in den Tagen, wo die vergeblichen Zusammenkünfte zwischen Pichegru und Moreau in Paris stattfanden und die Regierung mittels der gemeldeten Kriegsgerichtsprocedur von dem Bestehen eines Mordkomplotts Kunde erhielt, dort am Felsgestade der Normandie zwischen Gensdarmen, welche den Paß bewachten, und Chouans, welche zu landen versuchten, ein Feuergefecht geliefert worden war. Ein für seinen Dienst gut beanlagter Gensdarm hatte nach beendigtem Schüssewechsel einen aus einem Chouangewehr gekommenen Papierpfropf aufgehoben und auf demselben den Namen Troche geschrieben gefunden. Nachforschungen auf dieser Spur ergaben, daß dies der Name eines in Eu wohnenden Uhrenmachers, welcher einen Sohn hatte, dessen Gebaren schon seit einiger Zeit der Polizei verdächtig vorgekommen war. Der junge Troche wurde demzufolge in aller Heimlichkeit aufgehoben, nach Paris gebracht und einem Verhör unterzogen, welches ihn alles gestehen machte, was er wußte. Und er wußte nicht wenig.

Denn dieser junge Mensch war es, welcher den Briefwechsel zwischen den Verschworenen in Paris und den

Emigranten in London vermittelt hatte. Er war es auch, welcher die verschiedenen Schübe der Komplottgenossen an der Klamm von Biville empfangen und sie von dort weitergeführt hatte. So im August von 1803 den Georges Cadoudal und dessen Reisegefährten, so dann im Januar von 1804 den Trupp, bei welchem Pichegru, De Rivière und die Polignacs sich befanden. Wer diese Herren waren, hatte Troche nicht erfahren und konnte sie daher nur allgemein als „vornehme" bezeichnen, welche von ihren Begleitern sehr respektvoll behandelt worden seien — namentlich einer. Im Februar, gestand der Gefangene schließlich noch, sollte wiederum eine Landung stattfinden und er, Troche, wäre beauftragt, auch diese Ankömmlinge zu empfangen und weiterzugeleiten.

Im Besitze von allen diesen Nachweisen begann die Polizei auf der ganzen Linie von Paris bis Biville eine außerordentliche Thätigkeit zu entwickeln. Nicht so fast unter der Leitung von Réal als vielmehr unter der von Fouché, welchen Bonaparte wieder zu Gnaden angenommen hatte und stillschweigend als wirklichen, obzwar vorderhand noch unbetitelten Polizeiminister schalten ließ. In den ersten Februartagen gelangen zwei wichtige Fänge. In einer der signalisirten Weinkneipen wurde nach verzweifelter Gegenwehr ein junger Chouan, Picot geheißen und in Cadoudals persönlichen Diensten stehend, dingfest gemacht. Kurz darauf der Edelmann Bouvet de Lozier, welcher sich „Generaladjutant der königlichen Armee" titulirte und als der Leutnant von Georges anzusehen war. Beide Verhaftete waren schwerbewaffnet und mit beträchtlichen Geldsummen in den Taschen betroffen worden. Durch Picot erfuhr man eigentlich nicht mehr,

als man schon wußte. Dagegen kamen aus dem Munde des Herrn Athanase Hyacinthe Bouvet de Lozier Angaben, welche die ganze Verschwörung klarstellten und den General Moreau schwer belasteten.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar machte Bouvet in seinem Gefängniß einen Versuch, sich zu erhängen. Das mißlang und der Gefangene wurde dadurch in eine an Raserei gränzende Aufregung versetzt. Er schrie nach dem Wärter und erklärte diesem, daß er sofort zu Protokoll vernommen zu werden verlangte, bevor er für die Sache seines rechtmäßigen Königs sterben würde. Der Staatsrath Réal wurde herbeigeholt und erstaunte nicht wenig über das, was der wüthende Mann hervorsprudelte. Réal ließ den Großrichter und Justizminister Régnier benachrichtigen und in dessen Gegenwart wurden sodann die Geständnisse des Gefangenen protokollirt, welcher als richtiger Franzos sich in Positur warf und theatralisch anhob: „Ein Mann, der von den Pforten des Grabes kommt und noch bedeckt ist mit den Schatten des Todes, will Rache nehmen an Leuten, welche durch ihre Treulosigkeit ihn mitsammt seiner Partei in den Abgrund gestürzt haben.“ *)

*) Meine Darstellung ist hier, wie durchweg, als auf ihre Hauptquelle basirt auf die große Aktensammlung: „Procès instruit par la cour de justice criminelle et spéciale du département de la Seine, séante à Paris, contre Georges, Pichegru et autres, prévenus de conspiration contre la personne du Premier Consul.“ Paris 1804. 8 vols. Was die Episode des an dem Herzog von Enghien verübten Justizmordes angeht, so lieferte mir das Aktenmaterial für meinen Bericht die Sammlung der „Documents authentiques“, welche L. Constant seiner Schrift „Le duc d'Enghien“, Paris 1869, einverleibt hat. Als eine, freilich nicht immer kristall-

Auf diese Präambel ließ er umfassende Geständnisse über Thatsachen folgen, die wir bereits kennen. Von Gewicht war besonders die Enthüllung, daß zur für passend erachteten Stunde „Monsieur" (d. i. der Graf von Artois, als Bruder Ludwigs des Achtzehnten so betitelt) in Frankreich erscheinen sollte, um sich an die Spitze der Royalisten zu stellen; fernerweit die Aussage, daß Moreau versprochen, für die bourbonische Sache einzutreten, dann aber sein Wort zurückgenommen hätte, weil er selber nach der Diktatur strebte. Davon hätten aber die Royalisten ihrerseits nichts wissen wollen und das Hin- und Herverhandeln mit dem unzuverlässigen General trüge die Schuld, daß die Ausführung des Anschlags gegen den Ersten Konsul verzögert, die Zeit vertrödelt und die Polizei endlich auf die Fährte der Verschworenen geführt worden sei. In diesen Angaben Bouvets lieferte dann ein nochmaliges Verhör Picots die Ergänzung, daß nicht allein Cadoudal, sondern auch Pichegru zweifellos in Paris anwesend sein müsste.

Sobald Bonaparte von den Ergebnissen dieser Verhöre durch Réal in Kenntniß gesetzt worden, am Morgen vom 14. Februar, zauderte er nicht, zu handeln. Er machte es demnach ganz anders als die Komplottbrüder, welche so viele Zeit mit Schwatzen verloren hatten. Auch Georges war ja in dieser ganzen Angelegenheit keineswegs als der zum Vorschein gekommen, für welchen er galt, als der Mann des entschlossenen Zugreifens und des unbedenklichen Anpackens. Er sogar hatte sich auf's

klare Quelle für die Geschichte dieser Episode dürfen auch das 4. und 5. Kapitel vom 1. Bande der „Mémoires de Madame de Rémusat", Paris 1880, bezeichnet werden.

Diplomatisiren eingelassen und mußte nun erfahren, daß die Fäden einer Verschwörung um so leichter reißen, je feiner sie gesponnen sind.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Februar ward in den Tuilerien eine vom Ersten Konsul berufene Rathsversammlung gehalten, der die beiden konsularischen Statisten Cambacérès und Lebrun und die Mitglieder des Kabinetts anwohnten. Auch der unentbehrliche Fouché war dabei. Das Mordkomplott stand für die Rathschläger als Thatsache fest. Die Verschwörung erschien ihnen unter dem Gesichtspunkte, daß zur „Beseitigung" Bonaparte's und zum Sturze der Konsularregierung Royalisten und Republikaner eine Verbindung eingegangen oder wenigstens einzugehen versucht hätten. Pichegru habe dabei den Vermittler gemacht. Leider wäre zur Stunde weder dieser noch Cadoudal in den Händen der Behörden, aber sie wären in Paris und würden wohl aufzufinden sein. Es müßte jedoch von Wichtigkeit werden, die Möglichkeit eines weiteren Verkehrs dieser beiden Komplottchefs mit Moreau abzuschneiden. Daher der Beschluß, den General, sowie die Zu- und Zwischenträger Lajolais und Rolland, ungesäumt verhaften zu lassen. Aber was dann? Cambacérès meinte, Moreau sollte einem Kriegsgericht überwiesen werden. Der Erste Konsul wandte dagegen ein, es würde heißen, er hätte durch ihm blindlings ergebene Officiere seinen „Nebenbuhler" richten lassen. Daraufhin wurde beschlossen, Moreau vor den Strafgerichtshof vom Seinedepartement zu stellen, aber — die wächserne Konsularverfassung bot dazu eine Handhabe, wie zu jeder Willkürlichkeit — für diesen Fall die Geschworenenbank zu suspendiren. Das machte freilich, wie unschwer vorauszusehen, auf die

öffentliche Meinung einen noch schlimmeren Eindruck, als vielleicht ein Kriegsgericht gemacht hätte. Aber was war dem bonaparte'schen Säbelskepter die öffentliche Meinung? Ein Windhauch.

6.

Wie die Pariser die Verschwörung bewitzelten und wie ihr Witz eine Maulschelle abbekam.

Die angeordneten Verhaftungen wurden vollzogen. Moreau ist in seinem Wagen auf der Brücke von Charenton zwischen Grosbois und Paris aufgehoben und in den Temple gebracht worden — mit aller Höflichkeit, versteht sich. Innerhalb der Mauern der alten Templerburg, allwo Ludwig der Sechszehnte geseufzt, Marie Antoinette geweint und der unglücklichste aller Dauphins das Martyrium jakobinischer Rohheit durchgelitten hatte, konnte der General darüber nachdenken, was dabei herauskomme, wenn der Ehrgeiz eines Menschen beträchtlich viel länger ist als sein Verstand. Der Großrichter Régnier richtete eine amtliche Botschaft an die drei großen Staatskörperschaften, welche die Komödie des Parlamentarismus zu agiren hatten, um denselben die Verschwörung, und was dagegen vorgekehrt wäre, bekanntzugeben. Als die Neuigkeit in der Stadt bekannt wurde, nahm sich der vorhin erwähnte Windhauch doch heraus, etwas schneidend oder wenigstens spöttisch zu blasen: „Eine Verschwörung Moreau's? Ach, das sollte wohl heißen: eine Verschwörung *gegen* Moreau?" Oder: „Die ganze Geschichte ist eine Fabel, aber eine

schlecht ersonnene." Oder: „Cadoudal und Pichegru seien die Hauptverschwörer? Hat man sie? Bewahre! Sind sie in Paris? Ja, vielleicht in Gedanken." Derartige Witzeleien fanden natürlich großen, obzwar nur heimlings kichernden Beifall und es bewahrheitete sich eben auch hier wieder, daß die liebe öffentliche Meinung gar häufig nichts anderes ist als ein aus dem hohlen Bauche der Unwissenheit oder aus der vollen Gallenblase der Bosheit hervorgegurgelter Klatsch.

Nun war aber dazumal Bonaparte gegen den besagten Windhauch noch etwas empfindlich, was er sich später gründlich abgewöhnt hat. Er gerieth daher in eine Zornwallung, welche bis zur Wuth gesteigert wurde durch den Umstand, daß die Pariser oder wenigstens viele Pariser in ihrem Unglauben an die zweifellose Thatsache des Komplotts beharrten; noch mehr aber dadurch, daß die mit Bouvet und Picot fortgesetzten Verhöre immer Bedenklicheres ergaben. Insonderheit dieses, daß unter den nach Paris gekommenen Verschwörern vornehme Herren aus der nächsten Umgebung der bourbonischen Prinzen sich befänden, De Rivière und die Polignacs. Weiterhin, daß mit dem nächsten Emigrantentrupp, welcher im Februar bei Biville landen sollte, der Graf von Artois oder der Herzog von Berry oder beide kommen würden, um sich an die Spitze der Angreifer des Ersten Konsuls zu stellen. Endlich, daß Pichegru seine alten Bekanntschaften im Gesetzgebenden Körper und im Tribunat, ebenso Moreau seinen Einfluß im Senat und seine Autorität in der Armee geltend und fruchtbar machen sollte, um durch die gemeinsame Wirksamkeit von allen diesen Hebeln die Wiederaufrichtung des bourbonischen Thrones zu bewerkstelligen.

Es liegt kein Grund vor, zu bezweifeln, daß Bonaparte an die Thatsächlichkeit dieses Schreckgemäldes in dessen ganzem Umfange geglaubt habe, und darum ist es auch glaubhaft, daß der Mythograph und Glorificirer des Bonapartismus, Monsieur Thiers, die Wahrheit sage, wenn er meldet, der Erste Konsul sei in wilde Drohungen gegen die Bourbons ausgeborsten und habe erklärt, er würde jeden Prinzen, dessen er habhaft werden könnte, erschießen lassen. Er ging auch unverweilt auf die Habhaftwerdung aus. Der Oberst Savary, Kommandant der Elitegensdarmerie, welchen er als ein verlässliches, völlig skrupelfreies, zu jedem Dienst bereites Werkzeug kannte, erhielt Befehl, mit einer Schar seiner Leute stracks nach der Normandie abzugehen und in aller Heimlichkeit auf der Höhe der Klippen von Biville einen Lauerposten zu beziehen, um die landenden Emigranten, mit welchen der oder die Prinzen kommen sollten, abzufangen und nach Paris zu liefern.

Derweil dieser Befehl zur Ausführung kam, rückte auch der verhaftete Lajolais mit Geständnissen heraus. Immerhin jedoch nur soweit, als er bekannte, nach London gereis't zu sein und Pichegru mit nach Paris und zu Moreau gebracht zu haben — einzig und allein, wie er sagte, damit der letztere für die Heimberufung des ersteren sich verwende. Lajolais ahnte nicht, wie sehr er mit diesem halben Geständniß Moreau beschwerte, weil die Regierung ja schon von anderwärtsher die Verbindung Pichegru's mit Cadoudal und die Zusammenkünfte des Generals mit den beiden Verschwörern kannte. Moreau hinwiederum hatte keine Ahnung, daß Lajolais verhaftet wäre und überhaupt etwas gestanden hätte, und daraus erklärt sich sein Gebaren gegenüber dem Großrichter

Régnier, der im ganzen Pomp seines Amtes zum Temple gefahren kam, um den Sieger von Hohenlinden zu verhören. Dieser benahm sich hierbei ebenso ungeschickt als unehrlich, indem er sich durch den Großrichter in einen ganzen Knäuel kläglicher Lügen verwickeln ließ. Régnier befragte ihn über seine Beziehungen zu Lajolais, Pichegru und Cadoudal. Moreau erwiderte, er wisse nichts von solchen Beziehungen. „Aber Sie haben doch die Genannten gesehen und gesprochen?" „„Nein, weder gesehen noch gesprochen. Ich begreife auch gar nicht, warum man mich mit solchen Fragen behelligt."" Der Großrichter trug dieses Ergebniß des Verhörs in die Tuilerien und nach erstattetem Bericht soll der Erste Konsul ausgerufen haben: „Nun denn, wenn er sich mir nicht entdecken und anvertrauen will, so mag die Sache ihren gerichtlichen Verlauf nehmen!"

Ihm, dem Machthaber, mußte vor allem daran gelegen sein, mittels der Einfangung von Cadoudal und Pichegru vor Paris und Frankreich den Beweis der Wesenheit des Komplotts zu führen. Der Gesetzgebende Körper, zur Sklavenhaftigkeit des römischen Senats unter Caligula und Nero herabgebracht, mußte ein ungeheuerliches Gesetz votiren, welches allen, die Pichegru, Cadoudal und sechzig signalisirten ihrer Mitverschworenen Zuflucht oder Unterschlupf gewährten, die Todesstrafe androhte, sowie allen, welche die Verstecke der Verschwörer kennten und nicht anzeigten, sechsjähriges Zuchthaus. Die Thore von Paris wurden geschlossen wie zur Zeit des Septembermordgräuels von 1792, die Stadtmauer unausgesetzt durch Reiterschwadronen umritten, die Ein- und Ausflüsse der Seine scharf bewacht. Dann ging in der Stadt eine unerbittliche Jagd los, welche die

Verschworenen von einem Schlupfwinkel in den andern hetzte. Ihre Lage war schrecklich. Die Drang- und Trübsal, welche sie bei Tag und Nacht auszustehen hatten, überstieg oft die Kraft von Fleisch und Blut. Hungernd, frierend, fiebernd irrten sie umher. Nicht selten mußten die von ihnen, welche die Mittel dazu besaßen, die Gewährung einer elenden Nachtherberge mit 6000, ja mit 8000 Franken bezahlen. Es ist wie ein tröstlicher Lichtstral in diesem Dunkel, daß einer der Minister des Ersten Konsuls, Marbois, seinem Freunde von ehemals, dem jetzt vogelfreien Pichegru, welcher eines Abends in der Verzweiflung, kein Nachtlager finden zu können, an die Thüre des Ministerhôtels klopfte, für eine Nacht das erbetene Asyl gewährte und daß Bonaparte seinem Minister, der ihm später Mittheilung davon machte, diese Gastlichkeit nicht verübelte.

Pichegru war es auch, welcher zuerst in die Hände der Späher und Spürer fiel. Ein Mitverschworener, welcher bei dem General Adjutantendienst gethan, verrieth den letzten Schlupfwinkel, den er gefunden, und überlieferte ihn den Gensdarmen, welche den verrathenen und mit Mühe überwältigten Mann in den Temple brachten, aus dessen Mauern er nur im Sarge wieder herauskommen sollte. Bald darauf wurden De Rivière und die Brüder Polignac aufgejagt, gestellt und zur Haft gebracht. Cadoudal zuletzt, erst am 9. März. Die Spürhunde hatten sein letztes Versteck ausgewittert. Als er es Abends 7 Uhr verließ, um ein anderes zu suchen, verfolgten sie ihn bis zum Pantheon, allwo ein vertrauter Chouan mit einem Kabriolet auf ihn wartete. Georges, welcher die Verfolger hinter sich spürt, steigt ein und treibt den Kutscher zur Eile. Die Meute stürzt

nach. Auf dem Platz Bussy fällt ein Polizist dem Pferde in die Zügel. Cadoudal entladet ein Pistol auf ihn und schießt ihn todt. Dann springt er aus dem Wagen und streckt mit einem zweiten Schuß einen zweiten Polizisten schwerverwundet zu Boden. Allein er wird umringt, nach verzweifelter Gegenwehr bewältigt, entwaffnet und dingfest gemacht. Die 60,000 Franken oder mehr, die er in Gold und Banknoten bei sich getragen, sind der Frau von Rémusat zufolge (Mém. I. 310) der Witwe des getödteten Polizeimanns gegeben worden.

Der hochgewachsene, breitschulterige Müllerssohn aus dem Morbihan mit seinem offenen, bäurischgesundrothbackigen Gesichte machte auch im Untersuchungsverhör auf der Polizeipräfektur, wie später vor Gericht, von allen seinen Komplottgenossen die beste Figur. Statt sich wie Moreau auf's Lügen und Leugnen zu verlegen, ging er freisam mit der Sprache heraus und man merkte, daß diese der energische Ausdruck einer felsenfesten Ueberzeugung sei. „Warum kamen Sie nach Paris?" — „„Um den Ersten Konsul anzufallen."" — „Womit?" — „„Mit offener Gewalt."" — „Was beabsichtigten Sie und Ihre Mitverschworenen weiter?" „„An die Stelle des Ersten Konsuls einen Bourbon zu setzen."" — „Was für einen?" — „„Ludwig den Achtzehnten."" — „Welche Rolle sollten Sie bei dem beabsichtigten Angriff auf den Ersten Konsul spielen?" — „„Die Rolle, welche mir einer der französischen Prinzen, der dabei sein sollte, zuweisen würde."" — „Also in Uebereinkunft mit den ci-devant französischen Prinzen ist der Attentatsplan entworfen worden und so sollte er auch zur Ausführung kommen?" — „„Ja."" — „Sie haben sich mit den ci-devant französischen Prinzen

in England verabredet?" — „„Ja."" („Procès instruit", II, 79, 83.)

Man sieht, Georges sprach ganz offen und bestimmt, als ein Mann, welcher nicht mit einer Unwahrheit auf den Lippen dem Tod entgegengehen wollte, der ihm, wie er wußte, unbedingt gewiß war. Ebenso bestimmt aber verweigerte er jede Auskunft über seine Verstecke und Herberger, sowie über seine Mitverschworenen. „Ich will die Zahl der Opfer nicht vermehren," sagte er; „es sind ihrer ohnehin genug." De Rivière und die Polignacs suchten ihre Geständnisse, zu welchen sie sich doch auch herbeilassen mußten, mittels allerhand Ausflüchten und Verklausirungen möglichst abzuschwächen und zu verdünnen.

Als Summe aller von den verhafteten Verschwörern erwirkten Bekenntnisse konnte die Regierung die unbezweifelbare, deutlich sichtbare, handgreifliche Thatsache eines bourbonischen Mord- und Umsturzkomplotts vor die öffentliche Meinung hinstellen.

Jetzt hörten die Pariser auf, zu witzeln und hohnzulächeln. Das ging ihnen doch über den Spaß.

7.

Wie der Bonaparte den korsischen Banditen herauskehrte.

Wer gerecht urtheilen will, wird anerkennen müssen, daß bis dahin der Erste Konsul in dieser Sache durchaus ordnungsgemäß und regelrichtig gehandelt hatte. Er war im Besitze der Macht und folglich — wie die

Welt nun einmal ist, wie sie allzeit gewesen und immer sein wird — im Recht. Dieses seines Rechtes, d. h. seiner Macht wollte man ihn berauben und ihn zugleich mörderisch anfallen und umbringen. Dagegen durfte, nein, mußte er sich bis auf's Aeußerste wehren. Dies heischte seine Stellung, seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und es lag auch in den Zuständen Frankreichs. Wie, nachdem er das Land aus dem Chaos der Anarchie herausgerissen, sollte er es der bourbonischen Unfähigkeit überliefern lassen? Welche Zumuthung! Welche Absurdität!

Ein gerechter Urtheiler muß aber dem Manne noch mehr zubilligen. Nämlich dieses, daß es sehr begreiflich und verzeihlich, wenn er in seiner korsisch-leidenschaftlichen Art, in seiner bekannten Feuerteufelsmanier gegen die Bourbons ausfiel. Hatten diese nicht an dem gegen ihn gesponnenen Mordkomplott sich betheiligt? Wenigstens von zwei derselben, Artois und Berry, war es durch die Eingeständnisse ihrer Mitverschworenen erwiesen. Ja, es war begreiflich und verzeihlich, wenn der Erste Konsul racheluſtig ausrief: „Ein Bourbon gilt mir nicht mehr als ein Moreau und Pichegru, im Gegentheil weniger; fällt mir einer in die Hände, laſſ' ich ihn erschießen!" und man muß sagen, daß, wenn er in den Fall gekommen, diese Drohung etwa an dem Herrn Grafen von Artois, welcher an der Aussendung von Attentätern mitarbeitete, aber wohl sich hütete, die Gefahren der mordluſtigen Sendlinge zu theilen, in Erfüllung zu bringen, dies für Frankreich kein Schaden, sondern vielmehr ein Glück gewesen wäre, ein großes Glück.

Allein nicht an dem schuldigen Artois, sondern an

einem schuldlosen, d. h. an dem Komplott gar nicht betheiligten Bourbon ließ Bonaparte seine Wuth aus. Das gab der Sache eine ganz andere Wendung. Dazu kam dann noch die zugleich tückische und grausame Art und Weise, allwomit der glückliche Verschwörer vom 18. Brumaire seine Rachedurststillung einleitete und durchführte. Schleichende Bosheit und erbarmungslose Brutalität vereinigten sich hier zu einer Schandthat, welche erschreckend und entsetzend darthat, wie tief dem Napoleone Buonaparte der korsische Bandit im Blute steckte.

Sein Zorn wurde noch heißer, als sich ihm zuvörderst keine Gelegenheit bieten wollte, denselben an einem Sprössling des Hauses Bourbon zu kühlen. Der Oberst Savary nämlich, welcher, selber verkleidet, mit seinen fünfzig in allerlei Verkleidungen steckenden Gensdarmen nun schon seit drei Wochen am Felshang von Biville auf der Lauer lag, wußte von dort nur zu berichten, daß kein Prinz kommen wollte, um sich von ihm abfangen zu lassen. Zwar — so meldete er — zwar wäre draußen vor der Bucht eine englische Brigg, höchst wahrscheinlich die vom Captain Wright geführte, deutlich sichtbar. Auch näherte sich dieselbe allabendlich der Küste, aber statt zu landen lavirte sie nur eine Weile hin und her, um dann wieder in See zu stechen. Wie zu vermuthen, hätten die Emigranten, die sich am Bord des Schiffes befinden möchten, von Paris aus einen Abwink bekommen oder aber erwarteten sie von der Klippe her ein Signal, dessen Ausbleiben ihnen die Landung verböte.

Allein Bonaparte wollte und mußte einen bourbonischen Prinzen haben zum Todtschießenlassen, und da ihm keiner von England her ins Fanggarn laufen

wollte, so suchte er anderwärts nach einem. Fouché und Talleyrand — dieser hat später die Spuren seiner Thätigkeit in solcher traurigen Sache fuchsschwänzig zu verwedeln gesucht — halfen ihm bereitwillig bei dieser Späherei. Die Liste der Bourbons wurde durchgenommen. Provence und Angoulême waren in Warschau, Artois und Berry, sowie der Prinz von Condé und der Herzog von Bourbon, in London. An diese sechs Prinzen war also nicht zu kommen. Aber Condé's Enkel, der Herzog von Enghien, der befand sich ja in erreichbarer Nähe, zu Ettenheim im (damaligen) Kurfürstenthum Baden. Der gesuchte Bourbon war gefunden. Freilich hatten alle die Verhöre der dingfestgemachten Verschwörer nicht die leiseste Andeutung von einer Betheiligung Enghiens an dem Cadoudal'schen Komplott ergeben. Aber was hatte das zu sagen? Er war ein bourbonischer Prinz, war erreichbar und folglich sollte er todtgeschossen werden — Punktum.

Die gute Frau von Staël hatte doch nicht so ganz Unrecht, wenn sie den Bonaparte einen „Robespierre zu Pferde" nannte. Es war im ganzen Verfahren des Ersten Konsuls gegen den jüngsten und letzten Sprossen der Condé's etwas jakobinisch-terroristisch Wildes, was an die schlimmsten Tage und Nächte der Sansculotterie erinnerte. Ganz in der Ordnung daher, daß, wie im Januar von 1793 unter den Ohnehosen das Wort umgegangen: „Man muß dem monarchischen Europa einen Königskopf als Fehdehandschuh hinwerfen!" so jetzt in der betreffsten Sklavenschar, welche sich am Hofe des neuen Cäsars drängte, das Geraune umging: „Einen Bourbon todtschießen lassen? Recht so! Das heißt zwei Fliegen mit einem Schlage treffen, das heißt den Roya-

listen Schrecken einjagen und den Republikanern ein Pfand geben . . ."

Louis Antoine Henri de Bourbon, betitelt Duc d'Enghien, war am 2. August 1772 zu Chantilly geboren, folglich jetzt (März 1804) nahezu 32 Jahre alt, von männlich schöner Gestalt und gewinnendem Benehmen. Er hatte unter den Befehlen seines Großvaters und seines Vaters die Waffen gegen die französische Republik getragen und als Vorhutführer des condé'schen Korps mehrfach im Felde sich hervorgethan. Eine solche Befehdung des Vaterlandes war und ist, vom menschlichen wie vom patriotischen Standpunkt aus angesehen, unbedingt verwerflich. Allein man muß, wenn man billig sein will, beachten, daß ein in legitimistisch-dynastischen Anschauungen gezeugter, geborener und erzogener bourbonischer Prinz es nicht nur für sein selbstverständliches Recht, sondern auch für seine gebieterische Pflicht ansah und ansehen mußte, die französische Republik zu bekämpfen. Denn er war ja des guten Glaubens, dieser Kampf gälte nicht Frankreich, sondern nur einer Frankreich tyrannisirenden, räuberischen und mörderischen Faktion. Wenn die drei Condé's, Vater, Sohn und Enkel, in Verbindung mit den gegen die französische Republik verbündeten Mächten am Rhein im Felde gestanden, so waren sie *ihrer* Ueberzeugung zufolge dazu nicht minder berechtigt gewesen, als seiner Zeit Ludwig der Dreizehnte oder eigentlich sein Minister Richelieu berechtigt war, die rebellischen Hugenotten, und Ludwig der Vierzehnte oder eigentlich sein Minister Mazarin, die Rebellen der Fronde zu bekämpfen. Es war also rein unmöglich, dem Duc d'Enghien daraus ein Verbrechen zu machen, daß er im Korps seines Großvaters

mitgefochten — unmöglich nicht allein unter dem subjektiven, sondern auch unter dem objektiven Rechtsgesichtspunkt.

Dazumal, im Frühjahr von 1804, lebte der Prinz zu Ettenheim unweit Lahr, ohne irgendwie nachweisbare Verbindungen mit den übrigen Emigranten, welche sich da und dort in den deutschen Rheingegenden aufhielten. Der französische Gesandte am badischen Hofe, Massias, überwachte den Prinzen, fand jedoch über denselben nach Paris nur zu berichten, daß er leidenschaftlich dem Vergnügen der Jagd nachginge und im übrigen ganz seiner zärtlichen Verbindung mit der Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort lebte, einer Nichte des Halsband-Kardinals Rohan berüchtigten Andenkens. Dieser „hochwürdige" Prälat, welcher vordem in der für Marie Antoinette so unheilvollen Böhmer-Lamothe'schen Diamanthalsbandgeschichte eine zugleich so lüderliche und so lächerliche Rolle gespielt hatte, war ein so liebevoller Oheim, daß er nicht umhin gekonnt, den leidenschaftlich in seine Nichte verliebten Duc d'Enghien im Jahre 1801 heimlich mit derselben zu trauen, obzwar König Ludwig der Achtzehnte in partibus dieser Ehe seine Zustimmung verweigert hatte. Alles zusammengehalten, muß man sagen, daß der Prinz ein liebenswürdig-harmloser Charakter war und in Ettenheim ein harmloses Leben führte. Er muß sich auch dieser Harmlosigkeit wohlbewußt gewesen sein. Denn sonst hätte er sich so nahe der französischen Gränze nicht für so sicher gehalten, daß er bezügliche Warnungen, die ihm vonseiten seines Vaters brieflich aus London zugingen, ablehnend und beschwichtigend beantwortete. Er kannte den Bonaparte wenig.

Sobald das Auge desselben auf den Prinzen gefallen, war dieser verloren. Shée, der Präfekt von Straßburg, erhielt Befehl, einen Spion nach Ettenheim zu senden, um die Oertlichkeit, den Haushalt und die Umgebung des Herzogs von Enghien auszukundschaften. Der Präfekt schickte einen verkleideten Unterofficier Namens Lamothe, welcher den Prinzen kannte, weil er früher im Hause Condé gedient hatte. Lamothe that seinen Späherdienst und meldete seinem Auftraggeber unter anderem, daß der General Dumouriez sich in Ettenheim befände. Dumouriez, was? Der weiland General der Republik mit D'Enghien, also mit den Bourbons verbunden? Ein Seitenstück zum Pichegru ganz zweifellos! Da haben wir demnach ein Stück bourbonischer Verschwörung auch in Ettenheim . . . . Es mochte dem Ersten Konsul so recht wohlthun, einen Schatten von Vorwand zu seinem justizmörderischen Vorgehen gegen den Prinzen gefunden zu haben. Einen Schatten von Vorwand. Denn in Wahrheit und Wirklichkeit befand sich Dumouriez nicht in Ettenheim und überhaupt nicht im Lande. Der Spion hatte den Namen des Generals und Marquis de Thumery, welcher sich in Ettenheim aufhielt, nennen hören und daraus wissendlich oder unwissendlich Dumouriez gemacht.

Am 10. März 1804 setzte sich Bonaparte hin und fertigte an den Kriegsminister Berthier die Anweisungen und Befehle aus, kraft welcher die Generale Ordener und Caulincourt, jener mit 300, dieser mit 200 Dragonern, von Straßburg und Schlettstadt aus nächtlicher Weile über den Rhein gehen und so rasch wie möglich nach Ettenheim marschiren sollten, um den Herzog von Enghien gewaltsam aufzuheben und nach Straßburg in

die Citadelle zu führen, von wo er nach Paris gebracht werden müßte.

Daß dieser banditenhafte Einbruch in das deutsche Reich, bei Friedenszeiten, ein schnöder Bruch des Völkerrechtes war, kümmerte den französischen Machthaber wenig. So ein Ding wie das Recht gehörte ja überhaupt dem Bonapartismus zufolge nur in das Wörterbuch der „Ideologie"; in und mit der Politik hatte es nichts zu thun. Und auf die arme alte deutsche Reichsruine Rücksicht nehmen? Bah! Oder auf die deutschen Reichsfürsten? Ach, diese Pappenheimer kannte man sattsam in Paris. Oder auf den Kaiser des „Heiligen Römischen Reiches Teutscher Nation", den zweiten Franz? Du lieber Gott, zu der pappendeckeligen Reichskrone paßte vollständig ihr Träger, der ja auch nur ein Kaiser von Pappendeckel war.

Nach an Berthier gegebenen Befehlen erließ Bonaparte auf das Beabsichtigte und Bevorstehende bezügliche Weisungen an seinen Schwager Murat, als an den Militärgouverneur von Paris, sowie an den inzwischen von Biville zurückberufenen Savary, welcher zur Vollendung des Banditenstreichs das Meiste thun sollte und, wie bekannt, auch wirklich gethan hat. Hierauf, sich die Hände waschend wie weiland der römische Oberpräsident von Judäa, fuhr der Erste Konsul mit seiner Frau und etlichen Vertrauten nach Malmaison, allwo während der nächsten Tage nur ausdrücklich von ihm bezeichnete Leute Zutritt erhalten sollten. Er wollte nicht sehen und hören, wie der Mordklapf, den er angeordnet hatte, in Paris wirken würde.

Wohlverstanden, er beharrte bei diesen mörderischen Anordnungen auch dann noch, als er über das Mißver-

ständniß Thumery-Dumouriez aufgeklärt und als er in den Besitz der in Ettenheim geraubten Papiere des Duc d'Enghien gesetzt worden war, aus welchen dessen Nichtbetheiligung an der cadoudal-pichegru'schen Verschwörung erhellen mußte. Er wollte eben, das steht zu seiner Schmach für immer fest, um jeden Preis einen Bourbon zum erschießen haben, er, der „Robespierre zu Pferd", wie vordem der Robespierre zu Fuß einen Bourbon zum guillotiniren haben wollte.

8.

Wie der Bandit sich in den Komödianten verwandelte.

In der Nacht vom 14. auf den 15. März, unlange nach Mitternacht, wurde der Duc d'Enghien, welcher, ermüdet von den Jagdstrapazen des letzten Tages, eines tiefen Schlummers genoß, aufgeschreckt durch den Schreckensruf seines treuen Dieners Canonne: „Monseigneur, das Haus ist umzingelt! Gensdarmen stoßen die Thüren ein und erklettern die Fenster!"

Die Generale Ordener und Caulincourt hatten ihre Maßnahmen so sorgfältig getroffen und der Gensdarmeriekommandant Charlot führte dieselben so genau und rasch aus, daß von Widerstand keine Rede sein konnte, obzwar der Prinz, noch halb schlaftrunken, nach seiner Jagdflinte gelangt hat. Die Ueberrumpler hatten übrigens leichtes Spiel. Sie brauchten nur den Anweisungen des Ersten Konsuls nachzukommen, allworin ja alle Umstände zum voraus berücksichtigt und berechnet waren. Plan und Ausführung des Handstreichs machten ein so echt-

korsisches Banditenstücklein aus, daß selbiges ebenso gut wie zu Ettenheim in einer „Macchia" Korsika's hätte spielen können.

Man ließ dem Ueberfallenen kaum Zeit, sich anzukleiden. Dann wurde er auf ein Wägelchen gesetzt und fort ging's in aller Hast, dem Rheine zu. Am Abend vom 15. März befand sich der Entführte hinter den Mauern der Citadelle von Straßburg. Seine sämmtlichen im Schlößchen von Ettenheim zusammengerafften Briefschaften gingen mittels Kuriers unmittelbar an den Ersten Konsul ab.

Am 18. März, Morgens halb 2 Uhr, wurde der Prinz in seiner Zelle geweckt und aufgefordert, sich rasch in die Kleider zu werfen, um sofort abzureisen. „Man wird mir doch gestatten, Canonne mitzunehmen?" — „„Ueberflüssig."" — „Aber doch meinen kleinen Hund Mylof, der mit mir von Ettenheim gekommen?" — — „„Nun ja."" — „Und Wäsche muß ich doch auch haben." — „„An zwei Hemden wird es genug sein.""

Man setzte den Gefangenen in eine verschlossene Postkalesche und unter der Bewachung eines Leutnants, eines Quartiermeisters und zwei Gemeinen von der Gensdarmerie ging die Eilfahrt Tag und Nacht gen Paris. Am 20. März, Abends 6 Uhr, war der Prinz im Donjon von Vincennes eingethürmt, ganz ausgehungert, denn man hatte ihm unterwegs zum essen weder Zeit noch Gelegenheit geboten. Der Kommandant von Vincennes, Harel, vermochte ihm nur ein dürftiges Abendessen anzubieten. Er genoß es zur Hälfte, um die andere Hälfte seinem ebenfalls hungerigen Mylof zu geben. Dann warf er sich auf's Bett, um sogleich in Schlaf zu fallen.

Derweil er schlief, wurde drunten im Festungsgraben, am Fuße des sogenannten „Pavillon der Königin", ein Grab gegraben. Der Oberst Savary war mit dem Bataillon seiner Elitegensdarmen in Vincennes und für diese Nacht mit außerordentlichen Vollmachten versehen. Er ordnete alles an und befahl unumschränkt. In dieser Nacht mag er sich ja wohl seinen nachmaligen Herzogstitel (duc de Rovigo) verdient haben.

Um Mitternacht weckt man den Prinzen. Er wird in ein Gemach geführt, dessen Fenster auf den Forst von Vincennes hinausgehen. Hier ist die auf Bonaparte's Befehl durch Murat bestellte „Militärkommission" versammelt, welche den letzten Sproß der Condé's „richten" soll. Die Namen dieser „Richter" verdienen am Schandpfahl der Geschichte angenagelt zu bleiben. Es sind der General Hullin, Vorsitzender, die Obersten Guitton, Bazancourt, Barrois, Ravier, Rabbe und der Major Dautancourt, welcher als „Rapporteur" amtet. Im Hintergrunde des Gemaches hält sich Savary, um darauf zu sehen, daß alles „nach Befehl" zu- und hergehe und geschehe.

Der Major Dautancourt bringt sechs Anklagepunkte vor, der Hauptsache nach lautend auf Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates und gegen das Leben des Ersten Konsuls, sowie auf Bekämpfung der französischen Republik mit bewaffneter Hand. D'Enghien, obgleich erschöpft und abgemüdet durch alles, was er in den letzten Tagen und Nächten ausgestanden, hält sich gefaßt und würdig. Den ersterwähnten Hauptpunkt der Anklage bestreitet er ganz entschieden, den zweiten gibt er zu mit den Worten: „Ich vertheidigte die Rechte meiner Familie. Meine Geburt und meine Ueberzeu-

gungen zwingen mich, ein Feind der republikanischen Regierung zu sein."

Hierauf der Form halber eine Berathung der „Richter" und als Resultat derselben einmüthiger Schuldigspruch des Angeklagten, selbstverständlich ein Todesspruch.

Der General Hullin hat später, freilich erst zur Zeit der Restauration, behauptet, er hätte sich nach der Urtheilsfällung hingesetzt, um an den Ersten Konsul zu schreiben. Nämlich zu dem Zwecke, denselben zu bitten, dem Prinzen die von diesem erbetene Unterredung zu gewähren, sowie auch, den Verurtheilten der Gnade Bonaparte's — ja, der „Gnade" Bonaparte's! — zu empfehlen. Da wäre aber Savary hinter ihn getreten und hätte ihm die Feder aus der Hand genommen mit den Worten: „Was noch zu thun, geht Sie nichts an; es ist meine Sache ..."

In die Wohnung Harels zurückgeführt, hat der „Gerichtete" wiederum den Schlaf gesucht und gefunden. Aber man gönnte ihm denselben nicht lange. Um 3 Uhr des Morgens aufgestört, wird er eine feuchte Wendeltreppe hinab in den Festungsgraben geführt, wo am Fuße des Pavillons der Königin schon vor der Fällung des „Richterspruchs" sein Grab gegraben worden. Dort ist ein Peloton Gensdarmen aufgestellt, in zwei Gliedern von je acht Mann. Das Geflimmer einer Laterne beleuchtet nothdürftig die unheimliche nachtdunkle Scene. Man heißt den Prinzen an den Rand der Grube treten und der Adjutant Pelé verliest das „Todesurtheil". Nach einem Augenblick bangen Schweigens fragt D'Enghien: „Ist niemand da, der einem Sterbenden einen letzten Dienst erweisen will?" Der Leutnant Noirot nähert sich ihm und nach einigen mit demselben ge-

wechselten Flüsterworten wendet sich der Prinz an die Gensdarmen mit der Frage: „Hat einer von euch eine Scheere bei der Hand?“ Es wird ihm eine Scheere hingereicht, er schneidet sich damit eine Haarlocke ab, wickelt dieselbe mit einem Ring in ein Stück Papier und richtet an Noirot die Bitte, diesen Scheidegruß der Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort zukommen zu lassen. Dann erhebt er die Stimme und ruft aus: „Wie traurig ist es doch, durch die Hand von Franzosen sterben zu müssen!“

In diesem Augenblick gibt der Adjutant Pelé das verabredete Signal, indem er seinen Hut abnimmt. Die Gensdarmen schlagen an, die Schüsse knallen und der Prinz fällt todt zu Boden. Der noch warme Todte wird in seinen Kleidern in die Grube gelegt. Man schaufelt Erde darüber und sucht alle Spuren der Unthat zu verwischen.

Als es Tag geworden, bemerkte man, daß ein kleiner Hund kläglich winselnd die Erde, worein das Opfer der schändlichen Mordthat vergraben worden, mit seinen Vorderpfoten aufzuscharren suchte. Man schlug den armen treuen Mylof todt. Auf eine Brutalität mehr oder weniger in diesem wüsten Zwischenspiel des Drama's der cadoudal'schen Verschwörung kam es ja nicht an . . .

Bonaparte, in der Erwartung, den heimlich ausgesonnenen und unwiderruflich befohlenen Schlag fallen zu sehen, hielt sich in Ermangelung einer korsischen „Macchia“ seit dem 18. März in seinem Malmaison nicht gerade versteckt, aber doch abseits. Monsieur Thiers hat mythologisirt, der Erste Konsul sei in diesen Tagen unruhig, zerstreut und aufgeregt gewesen, so sehr, daß er gar nicht zu arbeiten vermocht habe. Der Napoleon-

zinkenist will damit andeuten, die schwebende Sache hätte den Mann gemüthlich sehr angegriffen. Fabelei! Bonaparte hat, wie seine Korrespondenz klärlich darthut, in diesen Tagen so viel, wenn nicht mehr gearbeitet als sonst. Er hielt seine gewohnte Lebensführung ein und spielte Abends viel Schach. Sein Gebaren war heiter und ruhig („serein et calme"), sein Gesichtsausdruck friedsam („paisible"), wie die Zeugin sagt, welche wir hier anrufen.

Diese Zeugin, Frau von Rémusat, ist höchlich beunruhigt gewesen über das, was im Werke war. Es hatte ja doch nicht verhohlen bleiben können, so heimlich auch die Sache betrieben worden und betrieben wurde. Die Palastdame Josephine's ließ nicht ab, diese zu bestürmen, daß sie ihrerseits Bonaparte bestürmte, das Leben des Herzogs von Enghien zu schonen. Josephine that es, aber ihre Fürbitten richteten nichts aus. Der Herr Gemahl sagte ihr: „Die Frauen müssen derartigen Angelegenheiten fremdbleiben. Meine Politik fordert diesen Staatsstreich" — was er dann wortreich weiter ausführte. Ab und zu erschienen Régnier, Réal und Murat in Malmaison und hatten lange Audienzen. Am Morgen vom 20. März sagte die Frau des Ersten Konsuls zur Frau von Rémusat: „Alles ist vergeblich. Der Herzog von Enghien wird heute Abend nach Vincennes gebracht und in der Nacht abgeurtheilt werden. Bonaparte hat mir verboten, ihn weiter damit zu behelligen. Er sagte auch, Ihre Traurigkeit sei ihm aufgefallen. Nehmen Sie sich zusammen!"

Frau von Rémusat wußte aber nicht so gut zu schauspielen wie der Erste Konsul. Beim Diner ließ er seinen kleinen Neffen Napoleon, den erstgeborenen Sohn

seines Bruders Louis und seiner Stieftochter Hortense, vor sich hin auf die Tafel setzen und hatte seinen Spaß daran, als das Kind alles, was es erreichen konnte, umwarf oder zerschmiß. Nach dem Essen setzte er sich auf den Boden und spielte ausgelassen heiter mit dem Kleinen. Dann wandte er sich zur Frau von Rémusat, welcher diese Heiterkeit doch „etwas gezwungen" vorkam, und sagte zu ihr: „Sie sind zu blaß. Warum haben Sie kein Roth aufgelegt?" — „„Ich habe es vergessen."" — „Was? Eine Frau, welche ihr Roth vergißt? Das passirt dir nie, Josephine, gelt?" Dazu lachte er laut und fügte dann hinzu: „Die Frauen haben zwei Dinge, die ihnen sehr gut stehen, das Roth und die Thränen." Hierauf erwies er seiner Frau Zärtlichkeiten, die nicht eben von Geschmack und Takt zeugten, und dies gethan, lud er Frau von Rémusat zu einer Partie Schach ein. Während des Spiels murmelte er das bekannte geflügelte Wort: „Laß' uns Freunde sein, Cinna!" aus dem Trauerspiel Corneille's. Dann begann er halblaut zu singen und endlich deklamirte er die berühmte Stelle aus dem 5. Akt von Voltaire's „Alzire", wo der Christ Guzman zum Heiden Zamor sagt:

„Des dieux que nous servons connais la différence:
Les tiens t'ont commandé le meurtre et la vengeance:
Et le mien, quand ton bras vient de m'assassiner,
M'ordonne de te plaindre et de te pardonner."

Gut gespielt, Komödiant! In derselben Stunde, in welcher Bonaparte der Frau von Rémusat solche Gefühle christlicher Milde, Großmuth und Barmherzigkeit vorgaukelte, versammelte sich in Vincennes die „Militärkommission", um den ihr anbefohlenen Todesspruch über den unglücklichen Enghien zu fällen.

Frau von Rémusat hatte sich durch das Lächeln, die Lustigkeit und die Deklamationsübung des Gewalthabers für den Augenblick täuschen lassen. Ihre Hoffnung auf Erbarmen sollte aber rasch zu schanden werden. Frühmorgens vom 21. März erschien Savary in Malmaison, bleich und verstörten Gesichts. Frau von Rémusat wagte keine Frage an ihn zu thun. Die Gemahlin des Ersten Konsuls kam in den Salon, traurig und niedergeschlagen. Sie fragte Savary: „Es ist also geschehen?" — „„Ja wohl, Madame. In der ersten Morgenfrühe ist er gestorben und zwar, ich muß es sagen, sehr muthvoll.""

Den Tag über kam eine Menge von Besuchern nach Malmaison. Man sah nur Gesichter, die ihre Bestürzung zu verbergen suchten, so gut es gehen wollte. Niemand wagte dem Ersten Konsul davon zu sprechen, welchen erschütternden, welchen geradezu furchtbaren Eindruck die Hinmordung des Herzogs von Enghien in Paris hervorgebracht habe. Er mußte es aber wohl merken. Als am Abend in dem gedrängtvollen Salon ein unheimlich drückendes Schweigen herrschte, durchmaß Bonaparte finsteren Gesichtes mit großen Schritten das Gemach. Dann brach er los und redete allerlei bunt durcheinander. Zuletzt mußte er aber doch dem Gedanken, welcher, wie er wohl wußte, alle Anwesenden beschäftigte, sein Recht widerfahren lassen, und so sagte er: „Alle diese Leute da — die Verschworenen — wollten Unruhen in Frankreich erregen und in meiner Person die Revolution tödten. Ich mußte dieselbe vertheidigen und rächen und ich habe gezeigt, wessen sie fähig ist. Der Herzog von Enghien hat konspirirt wie ein anderer" — (das war verlogen und der Komödiant wußte, daß er log) — „er mußte demnach auch behandelt werden wie ein anderer.

Ich habe Blut vergossen, ich mußte es vergießen, ich werde vielleicht noch mehr vergießen; aber ich werde es thun ohne Zorn und ganz einfach darum, weil so ein Aderlaß zur politischen Medicin gehört. Ich bin Staatsmann, ich bin die französische Revolution, ich wiederhole es, und ich werde sie aufrechthalten."

„Der Staat bin Ich!" sagte Ludwig der Vierzehnte. „Das Vaterland bin Ich!" sagte der Herzog Karl von Wirtemberg. „Die Revolution bin Ich!" sagte Bonaparte. Immer dieselbe Melodie, nur mit etwas verändertem Text.

Später hätte bekanntlich der Bonapartismus den Frevel des an Enghien begangenen Justizmordes gern den Werkzeugen Bonaparte's aufgebürdet und diese Werkzeuge haben dann die böse Bürde einander gegenseitig zugeschoben. Der „diable boiteux" der Revolution und des Kaiserreichs, Talleyrand, soll der Legende zufolge bei dieser Gelegenheit das bekannte, übrigens auch andern zugeschriebene Wort gesprochen haben: „Das ist schlimmer als ein Verbrechen, das ist ein Fehler." In Wahrheit aber hat Talleyrand, als Herr von Hauterive, einer der Divisionschefs in seinem Ministerium, ihm von dem Entsetzen sprach, welches durch das Verbrechen von Vincennes hervorgerufen worden, wegwerfend zur Antwort gegeben: „Ach was! Das ist eine Geschäftssache, weiter nichts." Für den weiland Bischof von Autun war es ja auch nur eine „Geschäftssache" gewesen, als er an jenem 14. Juli von 1790 auf dem Marsfeld am „Altar des Vaterlandes" die 83 Banner der Bürgerwehr Frankreichs geweiht und eingesegnet hatte. Die Wirkung dieser Weihe war auch danach.

9.

Was nach verkrachter Verschwörung mit den Verschwörern geschah.

Der Tod D'Enghiens markirte den Höhepunkt unseres Verschwörungsdrama's. Es wurde dabei so viel „Schrecken und Mitleid" verbraucht, daß für die übrigen Opfer nicht mehr viel davon übrigblieb. Wenigstens nicht für den Plebeier Cadoudal und seine plebeischen Todesgefährten. Die mußten die Suppe ausessen, welche die vornehmen Herren eingebrockt hatten. Es ist ja immer und überall so in der Welt: die ehrliche Ueberzeugung muß büßen, was die berechnende Selbstsucht verschuldet hat.

Auch der weiland hochangesehene General der Republik, Pichegru, ist ein Opfer dieser historischen Tragödie geworden und noch dazu hat er mit eigener Hand sich geopfert. Denn daß er auf Anordnung Bonaparte's selber oder wenigstens auf Anstiften von Bonapartisten in seinem Kerker erdrosselt worden sei, das war nur eine von der Parteigehässigkeit aufgebrachte Lüge und noch eine ganz dumme dazu, nicht der Mühe der Widerlegung werth. Der Selbstmord Pichegru's dagegen war eine logische Folge seiner Lage. Monsieur Thiers, freilich eine fragwürdige Autorität, erzählt, der Erste Konsul habe den „Eroberer von Holland" nicht nur schonen, sondern auch einer ersprießlichen Thätigkeit im Dienste Frankreichs zurückgeben wollen. Er habe nämlich beabsichtigt, im französischen Guyana (Cayenne), welches ja Pichegru als Verbannter kennen gelernt, durch diesen eine Kolonie im großen Stil gründen zu lassen, und

habe den Staatsrath Réal beauftragt, dem General bezügliche Eröffnungen zu machen. Möglich immerhin, daß so ein Gedanke dem Gewalthaber gekommen, aber gewiß ist, daß es beim Gedanken verblieb. Pichegru wollte anfangs an die Großmuth Bonaparte's gar nicht glauben, ließ sich aber dann durch Réal gern davon überzeugen und ging mit Lebhaftigkeit auf den Kolonisationsplan ein. Allein Réal ließ sich nicht mehr sehen oder von sich hören, und so verfiel der Gefangene auf die naheliegende Vorstellung, die Mittheilung vonseiten des Herrn Staatsraths wäre nur eine Flunkerei gewesen oder wohl gar eine List, um ihn, Pichegru, zu Geständnissen inbetreff der Verschwörung zu bewegen. Seine Stimmung mußte sich noch mehr verdüstern, als die Kunde von dem, was im Morgengrauen vom 21. März im Festungsgraben von Vincennes geschehen, auch in seine Gefängnißzelle drang. In seiner Vergrämung sagte er sich, daß ihm nichts übrigbliebe, als mit einer Bande von Chouans auf der Anklagebank zu erscheinen. Unerträglich das! Eines Frühmorgens im April schlug er einen Band von Seneca auf, welchen Réal ihm geliehen, las, was der Lehrer Nero's über den freiwilligen Tod zusammenphilosophirt hatte, und machte hierauf das Gelesene zur That, indem er sich mittels seiner seidenen Halsbinde erwürgte.

In denselben April- und Maitagen spielten sich die groteskkomischen Scenen der Verkaiserungskomödie im Tribunat und im Senat ab. Am 18. Mai begrüßte der Senat in corpore im Schlosse von St. Cloud den weiland Artillerieleutnant als Empereur mit den Anredeformeln „Sire" und „Majestät". Zwölf Jahre zuvor war die Monarchie in Frankreich förmlich und feier-

lich abgeschafft worden, „für immer". Komödie hüben und drüben!

Sieben Tage vor der Huldigung in St. Cloud, am 11. Mai 1804, begann vor dem Kriminalgerichtshof des Seinedepartements die Procedur gegen die 47 Angeklagten der cadoudal-pichegru'schen Verschwörung. Die Verhandlungen, deren Darstellung nicht in den Rahmen des vorliegenden Aufsatzes paßt, währten bis zum 9. Juni. Am meisten Schwierigkeit verursachte Moreau, welcher sich in der Procedur mit Geistesgegenwart und mehr Talent, als man ihm hätte zutrauen sollen, auf den unbescholtenen Biedermann hinausspielte. Mit solchem Erfolg, daß die kaiserliche Regierung den 12 Richtern, von welchen zuerst 7 für Freisprechung und 5 für die Verurtheilung des Generals zum Tode gewesen waren, nur mit Noth schließlich ein Schuldig entriß. In der Morgenfrühe vom 10. Juni verkündete der Gerichtshof die Urtheilssprüche. Sie lauteten für Cadoudal, Bouvet, Rivière, Lajolais, Armand Polignac, den Chouan Picot und 13 seiner Kameraden auf Tod; für Moreau, Jules Polignac und Rolland auf zwei Jahre Gefängniß. Von der Kriminalanklage entbunden wurden 21 Angeschuldigte, Leute, welche mit der Verschwörung nichts zu schaffen gehabt, sondern nur die Verschwörer beherbergt hatten.

Für die vornehmen Herren Verschworenen, welche zum Tode verurtheilt worden, traten sofort an dem frisch aus dem Backofen gekommenen Kaiserhofe alle Fräcke und Unterröcke in wetteifernde Thätigkeit. Infolge derselben wurde Napoleon bewogen, für Bouvet, Rivière, Lajolais und Armand Polignac die Todesstrafe in einfache Einsperrung zu verwandeln. Seinen tiefgedemüthigten „Nebenbuhler" Moreau begnadigte der Kaiser zur Aus-

wanderung nach Amerika, von wo der schwache Mann zum nicht wieder gutzumachenden Schaden seines Rufes im Jahre 1813 zurückkehrte, um im Quasidienste der verbündeten Monarchen gegen sein Vaterland die Waffen zu tragen und in der Schlacht von Dresden durch eine französische Kugel getödtet zu werden. Für Georges Cadoudal ließ sich von dem höfischen Geschmeiß niemand zu Bitten, Kniefällen und Thränen herbei: er war ja nur ein Müllerssohn. Am 24. Juni ist er, der beste Mann, welchen die bourbonische Partei aufzuweisen hatte, mit elf seiner Chouans auf dem Grèveplatz unter dem Fallbeil gestorben.

Was Napoleon angeht, so ist man stark versucht, anzunehmen, daß in den Falten des Kaisermantels, den er umgethan, vom Anfang an der Kaiserwahnsinn gelauert habe, an welchem er später zu Grunde gegangen. Als er am 2. December von 1804 aus Notre-Dame, allwo ihn Papst Pius der Siebente gesalbt hatte, in die Tuilerien zurückgekehrt war, sagte er zu seinem Marineminister Decrès: „Ich kam zu spät zur Welt. Die Menschen sind heutzutage zu klug. Man kann nichts Großes mehr thun.“ — „„Wie, Sire? Was kann es denn Größeres geben, als, so man als Artillerieleutnant angefangen hat, den ersten Thron der Welt zu besteigen?““ — „Wohl, ich geb' es zu, meine Carrière ist nicht übel. Aber welch' ein Abstand z. B. gegen Alexander den Großen! Nachdem er Asien erobert und sich den Völkern als einen Sohn Jupiters dargestellt hatte, glaubte alle Welt daran, seine Mutter Olympias und etwa den Aristoteles und noch etliche andere Philosophen ausgenommen. Wenn aber ich heute erkläre, daß ich der Sohn Gottvaters wäre, und wenn ich nach Notre-Dame

ginge, ihm dafür zu danken, jedes Fischweib auf meinem Wege würde mich auslachen. Ach, die Menschen und die Völker sind heutzutage zu klug. Man kann nichts Großes mehr thun."

Fürwahr, es war ein gescheiter Mann, welcher den Ausspruch gethan hat:

„Genie und Wahnsinn sind so nahverwandt,
Daß beide trennt nur eine dünne Wand."

Wallfahrt nach Mariä-Einsiedeln.

Juli 1885.

I.

„Was ist ein Kloster, Mama?“

„Der Papa soll es euch erklären.“

Der Papa that so und fügte seiner Erklärung bei: „In den Sommerferien will ich euch eins zeigen.“

Versprechen müssen gehalten werden, zumal, als die Ferien gekommen, wiederholte Mahnungen vonseiten der Kinder nicht ausblieben.

Unser liebes „gemäßigtes“ Klima hatte heuer (1885) die Laune, uns den tropischen Standpunkt klar und noch heißer als klar zu machen. Vielleicht gefiel sich die Sonne darin, allen „Fortschrittsfexen“ zum Trotz und Tort der bismärckischen Kolonialpolitik Vorschub zu leisten, indem sie die überschüssige und auswanderungslustige deutsche Jugend einen Kursus in ost- und westafrikanischer Temperatur durchschwitzen machte.

Wie dem sei, eines Morgens zu Ende Juli's nahm ich nach more consueto durchgeschwitzter Nacht mit Vergnügen wahr, daß

„Von des schimmernden See's Traubengestaden her“

eine frische Brise zu uns heraufwehte, und so gab ich das Signal zum Antritt unserer Wallfahrt.

Das ist jetzt nur noch eine Eisenbahnfahrt wie eine andere. Es mag ja sein, daß unter den tausenden von schwäbischen, elsässischen und schweizerischen „Wybervölchern", welche alljährlich zur schwarzen Muttergottes nach Einsiedeln wallfahren, dann und wann noch diese Frau oder jenes Mädel nach frommer Vormütter Sitte Erbsen in die Schuhe gethan hat. Aber das Dampfroß sorgt schon dafür, daß solche löbliche Kasteiung keinen Fußsohlenschmerz mehr verursache. Vor Zeiten ist das anders gewesen: da war die Frömmigkeit noch nicht so eisenbahnbequem wie jetzt. Als ich in meinen Knabenjahren unter der Obhut meines guten Bruders — über dessen Grabhügel auf dem Friedhof von Tägerweilen im Thurgau Friede walte für und für! — zum erstenmal nach Einsiedeln wallfuhr, nein, wallwanderte, in recht langem und heißem Tagmarsch von Zürich aus wallwanderte, auf daß ich sähe und erführe, was Wallfahren wäre und was ein Kloster vorstellte, da trafen wir hinter der Schindellegi, dort, wo linksher vom hohen Etzel der Pilgerpfad in's Sihlthal herabsteigt, ein greises Weiblein, welches, den Schnappsack auf dem Rücken, in der Linken einen großen Rosenkranz, in der Rechten einen langen Stab haltend und laut vor sich hinbetend, recht mühsälig sich fortschleppte. Die Pilgerin bettelte uns an, aber nur mit den Augen, welche ehrlich und zutraulich aus dem alten Gesicht hervorlugten. Mein Bruder reichte ihr einen „Zürischilling" und sagte: „Ihr habt wohl Erbsen in den Schuhen, Mutterle?" — „Ja, Herrle, so hab' ich. Hab's gelobt zur benedeiten Muttergottes von Einsiedeln." — Wir ließen die Greisin hinter uns zurück und ich bemerkte einen Zug tiefen Mitleids in dem Gesichte meines Bruders. Dann

wich dieser Zug einem sarkastischen Lächeln und ich hörte ihn murmeln: „Hätte sie wenigstens die Erbsen zuvor gekocht!“ Der ganze Vorgang stand mir wieder mit greifbarer Deutlichkeit vor den Augen, als das keuchende Lokomotiv uns an der bezüglichen Stelle vorüberschleppte oder vielmehr vorüberschob ....

Im züricher Bahnhof erschreckliches Menschengewimmel und buntes Touristengewusel. Eine unendliche Auswahl von verrückten Herrenanzügen und wahnsinnigen Damenhüten. Item jene plumpe Selbstsucht und rohe Rücksichtslosigkeit, welche den allermodernsten Verkehr durchweg kennzeichnen. Früher reis'te man allerdings viel langsamer und viel beschwerlicher, aber auch in viel angenehmerer Gesellschaft. Jetzt geht Krethi und Plethi auf Reisen und verbreitet allüberall die öde Gemüthlosigkeit unserer Kulturbarbarei. Wir waren froh, endlich wohlbehalten eingeschifft und aus dem Lärm und Dunst heraus zu sein.

Nachdem er die nordwestliche Vorstadt mittels einer großen Kurve umfahren, gelangt der Zug an das linke Seeufer und rollt in geringer Höhe über dem blauen Wasserspiegel südwärts hinauf, immer durch Rebengelände und Obstgärten, vorüber an einer Reihe von schönen Dörfern, deren Wohlhabenheit — schweizerisch „Hablichkeit“ — aus allen Fenstern lugt. Dort unten zur Linken, zwischen Horgen und Wädenschweil, springt die Halbinsel Au weit in den See vor. Eine so zu sagen klassische Stelle, wenigstens literargeschichtlicher Boden. Da, im Eichenschatten des Augestades, haben gerade vor 135 Jahren Friedrich Klopstock und seine züricher Freunde und Freundinnen am 30. Juli von 1750 jenes Idyll der Freundschaft gefeiert, welches den Messiassänger zur

schönsten seiner Oden begeisterte. Ein Genoß dieser berühmten Zürichseefahrt, der junge Doktor Hirzel, hat dieselbe in einem vom 4. August 1750 datirten Briefe an den Frühlingssänger Kleist im überschwänglichen Stile der Abadonna- und Cidli-Zeit geschildert. Schon drei Tage zuvor hatte Klopstock selbst von Winterthur aus an den Bruder seiner geliebten Fanny darüber geschrieben und es ist ergötzlich, aus seiner Epistel zu erfahren, wie die Erinnerung an Fanny den Dichter keineswegs verhinderte, dem „jüngsten und schönsten Mädchen" der ganzen Gesellschaft, der „siebzehnjährigen schwarzäugigen Mademoiselle Schinz", feurigst den Hof zu machen und seine Bemühungen, die „siebzehnjährige Unschuld" anzuleiten, „sich würdigere Vorstellungen von Gott zu bilden", mit „sehr vielen Küssen" honoriren zu lassen.

Am Tage nach der Anfahrt ging Klopstock mit Bodmer und Breitinger nach Winterthur, wo er im Kreise seiner Verehrer eine fröhliche Woche verlebte. In diesen Tagen bereitete er seinen Freunden eine freudige Ueberraschung, indem er ihnen die so eben gedichtete Ode „Der Zürichsee" vorlas, fraglos eine der schönsten Blüthen, welche die deutsche Poesie auf schweizerischem Boden getrieben — vielleicht die schönste überhaupt.

Doch ich muß mich hier unterbrechen, um den großen Meistern und den fast noch größeren Jüngern der hochpreislichen Mikrologie unserer Tage eine Mittheilung von unglaublicher Wichtigkeit zu machen: —

Der Stuhl, der Lehnstuhl, auf welchem Klopstock gesessen, als er zum erstenmal seinen „Zürichsee" vorlas, er existirt noch! Hosianna.

Noch mehr: dieses verehrungswürdige Möbel be-

findet sich in meinem Besitz. Es steht in meinem Schlafzimmer und ich erlaube mir mitunter, darauf zu sitzen. Natürlich nur bei besonders feierlichen Anlässen und unter Berücksichtigung aller Forderungen der Pietät.

Wie dieser schlichte, aber doch „stilvolle" Rokoko-Stuhl aus der winterthurer Familie Künzli in die Familie Sulzer, aus dieser in die Familie Hegner, dann mit einem Sprössling derselben in's Pfarrhaus nach Oberwinterthur, von dort wieder nach Winterthur und zwar in das Haus „Zum blauen Fahnen" in der Hintergasse und von da endlich durch weibliche Vermittelung zu mir gelangte — ja, das ist eine ebenso lange als, alexandrinisch angesehen, fabelhaft denkwürdige Geschichte. Leider bin ich zu alt, um an die Schreibung derselben noch denken zu können. Ich hoffe jedoch, diese Mittheilung werde in der mikrologischen Welt der gelehrten Lumpensammler und exakten Trödelbudiker das geziemende Aufsehen erregen und es werde sich dadurch etwa der berühmte Professor Bumbum, der Präparator des Schillerkäfers, oder der berühmtere Professor Bimbam, der Knicker des Götheflohs, zu einer „grundlegenden" und zugleich „abschlußgebenden" Biographie Klopstocks anregen lassen. Die Stuhlgeschichte, allwozu das „exakte" Material zu liefern ich erbötig bin, müßte darin selbstverständlich den breiten Raum einnehmen, welchen sie aus kultur- und literargeschichtlichen, aus biographischen, ästhetischen und kunstgewerblichen Gründen verdient . . . .

In Wädenschweil zweigt sich von der „Seethalbahn" der Schienenstrang ab, welcher an den Berghalden rechts hinaufklimmt, dem Paß der Schindellegi zu. Während der Zug, in Wädenschweil mit Wallfahrern schwer beladen, die vielfachen Windungen sich hinanarbeitet, rollt

sich links in der Tiefe zwischen Richtersweil und Rapperswil der See in seiner ganzen Breite auf. Ungefähr in der Mitte zwischen den genannten Ortschaften steigt aus dem blaugolden im Sonnenlichte funkelnden Wasserspiegel eine baumschattige Insel auf —

„Ufnau! Hier modert unser Heiland,
Für's deutsche Volk an's Kreuz geschlagen.
Ein deutsches Mekka wär' dies Eiland,
Hätt' ihn kein deutscher Leib getragen."

Vor fünfundvierzig Jahren hat man dieses klirrende Hyperbelblech schön gefunden. Heute würde Herwegh wohl selber davon sagen: Da sieht man wieder, daß es vom Erhabenen zum Lächerlichen nur einen Vers weit ist. Freilich, die pompösen Reime „Eiland" und „Heiland" waren sehr verlockend. Aber den armen Hutten zum deutschen Heiland aufzublasen, zu einer so kolossalen poetischen Licenz hat es, wenn mir recht ist, sogar der Pater Bombasticus Victor Hugo niemals gebracht. Hutten war fraglos ein bedeutender Mensch, vielleicht der genialste Deutsche von dazumal. Alles in allem genommen, war er aber doch nur ein verlorener Posten in einem verlorenen Kriege, dessen bestes Wissen, Wollen und Waffnen nicht zum nationalen Ziele gelangen konnten, weil Luther in seiner theologischen Einseitigkeit dieses Ziel gar nicht zu erkennen vermochte und demzufolge die Hoffnungen der Nation auf eine politische Wiedergeburt einem Kompromiß mit den Fürsten und Städtemagistraten opferte, um sein Schaf, die lutherische Orthodoxie und Unfehlbarkeit, aus der Sturmflut der Zeit glücklich auf's Trockene zu bringen.

2.

Auf der Paßhöhe der Schindellegi stand vordem ein einsamlicher Bergweiler mit einer Pilgerwirthschaft, wo ich vor Zeiten manchmal eingekehrt bin und gebackene Sihlforellen genossen habe. Jetzt ist eine Bahnstation da, sowie eine Fabrik, und mir wollte scheinen, der früher so heimelige Ort fabrikle schon bedenklich und habe auch seinen geschichtlichen Nimbus ganz eingebüßt. „Tout dégénère entre les mains de l'homme; il bouleverse tout, il défigure tout," hat der „Citoyen de Genève" gesagt.

Was den geschichtlichen Nimbus der Schindellegi von ehemals betrifft, so hat es damit seine Richtigkeit. Hier, wo die zu Zeiten recht wild brausende Sihl aus dem Hochthal von Einsiedeln herabkommt, um mit scharfer Wendung am Fuße des „Hohen Rohnen" hin westwärts weiter zu rauschen, hier in dieser Thalenge und an diesen steilen Berghalden hat einer von den letzten heldischen Akten der Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft gespielt.

Die Machenschaften, allwomit die französische „Schwesterrepublik" i. J. 1798 der alten Eidgenossenschaft den Untergang bereitete, um die Schweiz recht bequem und gründlich ausrauben und auspressen zu können, bilden einen ungeheuren Knäuel von Arglist, Tücke, Ruchlosigkeit und Schamlosigkeit. Nicht bald hat sich in der weltgeschichtlichen Tragikomödie die menschliche Niederträchtigkeit und Frevelhaftigkeit so zwanglos wüst kundgegeben wie hier. Die Räuberhorden des Direktoriums, die

sansculotterigen „Löffelgarden" sollten „auf den Spitzen ihrer Bajonnette" den Söhnen Tells, den Enkeln Winkelrieds „die Freiheit bringen". Wäre das nicht so tragisch gewesen, würde es urkomisch heißen müssen. Uebrigens hätten die Agenten und Generale der „Schwesterrepublik", die Mengaud, Lecarlier, Rapinat, Menard, Brune, Schauenburg und wie sie alle hießen, mit der Schweiz kein verhältnißmäßig so leichtes Spiel gehabt, wenn nicht vielerorten im Lande die öffentlichen Zustände so verworren, abgelebt, verrottet und beschwerlich gewesen wären, daß die urtheilslose Menge durch betrogene Betrüger unschwer überredet werden konnte, den Freiheitslügenphrasen der räuberischen Eindringlinge Glauben zu schenken. Die betrogenen Betrüger aber, jakobinische Phantasten, wie der Vaudois Laharpe und der Baseler Ochs, trugen kein Bedenken, die Selbstständigkeit, den Frieden, die Ehre und den Wohlstand ihres Heimatlandes den Franzosen preiszugeben, falls diese nur sich herbeiließen, ihre Phantasterei und Parteibornirtheit mit geschwollenen Tiraden von Menschenbruderschaft, Völkersolidarität und dergleichem Klüngel mehr zu füttern.

Ganz anders fühlten und dachten die Magnaten, die Priester und die Sennen der Urkantone, sowie die Stadtpatricier und die Bauern von Bern. In ihnen allein lebte noch etwas von jenem Geiste der alten Eidgenossen, welcher bei Sempach und Näfels, bei Laupen und Murten gekämpft und gesiegt hatte. Die Urkantöner und die Berner hatten von der Ehre ihres Landes, von der Würde der Schweiz eine ganz andere, eine unendlich viel höhere Vorstellung als alle die liberalen Schwätzer, welche zu Wegzeigern und Handlangern der räuberischen Franzosen lakaienhaft sich hergaben. Wofür?

Für einen Mondschein im Wasser — genannt Helvetische Einheitsverfassung, Helvetische Republik — so ein Schein und Schemen von der Sorte der „Batavischen", der „Cisalpinischen" und „Parthenopäischen" Republiken von dazumal. Die Berner und die Urkantönler stemmten sich freilich viel zu spät und mit viel zu unzulänglichen Kräften dem in's Rollen gekommenen Verderben entgegen. Aber sie unterlagen wenigstens ehrenvoll und zeigten der Welt, daß es innerhalb der verrathenen und verkauften Eidgenossenschaft noch immer Männer, ja, und auch Frauen gab, welche der Schande den Untergang vorzogen.

Am 5. März haben die berner Milizen unter Erlachs Führung im Grauholz und bei Neueneck heldisch gegen die Franzosen gestritten, während in ihrem Rücken ihre „realpolitische" Regierung mit dem Feinde parlamentirte und kapitulirte und demzufolge der General Schauenburg um 1 Uhr Mittags in das nie zuvor von Feinden betretene Bern einziehen konnte, um sofort die Staatsschatzkammer und das Zeughaus auszurauben. Alles, natürlich, um der lieben auf den Bajonnettespitzen der Schwesterrepublikaner gebrachten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit willen. Man muß die durch Stürler im 12. und 15. Bande des „Archivs für schweizerische Geschichte" (1859) zum erstenmal veröffentlichte „Correspondance" des französischen Räubergenerals Brune lesen, um so recht zu wissen, warum und wasmaßen die Franzosen i. J. 1798 die Schweiz „befreiten".

Im April wälzten sich die französischen Heerhaufen gegen die Urschweiz heran, um auch die Urkantönler zum Tanz um den phrasenbeflitterten Freiheitsbaum der „Helvetik" zu zwingen. Den Kern des Widerstandes gegen

die gallische „Befreiung" bildete das Volk von Schwyz unter der Führung von Aloys Reding, des wackern Sprösslings eines der ältesten schwyzerischen Geschlechter, und des Kapuziners Paul Styger, welcher tapfere Kuttenmann zu Pferde stieg, um, das Schwert in der Rechten und das Krucifix in der Linken, die Sennenscharen in den Kampf zu geleiten, ein Vorläufer seines Bruders in der Kutte, des tirolischen „Rothbartes" Haspinger. Diese zwei Kapuziner haben, menschlich angesehen, Dutzende „zeitgemäßer" Phrasenstrohdrescher von damals aufgewogen und wiegen noch heute Dutzende von solchen auf.

Am 30. April fochten die Urkantönler bei Wolerau glücklich gegen die vom linken Zürichseeufer heraufdrängenden Franzosen, welchen als lockendes Kampfziel insbesondere die reiche Abtei Einsiedeln vorschwebte. Dieses Ziel hat denn auch eine ihrer Kolonnen mittels eines Seitenmarsches über Lachen am 2. Mai erreicht, während ihr Gewalthaufe am selbigen Tage beim Paß der Schindellegi durch Reding und seine tapfern Schwyzer nach heißem Kampfe zum stehen gebracht wurde. „Die fechten ja noch viel verzweifelter als die Chouans," sagten französische Offiziere, welche die Kämpfe in der Vendée mitgemacht hatten. Allein die Hiobspost von der Einnahme Einsiedelns durch die Franzosen und die weitere, daß eine französische Heerschar von Schwyz her über Ecce Homo und St. Jost gegen den Morgarten vordränge, sie nöthigten Reding, die Schindellegi aufzugeben und rückwärts auf der Hochebene von Rothenthurm eine neue Vertheidigungsstellung zu suchen. Hier, auf der altberühmten Walstatt am Morgarten, allwo 482 Jahre zuvor die Eidgenossen ihren ersten Sieg gewonnen hatten, da haben, immer an demselben 2. Maitag, die Schwyzer

wider einen mit fünffacher Uebermacht von allen Seiten her sie bedrängenden Feind den letzten Sieg der alten Eidgenossenschaft glorreich erstritten — erstritten vor allem durch den Wunden und Tod verachtenden Ungestüm, womit der schwyzerische „Landsturm", untermischt mit Greisen, Frauen, Mädchen, Kindern, auf die Franzosen sich warf.

Das war das Ende. Denn nachdem dieses brave Völklein, so gering an Zahl, so schlecht bewaffnet, so verlassen von aller Welt, gethan, was menschenmöglich, um den Heimatboden vor fremder Tücke und Gewalt zu schirmen, mußte es der übermächtigen Vergewaltigung knirschend sich fügen. Aber die Tragödie der Vernichtung der alten Eidgenossenschaft sollte noch ein furchtbares Nachspiel haben. Im September desselben Jahres 1798 erhoben sich die Nidwaldner, durch das brutal-liberal-bureaukratische Regiment der „Bürger" Laharpe und Konsorten zur Verzweiflung getrieben, in Waffen gegen die „Helvetik". Die guten Nidwaldner wußten nicht, daß „die Politik die Wissenschaft des Möglichen" sei. Sie fühlten nur, es sei Schmach und Schande, daß die Franzosen in der Schweiz die Herren und daß die „Bürger Direktoren", d. h. die Mitglieder des obersten Verwaltungsrathes der so schnöd erzwungenen helvetischen Einheitsrepublik, nichts als die gehorsamen Diener und beflissenen Büttel der fremden Gebieter. Sie empfanden, daß *sie*, die Bauern von Nidwalden, lieber das Aeußerste wagen und leiden sollten und wollten, als die rohen Eingriffe in alle ihre Anschauungen und Ueberzeugungen, in alle ihre von den Vätern überkommenen Rechte und Sitten länger zu dulden.

Sie haben, nachdem ihre „Rebellion" losgebrochen, alles in allem 2000 Bewaffnete — die mitkämpfenden

Frauen und Mädchen nicht eingerechnet — zur Vertheidigung ihres Ländchens aufzubringen vermocht, gegenüber den 16 000 Mann französischer Kerntruppen, welche das helvetische Direktorium unter Schauenburgs Kommando auf sie losließ. Von drei Seiten, von Engelberg, vom Entlebuch und vom Vierwaldstättersee her, thaten die Franzosen den Angriff. Drei Tage lang — vom 6.—8. September — haben die Nidwaldner am Kernserwald, bei Alpnach und bei Stanzstad wunderbar heldisch den Einbruch abgewehrt und haben als wirkliche und wahrhaftige „Enkel Winkelrieds" herrlich sich erwiesen, als welche sie Salomon Tobler in seiner also betitelten epischen Dichtung (1837) mit Recht und schön gefeiert hat. Erst am 9. September — er heißt in Nidwalden noch jetzt „der schreckliche Tag" — gelang es Schauenburg, nachdem er seinem eigenen Berichte zufolge 3000 Mann eingebüßt hatte, mittels der Erstürmung von Stanz den wüthenden Widerstand zu bändigen und niederzuschlagen.

Und nun „Wehe den Besiegten!" Tagelang hat die französische Kriegsfurie alle die Gräuel, die sie vordem unter Louvois, Luxembourg und Melac gelernt und geübt, in dem unglücklichen nidwaldner Ländchen grausenhaft in Anwendung gebracht. Tagelang wütheten die Sieger mit Raub und Brand — 700 Häuser wurden eingeäschert — mit Schändung, Marter und Mord also, daß der paradiesisch-idyllische Fleck Erde, welcher zwischen das Stanzerhorn und den Pilatus eingebettet ist, in eine Hölle verwandelt war*).

*) Die schweizerischen Franzosenfreunde haben dazumal schon und bis zu unseren Tagen herab die in Nidwalden verübten Gräuel,

Dermaßen haben die Soldaten der lieben „Schwesterrepublik" auf den Spitzen ihrer Bajonnette den Schweizern die „Freiheit" gebracht.

Damit aber dem i einer geschichtlichen Infamie das Tüpfelchen nicht fehle, bedarf es bekanntlich immer noch einer Extragemeinheit. Die Herren „Bürger-Direktoren" der helvetischen Einheitsrepublik beschafften das Tüpfelchen, indem sie pomphaft verkündeten, die französischen Soldaten hätten sich in Nidwalden „um das Vaterland verdient gemacht".

5.

Die Fahrt das Sihlthal aufwärts ist reizlos. Links und rechts eine grüne Bergwand, da und dort mit Nadelholz kärglich bestanden. Die schmale Thalsohle gewährt nur Raum für die Straße, für die Eisenbahn und für den Fluß, welcher unter den obwaltenden Temperaturverhältnissen so zahm und seicht daherrieselte wie eine ordonnanzmäßig-reichsfreundliche Reichstagsrede.

---

wie überhaupt das Gebaren der Franzosen in der Schweiz, möglichst zu vertuschen und zu bemänteln, sogar schönzufärben oder auch todtzuschweigen gesucht. Es galt und gilt noch jetzt nicht für „liberal", daran zu erinnern und davon zu reden. Den schweizerischen Gallomanen wäre — vorausgesetzt, daß sie für die Lehren der Geschichte überhaupt empfänglich — namentlich die Lesung des Buches zu empfehlen, welches der Pfarrhelfer Franz Josef Gut unter dem Titel „Der Ueberfall in Nidwalden i. J. 1798" (Stanz 1862) veröffentlichte. Der gute Pfarrhelfer war freilich kein geschulter Historiker und verstand nicht, zu schreiben. Aber mit unendlichem Sammlerfleiß hat er ein äußerst reiches und zuverlässiges geschichtliches Material zusammengebracht.

Zur Mittagszeit langten wir in der öden Bergmulde an, in welcher der heilige Meinrad so um das Jahr 850 herum seine Siedlerzelle aufgeblockt hat. Daraus ist im Laufe der Jahrhunderte und, selbstverständlich, mit Beihilfe von bei passenden Gelegenheiten sich einstellenden Wundern die größte und reichste Benediktinerabtei der Schweiz geworden, deren Abt dereinst ein Fürst des Heiligen Römischen Reiches Teutscher Nation war und zu deren wunderthätigem Marienbilde Millionen und wieder Millionen von Pilgern und Pilgerinnen wallfuhren und noch jetzt durchschnittlich das Jahr über 150 000 oder mehr wallfahren. Ja, die Mönche, diese Kommunisten des Mittelalters, verstanden von jeher ihr Geschäft und verstehen es heute noch. Sie wußten, daß irgendwelche menschliche Gesellschaft nun und nimmer auf Nihilismus, Anarchie und Lüderlichkeit, sondern nur auf Autorität, Ordnung und Disciplin zu gründen wäre.

Das Hochthal von Einsiedeln entbehrt der Großartigkeit anderer Hochthäler der Schweiz. Denn hier ragen über die waldbekrönten Bergwände keine himmelan strebenden Felszacken, keine schimmernden Firnfelder, keine funkelnden Gletscherhänge herein. Den Flecken Einsiedeln kann man sich leicht vorstellen, wenn man sich eine stadtähnliche Zusammenballung von Gasthöfen, Schänken und Kramläden denkt. Die mancherlei Neubauten dieser Art bezeugen, daß die Frömmigkeit nicht im Rückschritt, sondern vielmehr im Vorschritt begriffen sei und demnach das Wallfahrt-Geschäft vortrefflich rentire. Meines Wissens ist man aber noch nicht darauf verfallen, dasselbe im Großschwindelstil eines Aktienunternehmens zu betreiben. Ich bezweifle auch entschieden, daß die klugen Klosterherren von Einsiedeln ihre Erübrigungen in den „katho-

lischen" Banken der frommen Millionendi—videndenversprecher Langrand und Bontoux angelegt haben. Diese Klosterherren sind übrigens keine Faulenzer. Viel gibt ihnen der Kirchendienst zu thun, aber mehr die Verwaltung ihrer ausgedehnten Güter, auf welchen sie eine sorgfältige Pferde- und Rindviehzucht betreiben. Auch unterhält das Kloster ein gutgeleitetes und starkbesuchtes Gymnasium, an welchem 27 Patres als Professoren thätig sind.

Ueber die Dächer des Fleckens hinweg hebt sich die breite Front der Abtei, zwischen deren Flügel die Kirche mit ihren beiden Kuppelthürmen eingebaut ist, der ganze Bau quaderhaft fest und stattlich. Alt jedoch nicht; denn nicht weniger als sechsmal ist seit seinem Bestehen das Kloster theilweise oder ganz abgebrannt und so, wie es jetzt dasteht, wurde es erst in den Jahren 1704—19 im sogenannten florentinischen Stile neu hergestellt. Schöpfungen der Kunst des Mittelalters und der Frührenaissance, wie z. B. die herrlichen Glasgemälde im Kreuzgang der aufgehobenen Cisterzienserabtei Wettingen bei Baden im Aargau, würde man hier vergebens suchen. Die Legende setzt die Gründung Einsiedelns in das Jahr 861 und darum wurde zur Feier des Millenniariums von 1861 die Klosterkirche einer durchgreifenden und prunkvollen Renovirung unterzogen. Viel Stukkaturvergoldung und Freskenmalerei ist dabei verschwendet worden. Die Mittel unserer Madonna Nigra erlaubten ihr das, denn sie hat Einkünfte, um welche die Nutznießer verschiedener Civillisten sie beneiden dürften.

Die berühmte, an werthvollen Manuskripten — worunter kostbare Unika — und Inkunabeln sehr reiche Bibliothek des Stiftes, welche bezeugt, daß die Benedik-

tiner von Einsiedeln etwas auf Wissenschaft oder wenigstens auf Gelahrtheit hielten und halten, habe ich bei einem früheren Besuche kennen gelernt. Damals war ich an den gelehrten und literarisch thätigen Pater Gall Morell empfohlen und zwar durch dessen Vetter, meinen lieben Freund Karl Morell aus St. Gallen, den Verfasser trefflicher Monographieen über „Die Schweizerregimenter im Solde Frankreichs", über „Karl von Bonstetten" und über die „Helvetische Gesellschaft". Leider ist er frühzeitig, viel zu vorzeitig hingegangen, von wannen keiner wiederkehrt, aber doch nicht, ohne zuvor das nach meinem Gefühle schönste Weinlied deutscher Zunge gedichtet zu haben*). Wie es mit dem berühmten Kirchenschatz der Abtei heute bestellt sei, ob z. B. die 10 Pfund schwere Monstranz von gediegenem Golde noch darin, weiß ich nicht zu sagen. Unsere Zeit reichte nicht zur Besichtigung von allem. Zudem beschäftigte mich lebhaft die Erinnerung, daß gerade vor 110 Jahren Göthe hier gewesen. Während seiner Bootfahrt den Zürichsee hinauf entstanden die stimmungsvollen Strophen, welche mit der Ueberschrift „Auf dem See" in der Sammlung seiner Gedichte stehen. Von Richtersweil aus zur Schindellegi hinangestiegen, wandte er sich — so erzählt er im 18. Buch von „Dichtung und Wahrheit" — auf der Paßhöhe, um „die entzückende Aussicht auf den See in sich aufzunehmen", und improvisirte, um auszudrücken, „wie ihm zu Muthe war", die bekannte Vierzeile an Lili Schönemann, seine Quasi-Braut. In der Raritäten- und Schätzekammer der Abtei — die plündernden französischen Freiheitbringer hatten dieselbe damals noch nicht

*) S. m. „Bildersaal der Weltliteratur", 3. Aufl. II., 574.

schwesterrepublikanisch heimgesucht — fiel dem Dichter eine kleine „Zackenkrone" auf, „wie man wohl ähnliche auf den Häuptern alterthümlicher Königinnen gesehen". Er erbat und erhielt die Erlaubniß, „das Krönchen aus dem Schranke hervorzunehmen, und als ich solches in der Hand anständig haltend in die Höhe hob, dacht' ich mir nicht anders, als ich müßte es Lili'n auf die hellglänzenden Locken aufdrücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst gewahrwerden".

Nun, nicht mit dem Zackenkrönlein aus der Schatzkammer von Einsiedeln, wohl aber mit der Krone der Unsterblichkeit hat er das heißgeliebte Mädchen gekrönt. Lili Schönemann jedoch fand es nationalökonomischer, statt des Dichters vom Werther und Faust einen prosaischen straßburger Geldprotz zu heiraten, und der Vater Iphigenie's und Dorothea's mußte sich seinerseits schließlich bequemen, seine Haus-, Tisch- und Betthälterin, die großäugige, hochbusige Vulpia, in aller Form zu seiner Frau Gemahlin zu machen. So lächerlich klein pflegen die großen Dinge dieser Welt zu enden.

4.

Als wir die vom Bahnhof zur Abtei führende Hauptgasse, deren Pflasterung auf die Kasteiung der Wallfahrerfüße berechnet ist, hinangingen, sah ich das Wahrzeichen des Gasthauses zum „Steinbock" noch immer keck in die Straße vorspringen. Da hab' ich in der Karwoche von 1838 mit einem tübinger Kommilitonen genächtigt, nachdem wir — damals gab es noch fußreisende

Studenten — bei Windgetös und Schneegestöber von Richtersweil heraufgewandert waren, um am folgenden Tage über den Schwyzer-Haken zu steigen. Mein Wandergefährte von damals, ein Theologe aus Nassau, ruht wohl auch schon für immer irgendwo am Ufer der Lahn oder am Fuße von einer der Kuppen des Taunus. Was ist aus allen meinen Jugendgenossen geworden? Verdorben, verstorben, verschollen! Mir wäre recht wehmüthig zu Muthe geworden, ossianisch, so zu sagen, wenn mir nicht die vollbesetzte Tafel des Speisesaals im Gasthause zum „Pfau" die trüben Gedanken zerstreut hätte.

Es war da gut sein. Man hörte aber nichts als Französisch, ausgenommen eine Ecke, allwo geistliche Herren italisch sich unterhielten. Beide den Saal entlang gestreckte Tische nahmen Franzosen und Französinnen der „feinen Welt" ein. Viele alte Damen, aber auch nicht wenige junge Herren, augenscheinlich von der jeunesse dorée. Es kam mir vor, als röche es da legitimistisch, jedoch mit stark bonapartistischem Zwischengeruch. Von französischer Mädchenschönheit war nur ein Exemplar da. Selbiges hatte aber ein Stück babylonischen Thurms auf dem Kopfe. Das Mittagessen — bitt' um Entschuldigung, im Deutschen muß man ja sagen diner — machte dem berühmten Wallfahrtsort und unserem Gasthof — ach Gott, unserem hôtel sollte und wollte ich sagen — alle Ehre. Es war von der Suppe bis zum Gefrorenen beim Nachtisch — bis zur glace beim dessert, sagen Germanen und Germaninnen der gebildeten Stände — ganz vortrefflich, alles ebenso reichlich vorhanden als gut zubereitet. Ja, von den schweizerischen Gastwirthen könnten unsere deutschen noch viel lernen, von den fran-

zösischen, italischen u. s. w. gar nicht zu reden. Wo trifft man solche Dorfgasthäuser wie in der Schweiz?

Drüben lag die Abtei im Sonnenschein. Der weite Platz davor hat etwas Steppenartiges. „Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell —" doch ja, ein Quell „durchrinnt den Sand". Und was für ein Quell! Der berühmte aus 14 Röhren sprudelnde Brunnen, welcher den Wallfahrern heilig ist. Denn aus einer der 14 Röhren hat Christus der Herr getrunken, dazumal, als er unter Assistenz einer ganzen Engelschar die seiner jungfräulichen Mutter gestiftete Kapelle in der Klosterkirche weihte. Zum Gedächtniß dieses Geschehnisses ist das höchste Fest Einsiedelns eingesetzt, das Fest der „Engelweihe" am 14. September. Da aber die Legende vergessen hat, zu melden, aus welcher der Röhren Christus getrunken, so ist es Pilgerbrauch, aus allen 14 der Reihe nach zu trinken, um die rechte nicht zu verfehlen. An dem Feste der Engelweihe haftet auch die geschichtliche Erinnerung, daß im Jahre 1517 am Tage derselben Ulrich Zwingli, damals Ortspfarrer in Einsiedeln, in der Klosterkirche gewaltig gegen das Wallfahrten- und Ablaßwesen gepredigt hat. Dazumal scheint übrigens Einsiedeln nicht gerade durch aszetische Sittlichkeit vor andern Orten sich hervorgethan zu haben. Wir hören von „Frauenhäusern" und vom Zwingli besitzen wir ein Selbstbekenntniß, daß er als einsiedler Pfarrherr auch gethan, wie seine hochwürdigen Herren Amtsbrüder thaten, d. h. solche Häuser besucht habe.

Von dem Brunnen führt eine breite Freitreppe zum Hauptportal der Kirche hinauf. Auf der obersten Stufe stehen rechts und links im Barockstil aus Sandstein gemeißelte Kolossbilder, welche den Kaiser Otto den Großen

und den Kaiser Heinrich den Zweiten als Beschützer des Klosters vorstellen sollen. Der Tempel selbst mit seinen drei Schiffen, seinem hochgewölbten Chor, seinen Altären, seiner Fresken- und Vergoldungspracht macht keinen ästhetisch befriedigenden Eindruck, aber doch den des Stillen, Würdigen, Feierlichen und nebenbei auch den einer guten Lüftung und einer angenehmen Kühle. Wir bemerkten, daß die Wirkung des Ganzen auf die Kinder eine mächtige war. Sie waren still und gesammelt. Dem Jungen imponirte besonders ein auf einem Seitenaltar zur Rechten aufgestellter „heiliger Leib" und ich erinnerte mich, daß ich selber vor langer, langer, langer Zeit als Knabe einen ähnlichen Eindruck empfangen hatte, als ich in der Stadtpfarrkirche von Schwäbisch-Gmünd zum erstenmal so ein kostbar aufgeputztes Skelett gesehen. War es vielleicht eine unbestimmte Ahnung von der Bedeutung der „Aesthetik des Häßlichen"? Ach, nein, es war eine erste Ahnung von der Bedeutung des Todes.

Unfern vom Haupteingang erhebt sich im Mittelschiff der Kirche ein riesiger aus schwarzem Marmor aufgebauter Kasten, vorn durch ein starkes Eisengitter verschlossen. Das ist die „heilige Kapelle" oder „Gnadenkapelle". Da drinnen im nur vom Ampellicht erhellten Dunkel thront auf einem Altar von weißem Marmor das wunderthätige Marienbild von Einsiedeln. In der sehr geschickt berechneten Beleuchtung ist das ganze Innere der Kapelle eitel Gold- und Silberschimmer und farbiges Steingefunkel. In allediesem Geflimmer, Geglimmer und Geglitzer sind mit Deutlichkeit nur zwei Mohrenköpfe zu unterscheiden, der größere der Muttergottes und der kleinere des Jesuskindes. Die Legende will, die aus Holz geschnitzte Madonna sei dem heiligen Meinrad von

der, wenn mir recht ist, ebenfalls heiligen Hildegard, Aebtissin des Fraumünsterstiftes in Zürich, geschenkt worden und habe allen Wandel und Wechsel der Zeiten, alle Fährlichkeiten und Nöthen der Jahrhunderte glorreich überdauert.

Die böse Ketzerin Kritik wollte sich in mir regen, als ich so dastand vor der heiligen Kapelle und rings um mich die knieenden Beter und Beterinnen betrachtete. Aber ich schweigte und schwichtigte die kritische Regung mit der leisen Mahnung: Still! Es gibt Reichsrichter in Leipzig*). Und außerdem: Ist denn nicht ein wirkliches und wahrhaftes Wunder die ganz unbezweifelbare Thatsache, daß Hunderttausende, Millionen von mühseligen und beladenen Menschen, auf den Steinfliesen vor der Gnadenkapelle knieend, der schwarzen Muttergottes ihre Noth und ihr Leid geklagt haben und erleichtert, getröstet und vielleicht auch gebessert weggegangen sind? Item, stehen diese „Armen im Geiste" menschlich und sittlich nicht berghoch über den halbgebildeten oder ganzbildungslosen Pöbelhaufen der großen Städte, welche nur noch an das von dünkelhaften Afterweisen gepredigte rohmaterialistische Dogma: „Der Mensch ist auch nur ein Thier" — glauben und daraus die Nutzanwendung ziehen, daß sie sich bestialisch aufführen müßten und dürften? Ich meine, wir haben es sattsam schaudernd miterlebt, wie die losgelassene Menschenbestie zu wüsten und zu wüthen vermag. Von dem, was in der Seele des Volkes

*) Wie zu seinem Schaden jener Rheinländer erfahren hat, welcher 1884 in letzter Instanz zu einem Monat Gefängniß verurtheilt worden, weil er in einem Zeitungsartikel eine das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit betreffende Stelle aus meiner „Menschlichen Tragikomödie" (3. Aufl. II, 114) citirt hatte.

vorgeht — des wirklichen und wesenhaften Volkes, welches mit dem in der Sudelküche kommunistisch-anarchistischer Hetzerei zurechtgemachten Abstraktum „Volk" nichts gemein hat — ja, davon haben die Herren Materialisten nicht die entfernteste Vorstellung. Kümmern sich auch nicht darum. Sie wähnen, dem „Fortschritt" zu dienen, wenn sie die Erde entgöttern, d. h. der Menschheit ihre Illusionen nehmen. Aber ohne Götter, Ideale, Illusionen, ist der Mensch allerdings nur ein zweibeiniges, federnloses Stück Vieh. Die Propheten der materialistischen Unheilsbotschaft haben in der Borniertheit ihres Hochmuths, in ihrer läppischen Verdünkelung den gesunden Menschenverstand ganz eingebüßt, wenn sie nichts nach der Thatsache fragen, daß im günstigsten Falle höchstens 5 Procent der Menschheit zum wissen, 95 Procent dagegen nur zum glauben das Zeug haben und folglich die „Wissenschaft" nicht zu ihrer Gottheit machen können. Und was hat es denn am Ende aller Enden mit allem unserem stolzen Wissen auf sich? So wenig, daß nur Thoren darauf eitel sein können. Vom Allerwissenswerthesten, vom Urgrund, Sinn und Endzweck der Welt und des Daseins der Menschheit, wissen wir gerade so viel, wie unsere Vorfahren vor tausenden und wieder tausenden von Jahren auch schon gewußt haben, d. h. nichts, gar nichts.

5.

Ein an den linken Flügel der Abtei angebauter Thorbogen führt in einen großen Hof, wo wir an der

ersten Thüre links die Glocke zogen. Nach einigem Harren erschien der Pförtner, kein Mönch — (wir haben überhaupt während unseres ganzen Besuches nur einen einzigen Mönch zu Gesichte bekommen, den Pater oder Frater Sakristan, welcher in der Gnadenkapelle die Ampeln mit frischgefüllten vertauschte) — sondern ein ganz gewöhnlicher Thürsteher, welcher die Thüre des vor dem Treppenhaus angebrachten Eisengitters aufschloß und uns in die Korridore des zweiten Stockwerks hinangeleitete. Da befinden sich die Gastzimmer und Festsääle, außerhalb der „Klausur" gelegen und demnach auch für Damen zugänglich.

In dem einen Saal fiel mir ein gutgemachtes Bild von Leo dem Dreizehnten auf. „Einer unserer hochwürdigen Herren hat es während seines Aufenthalts in Rom gemalt," erklärte der Führer. Auch ein Bildniß des weiland Pater Gall Morell war da. Meine Frau bewunderte eine prachtvoll, mit unsäglichem Aufwand von Zeit und Fleiß gestickte Tischdecke, von den Insassinnen ich weiß nicht welchen Nonnenklosters hierher gestiftet.

Viel bedeutender ist der große Musiksaal. Da sind an der den Fenstern gegenüber gelegenen Langseite in Prachtrahmen die lebensgroßen Bildnisse von Pio Nono, Kaiser Franz Josef und seiner Frau Elisabeth, Napoleon dem Dritten und seiner Frau Eugenie, König Friedrich Wilhelm dem Vierten und, seitwärts von diesem, Kaiser Wilhelm dem Ersten befestigt, allesammt von den Genannten dem Kloster geschenkt. Beim ersten Anblick wirkt es etwas befremdlich, die beiden hohenzollern'schen „Ketzer" in dieser hochkatholischen Gesellschaft zu finden. Aber die Zollern waren ja den Grafen von Sulgen, von

welchen der heilige Meinrad stammte, verwandt und außerdem ist wenigstens Friedrich Wilhelm der Vierte, der „Romantiker", hier ganz an seinem Platze.

Während ich mehrmals die Reihe der Bilder entlang wandelte, hatte ich allerhand Gedanken. Darunter auch „konfiscirliche", die ich aber wohlweislich verschwieg und verschweige, denn — es gibt Reichsrichter in Leipzig. Dem ziemlich ordinär-gutmüthigen Dampfnudelngesichte des neunten Pius sieht man es nicht an, was für ein eifriger Flücheſpritzewendrohrführer er bei seinen Lebzeiten gewesen ist. Nun ruht er von seinen anathematischen Anstrengungen aus „im Bann des großen Schweigens", in welches doch auch alle die Spektakelmacher der Weltgeschichtebühne eingehen müssen, gerade wie wir kleinen Leute von Zuschauern.

Die Donna Eugenia muß in ihrer Blüthezeit wirklich ein schönes Weib gewesen sein, auch nach Abzug dessen, was alles der Maler ihr angeschmeichelt hat. Aber „Schönheit vergeht". Im Sommer von 1875 bin ich der Exkaiserin zweimal begegnet, im Park von Nagaz und dann im Garten von Arenenberg. Da sah ich nur noch eine fragwürdig bemalte Ruine. Das Bildniß des Lügen-Louis ist eine künstlerische Unverschämtheit. Aus dem kleinen dickbäuchigen Kerlchen, weit mehr Mynheer als Korse oder Gallier, hat der knechtschaffene Maler einen Imperator von höchster Stattlichkeit gemacht, — eine schreiende Lüge in Farben, ein gemalter Meineid, so zu sagen, und insofern allerdings ein symbolisch-getreues Abbild des meineidigen Decemberverschwörers. Schade nur, daß nicht nach Art der alten Gemälde und Holzschnitte dem Empereur ein Papierstreifen aus dem Munde hängt, worauf der am 5. December von 1851

geschriebene oder wenigstens gedachte Doppelvers aus den „Châtiments“ stehen müßte:

„C'est décrété, c'est fait, c'est dit, c'est canonné,
La France est mitraillée, escroquée et sauvée.“

Gegenüber dem Bildniß des Kaisers von Oesterreich hätte ich fast die „inopportune“ Frage gethan, wie es denn käme, daß, während Cis- und Transleithanien in „herzlicher Allianz“ mit dem „großmächtigen“ deutschen Reiche stehen, die Deutschen in Oestreich nur noch — halt! es gibt Reichsrichter in Leipzig. Auch unser lieber Freund von der Newa ist eifrig darauf aus, die Deutschen in den Ostseeprovinzen in richtige Russen umzuk—eten. Alles der „herzlichen Allianz“ mit dem „großmächtigen“ deutschen Reiche zuliebe. Als wir noch bundestägliche Vaterländerfetzen, weltbürgerlicher „Kulturdünger“ waren, da ließ man uns Deutsche wenigstens aus Mitleid überall Deutsche sein und ließ uns auch so mitlaufen. Seitdem wir aber eine „Großmacht“ geworden, sind wir so ziemlich überall scheel angesehen, verhöhnt, gehaßt, verfolgt und dürfen es sein. „Erkläret mir, Fürst Derindur“ . . .

Reichsorthodoxe von Ordonnanzmaß werden daraus mit Betrübniß ersehen, daß man auch innerhalb der Klostermauern von Einsiedeln ketzerische Anwandelungen haben kann.

Kaiser Wilhelms Antlitz trägt den Stämpel der Offenheit und natürlichen Wohlwollens. Auch ein Republikaner, falls er Augen besitzt, welche die Dinge sehen können und wollen, wie sie sind, muß darin den Ausdruck einer Gesinnung finden, von welcher die berühmte kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 zeugt. Zweifellos war es damit nicht auf eine „That in Worten“,

sondern auf eine That in Werken abgesehen. Der Kaiser und sein Kanzler sind nicht die Männer, welche dafürhalten, „in magnis voluisse sat sit“. Sie haben die riesige Aufgabe einer socialen Reform tapfer angefaßt mit Händen, welche in der Lösung großer Aufgaben sich erprobt hatten.

Aber es gibt Aufgaben, welche überhaupt nicht zu lösen sind. Selbst ein mit Allweisheit und Allmacht ausgestatteter Gott könnte die sogenannte sociale Frage nicht zu einer vorstellbar glücklichen Lösung führen, so er nicht vorher die Menschen in Engel verwandelte, d. h. in Fabelwesen, geschlechtslos, bedürfnißlos, leidenschaftslos. Und sogar Engel würden auf die Dauer den schönen, obzwar etwas langweiligen Traum einer „socialen Harmonie“ nicht zu verwirklichen und aufrechtzuhalten vermögen. Wissen uns die eranisch-jüdischen Mythen nicht zu berichten, wie die lieben Engel einander in die Haare geriethen? Melden sie uns nicht, wie Ahriman gegen Ormuzd sich empörte und Satan die rothe Fahne wider Jahve erhob? Kinder und Dichterlinge mögen sich an der Fata Morgana eines „ewigen Friedens“ unter den Völkern, einer „socialen Harmonie“ unter den Menschen ergötzen. Männern ziemt es, die Menschen und Völker, die Lebensbedingungen und Lebensführungen zu nehmen, wie sie sind, wie sie in ihrer Wesenheit immer waren und darum auch allzeit sein werden, sein müssen. Nicht allein das Erdenleben in allen seinen Erscheinungsformen, sondern auch das ganze Universum in allen seinen Ausstralungen ist ein ewiger Krieg aller gegen alle. Frieden wird erst der Schluß der Welttragödie bringen und dieser Friede wird nur der des Todes sein.

Es ist ein edler Gedanke, den nun einmal auf der

ganzen Linie der Civilisation so heftig wie noch nie entbrannten Kampf zwischen Kapitalismus und Proletarismus mittels einer „humanen" Gesetzgebung schlichten zu wollen. Wäre nur die Erhitzung der beiden Kämpfer nicht schon zu jenem Siedegrade des Hasses und der Wuth gediehen, welcher keine „Vernunft" mehr annimmt. Man *will* sich hüben und drüben nicht mehr verstehen und verständigen. Und wollte man auch, wann sind denn weltgeschichtliche Krankheiten mittels Pflastern und Latwergen geheilt, wann weltgeschichtliche Krache mittels „Rekonstruktionen" bankerotter Gesellschaften in die Länge verhindert worden? Die Gesellschaft von heute ist bankbrüchig an Glauben und Hoffen. Sie hat, bewußt oder unbewußt, das Vertrauen auf die Zukunft verloren und lebt, eingestandener oder verhehlter Weise, nur noch in der und für die Gegenwart, um dieselbe rücksichtslos auszunützen und um jeden Preis möglichst zu genießen. Die Besitzenden thun so, die Besitzlosen möchten so thun.

Tennyson, der englische Hofdichter, hat zur Zeit, als er das noch nicht war, in der weitaus bedeutendsten seiner Dichtungen („Locksley Hall") einen Blick in die Zukunft geworfen, welcher durchaus nicht für einen hofdichterlichen gelten konnte. Allerdings hat er hinter der vertobten Götterdämmerung ein Zukunftsparadies der Menschheit aufglänzen gesehen, ein Optimismus, welcher ja bei einem Lyriker, dem es stets sehr wohlergangen und der es schließlich bis zur Lordschaft brachte, leicht begreiflich ist. Dennoch sah aber auch dieser lyrische Optimist die herandrohende sociale Katastrophe vorher: —

„Slowly comes a hungry people, as a lion, creeping nigher,
Glares at one that nods and winks behind a slowly-dying fire . . ."

Man könnte ohne Zwang unter dem „slowly-dying fire“ die dem völligen Erlöschen nahe idealistische Weltanschauung verstehen, unter dem „one“, welcher bei dem erlöschenden Feuer „nickt und blinzelt“, den üppig genährten, satten, denkträgen, bei Austern und Champagner eingeduselten Geldsäckler und unter dem „creeping lion“ die Horde der Kommunisten, Nihilisten, Anarchisten und Dynamitisten. Ob aber das „hungry people“ so ganz eine Wahrheit? Wenigstens hier zu Lande, in der Schweiz, hat, so glaube ich, bis jetzt noch niemand hungern müssen, wer arbeiten wollte*). Anderwärts, in von der Natur besonders stiefmütterlich behandelten Landschaften und mehr noch in den großen Städten, diesen unheilvollen Ansammlungen von allem Unnatürlichen, Ungesunden, Schädlichen und Scheusäligen, ist das freilich vielfach anders und da und dort allerdings schrecklich und grausig.

Wenn nun aber die namentlich von dorther er-

*) Es müssen doch wohl noch die Mittel vorhanden sein, nicht nur den Hunger, sondern auch den Durst — und was für einen Durst! — zu stillen, wenn man erfährt, daß während der zehntägigen Dauer des eidgenössischen Schützenfestes in Bern (19. bis 29. Juli 1885) in der Festhalle allein verzehrt worden sind: Ochsenfleisch 12 000 Kilos, Kalbfleisch 12 000 K., Schinken 1000 K., Würste 7000 Stück, Wecken 75 000 St., Hausbrot 1500 K. und vertrunken 50 000 Liter Bier und 208 000 Flaschen Wein. Das sieht doch wahrhaftig nicht hungrig und durstig aus! Man kann auch nicht einwerfen, daß sich bei derartigen Festen eben nur die „besitzenden“ Klassen einfinden. Das ist nicht wahr. In der Schweiz ermöglicht es der durchschnittliche Wohlstand auch den Arbeitern — ich meine die Handarbeiter — Feste zu feiern, und sie sind gar nicht lässig darin.

schallenden Klagen über die „schwere Zeit", über Noth und Elend wohlberechtigt sind, so darf man doch auch billig fragen: Warum haben denn alle die Warnungen vor der Ueberspannung und Vergeilung des Industrialismus und der Konkurrenz keine Beachtung gefunden? Und ferner: Wie reimen sich mit jenen Klagen diese Thatsachen? Die Bevölkerungen nehmen überall zu, alle Länder überspannen sich mit Eisenbahnen, mit Telegraphen- und Telephonnetzen, Städte und Dörfer wachsen und verschönern sich fortwährend, die Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten des Daseins steigen zusehends, der allgemeine Wohlstand nimmt sichtbar zu, der Lebensgenuß vervielfältigt sich unendlich, die Künste blühen, Fest reiht sich an Fest jahrein jahraus, der Vereinsbummel währt jahraus jahrein, die Bankettsäle widerhallen von Toasten, die Theater, die Koncertsäle, die Museen, die Schaubuden strotzen von Besuchern, die Bahnzüge, die Dampfschiffe, die Gasthöfe, die Weinstuben, die Bierhallen, die Tingeltangel, die Bäder, die Sommerfrischen, die Ballsäle und Tanzböden sind voll; das reis't, fährt, reitet, schießt, turnt, jagt, zecht, singt, tanzt, küsst, lacht, jubelt — ja:

„Das ist die Noth der schweren Zeit!
Das ist die schwere Zeit der Noth!
Das ist die schwere Noth der Zeit!
Das ist die Zeit der schweren Noth!"

Wer jedoch, nachdem er skeptisch-skoptisch diesen „Kanon" Chamisso's angestimmt hat, dem Schein, Tand und Flitter unserer Tage auf den Grund zu sehen sich bemüht, der wird freilich ein anderes Bild gewinnen.

Die Sache ist: mit der wissenschaftlichen, technischen und volkswirthschaftlichen Entwickelung hat die sittliche bei weitem nicht schrittgehalten. Der moralische Vorschritt unserer Zeit verhält sich zum materiellen wie ein alter müder Droschkengaul zu einem jungen feurigen Vollblutrenner. Deßhalb sind genau in demselben Maße, in welchem das menschliche Denkvermögen straffer wurde, die sittlichen Bande schlaffer geworden und aus dieser Schlaffheit entspringt der mollusкische Philanthropieschwindel, die feige Nachsicht mit dem Laster und Verbrechen, die jämmerliche Bemäntelung und Schönfärbung aller Niedertracht und Schande. Mag die Wissenschaft von Entdeckung zu Entdeckung stürzen, sie vermag, weil der ethischen Seele entbehrend, die Menschen nicht mehr zu veredeln, sondern nur noch zu raffiniren. Daher die Thatsache, daß je mehr jetzt das Leben den Menschen bietet, diese nur desto bedürftiger, unzufriedener, begehrlicher und genußsüchtiger werden. Daher die Verrohung der Massen, die Verwilderung unserer Zeitgenossen bis zum Knabenalter hinunter, die Wahnsinnigkeiten des Luxus, die Widernatur der Ausschweifung, die Lastergräuel, wie sie in diesen Tagen drüben im scheinheiligen England aufgedeckt wurden, aber auch anderwärts verübt werden. Das grelle Mißverhältniß zwischen dem Ueberschuß an materieller und dem Mangel an moralischer Kraft ist das große Unglück unserer Zeit, welche darum eine immer erschreckendere Aehnlichkeit mit der antiken Welt gewinnt, wie diese war, als sie ihrem Untergang entgegentrieb.

Und die Hunnen brauchen diesmal nicht aus den Steppen von Hochasien herzuschwärmen, um zum ver-

nichtenden Stoß der Barbarei auf einen in Hyperkultur gleißenden Gesellschaftsbau den Anstoß zu geben. Wir haben sie schon mitten unter uns.

6.

In die Klosterkirche zurückgekehrt, hörten wir, wie die Mönche, in dem Chor hinter dem Hochaltar unsichtbar, unter Orgelbegleitung die Vesper sangen.

Das Ceremoniell des katholischen Kultus ist und bleibt doch eins der gelungensten Kunstwerke, welches Menschen jemals ersonnen und geschaffen haben. Dasselbe ist wundersam darauf berechnet, daß den Sinnen geboten werden müsse, was den Sinnen gebühre, weil eben, wie weltbekannt, der Mensch nur in sehr bescheidenem Maße aus „Geist" besteht. Das übersahen die Herren Reformatoren und darum thaten sie den groben Mißgriff, den Gottesdienst seines künstlerischen Schmuckes zu entkleiden. Ein Kult, welcher, weil nicht schön gestaltet, nicht mit einer gewissen mystischen Magie die Einbildungskraft anzuregen und das Gefühl anzusprechen vermag, wird auf die Dauer die Menschen, nicht etwa nur die „ungebildeten", erkälten und geradezu langweilen. Der Protestantismus hat diese Gefahr längst erkannt. Er hat auch dies und das versucht, sie zu beseitigen. Aber sein Wesen verwehrt ihm, einen künstlerisch durchgebildeten und theatralisch wirksamen Gottesdienst zu schaffen. Was dabei herauskomme, wenn er es unternimmt, von dem Prachtgewande des katholischen Ritus

etliche Flicken sich anzueignen, haben uns die läppischen Mummereien der englischen „Ritualisten" gezeigt. Das Mächtige des katholischen Dienstes ist die symbolisirende Beseelung jedes seiner einzelnen Akte, die alle mitsammen wieder auf die Gesammtwirkung des Ganzen abzielen. Mit einer tiefen Erkenntniß des Menschen und seiner Bedürftigkeit hat die Kirche alle Künste in ihren Dienst zu ziehen gewußt, um eine Mythologie und einen Kultus in's Leben zu rufen, wodurch sich die Gläubigen angezogen, angeheimelt und festgehalten fühlen könnten und wirklich fühlen.

Unbefangene, urtheilsfähige und aufrichtige Beobachter bekennen, man empfinde in katholischen Kirchen, daß man es mit einer dauerhaften Macht, in protestantischen dagegen, daß man es nur mit einer vorübergehenden Meinung zu thun habe.

Von der Macht des Katholicismus hatten wir eine drastische Probe zur Stelle.

Auf den Stufen vor der Gnadenkapelle kniete einer der jungen und feinen Franzosen, die wir an der Mittagstafel gesehen, in inbrünstiger Andacht. Er hatte sein Gesicht fest an das Eisengitter gedrückt, seine Arme und Beine zitterten krampfhaft, große Schweißtropfen perlten an seinen tiefschwarzen Haaren. Etliche Schritte links hinter ihm kniete die schöne junge Französin mit dem Babelthurmhut auf dem Boden, ebenso im Gebete ringend, ebenso selbst- und weltvergessen. Diese beiden Menschen — ich hätte jeden Eid darauf geschworen — waren zur Stunde in jeder Fiber von der mystischen Magie ergriffen, von welcher ich vorhin sprach, und beide rangen, so gut sie es verstanden, nach der Ver-

einigung ihres Wesens mit dem der Gottheit, wie sie sich dieselbe vorstellten und an welche sie glaubten.

Ein achselzuckendes „Wahn! Wahn!“ hat solcher Energie der Ueberzeugung gegenüber gar nichts zu bedeuten. Denn was ist am Ende aller Enden Wahn und was Wahrheit? Das, was dafür zu halten die Menschen übereingekommen sind.

Indem ich meine Blicke durch die Wölbungen schweifen ließ, kam mir, ich weiß nicht wie und warum, die Frage: Was werden wohl unsere rothen Hunnen, wann sie einmal Meister geworden, aus dieser Wallfahrtskirche machen? Vielleicht eine Kammer ihres ungeheuren internationalen „Ergastulum“, allwo weiland Proletarier über weiland „Mastburger“ die Sklavenvögtepeitsche schwingen. Oder vielleicht — wer weiß? — um den von ihnen so hochgehaltenen Traditionen von 1793 gerecht zu werden, einen Tempel der „Déesse de la raison“, welche dann an der Stelle der schwarzen Muttergottes dort auf dem Altar thronen würde. Möglich sogar — denn wunderbar wechseln die Gedanken wie die Geschicke der Menschen — daß in der glühend andächtigen jungen Französin dort eine künftige „Göttin der Vernunft“ und in dem inbrünstig betenden jungen Franzosen ein künftiger Chaumette steckt. Warum denn nicht? Vom Anaxagoras Chaumette wissen wir mit Bestimmtheit, daß er ein salbungsvoller Oratorianermönch gewesen, bevor er der Pontifex Maximus des „Vernunftgottesdienstes“ in Notredame wurde, und die Demoiselle Maillard, welche eine so „reizende“ Déesse de la raison vorstellte, hatte eine strengreligiöse Erziehung in einem Kloster erhalten.

Ihr spottlacht über diese Zukunftsphantasie? Ich

aber sage euch: Es ist kein Unsinn so alt, daß er nicht wieder neu, und es ist keine Mode so toll, daß sie nicht wieder modisch werden könnte.

Denn es steht geschrieben, nicht in Büchern, aber in den Sternen: Die Thorheit, siehe, sie währet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Halleluja!

Inhalt.

	Seite
Offener Brief an M. C. in M.	V
Die Borgia	1
Eine Emancipirte des siebzehnten Jahrhunderts	121
Die betrübsame, jedoch sinnreiche und lehrhafte Geschichte von dem Bildungsfex Uriel Gumperle und von der Wagnerfurie Fortissima Pianosa	157
Römische Cäsaren:	
1. Tiberius	201
2. Caligula	240
Eine Verschwörung	277
Wallfahrt nach Mariä-Einsiedeln	345

NB. S. 124, Z. 15 v. o. ist statt „Ehrfurcht" zu lesen „Ehrsucht".

D
7
S32
1886
c.1
ROBA

D BY
RYANT COMPANY
CTD